
Völkerkunde
Heinrich Schurtz




University of Oxford
LIBRARY OF THE SCHOOL OF GEOGRAPHY



DIE ERDKUNDE.

EINE DARSTELLUNG
IHRER WISSENSGEBIETE, IHRER HILFSWISSENSCHAFTEN UND DER METHODE IHRES UNTERRICHTES.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **Ant. Becker** (Wien), Prof. **Jul. Beneš** (Wiener-Neustadt), a. o. Prof. Dr. **Cyr. Bodenstein** (Wien), Regierungsrat Direktor Dr. **E. Gelcich** (Triest), o. ö. Prof. Dr. **Wilh. Götz** (München), o. ö. Prof. Dr. **Siegm. Günther** (München), Vorstand I. Klasse im k. u. k. mil.-geogr. Institut **Vinz. Haardt v. Hartenthurn**, Prof. Dr. **Norbert Herz** (Wien), a. ö. Prof. Dr. **R. F. Kaindl** (Czernowitz), o. ö. Prof. Dr. **A. Kirchhoff** (Halle a. d. S.), Prof. **H. Lanner** (Floridsdorf), o. ö. Prof. Dr. **Ferd. Löwl** (Czernowitz), Dozent Dr. **Wilh. Meinardus** (Berlin), Prof. Dr. **Jul. Mayer** (Freistadt), Dozent Dr. **Joh. Willib. Nagl** (Wien), Prof. Dr. **K. Preißler** (Graz), Direktor Dr. **Fr. Rimmer** (Wiener-Neustadt), Schulrat Prof. Dr. **Wilh. Schmidt** (Wien), Dozent Dr. **W. Schram**, Leiter des österr. Gradmessungsbureaus (Wien), Dr. **Heinr. Schurtz** (Bremen), o. ö. Prof. Dr. **Wilh. Trabert** (Innsbruck), Prof. **Arth. Vital** (Triest), Dr. **H. Walser** (Bern)

herausgegeben von

MAXIMILIAN KLAR,

Professor an der Landes-Real- und höheren Gewerbeschule in Wiener-Neustadt.

XVI. TEIL.

VÖLKERKUNDE.

Von Dr. **Heinrich Schurtz.**

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1903.

VÖLKERKUNDE.

VON

DR HEINRICH SCHURTZ,
BREMEN.

MIT 34 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1903.

Verlags-Nr. 885.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn

Vorwort.

Dr. Heinrich Schurtz, ein treuer Mitarbeiter an dem von mir herausgegebenen Werke „Die Erdkunde", einer der Führer der jüngeren ethnologischen Schule, ein Mann voll Schaffenslust und Tatkraft, reich an Wissen und Erfahrung, ist während der Drucklegung dieses Bandes der Wissenschaft jäh durch den Tod entrissen worden.

Die Früchte seiner rastlosen literarischen Tätigkeit sind in den angesehensten Fachschriften niedergelegt; eine Reihe bedeutsamer wissenschaftlicher Arbeiten gibt Zeugnis von der schöpferischen Kraft des Gelehrten und Forschers — sie sichern ihm einen dauernden Ruf.

Ehre seinem Andenken!

Die schwere Krankheit des Autors hinderte ihn, die Drucklegung der vorliegenden Arbeit vollständig zu überwachen und dieses sein letztes treffliches Werk, versehen mit einem Begleitwort, dem Leserkreise selbst zu übergeben. Die Schlußkorrektur und die endgültige Fertigstellung des Bandes mußte daher der Herausgeber übernehmen.

Aus dem gleichen Grunde unterblieb auch die Abfassung eines Vorwortes durch den Autor selbst, welches in eingehender Weise den Ideengang klargelegt hätte, der ihm bei Anlage und Durchführung des Werkes vorschwebte.

Als Ersatz hiefür bietet der Herausgeber das der Verlagsfirma für den Prospekt gelieferte Autoreferat, welches trotz der skizzenhaften Form in Verbindung mit der wohlgeordneten Inhaltsangabe doch einen orientierenden Blick durch den stoffreichen Band gewährt:

„Die Völkerkunde ist hier im weiteren Sinne gefaßt, indem alle Zweige der Wissenschaft vom Menschen zu besserer Erkenntnis der Völkerverhältnisse

herangezogen sind. Vom anthropologischen Standpunkt wird ein Überblick über die Rassen gegeben, vom linguistischen wird eine Einteilung der Menschheit in Sprachgruppen versucht. Am ausführlichsten aber sind die Anfänge der Kultur behandelt, und zwar einerseits die der materiellen, anderseits die der geistigen Kultur. Die Prähistorie wird bei alledem nach Möglichkeit berücksichtigt. Nachdem so ein klares Bild der Menschheit und ihrer Entwicklung gewonnen ist, folgt als letzter Hauptabschnitt ein Überblick über die Völker der Erde, die nach Rassenzugehörigkeit, Sprache und sonstigen Eigentümlichkeiten kurz charakterisiert werden. Den Schluß bildet eine Anregung und Anleitung zur Mitarbeit an der ethnologischen Forschung."

Wiener-Neustadt, im Juli 1903.

Prof. Maximilian Klar.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitung 1

1. Die Völkerkunde als Wissenschaft 1
2. Grundlagen der Völkerkunde 1
3. Zweigwissenschaften der Völkerkunde 2
4. Umfang und Methode der Forschung 3
5. Geschichtliche Entwicklung der Völkerkunde 3

ERSTER HAUPTTEIL.

Grundlagen der Völkerkunde.

I. Physische Anthropologie 5

A. Wesen und Entstehung der Rassen 5
1. Einheit des Menschengeschlechtes 5
2. Alter der Menschheit 5
3. Rassenbildung 6
4. Die Rassenmerkmale: Knochengerüst 6
5. Gesichtsbildung 7
6. Haut, Haare, Augen 8
7. Sonstige Merkmale 9
8. Rassenbildung 9

B. Versuche der Rasseneinteilung 10
1. Schwierigkeiten 10
2. Künstliche Systeme 10
   a) Nach der Hautfarbe 10
   b) Nach der Schädelform 11
   c) Nach der Haarform 11
3. Natürliche Systeme 11
4. Natürlich-historische Systeme 12
5. Ergebnis 12

C. Übersicht der Menschenrassen 13
I. Alte Rassen 13
1. Die paläasiatische Rasse 13
2. Die äthiopische Rasse 13
3. Die Zwergrasse 14

II. Hauptrassen 15
A. Hellfarbige oder europäisch-westasiatische Rassengruppe . 15
1. Allgemeines 15
2. Nordische Hauptrasse 15
3. Alpine Hauptrasse 16
4. Mittelländische Hauptrasse 16

Seite

B. Asiatisch-polynesische Rassengruppe 18
1. Allgemeines 18
2. Mongolische Hauptrasse 18
3. Malaio-polynesische Hauptrasse 19
C. Nigritische Hauptrasse 20
1. Allgemeines 20
2. Erster Zweig: Die Neger 21
3. Zweiter Zweig: Die dunkelfarbigen Inder 22
4. Dritter Zweig: Indonesische und ozeanische Nigritier 22
5. Vierter Zweig: Australier und Tasmanier 22
D. Amerikanische Hauptrasse 22
1. Selbständigkeit Amerikas 22
2. Kennzeichen der Rasse 23
III. Mischrassen 24
1. Finnisch-ugrische Mischrasse 24
2. Berberische Mischrasse 24

II. Anthropogeographie 24

A. Das Wohngebiet 24
1. Die Ökumene 24
2. Einfluß des Klimas 25
3. Einfluß der Höhenlage 25
4. Einfluß der Nähe des Meeres 26
5. Der geographische Horizont 26
B. Wachstum und Bewegungen der Völker 27
1. Mensch und Boden 27
2. Festere Verbindung mit dem Boden 27
3. Wanderungen 28
4. Die Wanderstraßen der Erde 29
5. Kulturzonen 29
C. Politische Geographie 30
1. Der Staat 30
2. Größe und Wachstum der Staaten 30
3. Die Grenzen 31
4. Gleichgewicht der Staaten 31

III. Sprachenkunde 32

A. Wesen und Ursprung der Sprache 32
1. Lautsprache und Geberdensprache 32
2. Wesen der Lautsprache 33
3. Ursprung der Sprache 33
4. Sprachenumbildung 34
5. Ordnung der Sprachen in Gruppen 34
B. Sprache und Volk 35
1. Volk als sprachliche Gruppe 35
2. Bedeutung der Sprache für das Volkstum 36
3. Einfluß der geographischen Verhältnisse 37
4. Werden und Vergehen der Sprachen 37
C. Einteilung der Menschheit nach der Sprache 38
1. Zweck der Einteilung 38
2. Gesichtspunkte der Anordnung 39
3. Amerikanische Sprachgruppe 39
4. Asiatische Sprachgruppen 40
5. Afrikanische Sprachen 40
6. Indonesische und ozeanische Sprachen 40
7. Europäische Sprachen 41

Seite
D. Die Schrift . . . 41
1. Schrift und Sprache . . . 41
2. Ursprung der Schrift; Bilderschrift . . . 41
3. Knotenschrift, Kerbhölzer . . . 42
4. Schrift als Dienerin der Lautsprache . . . 42
5. Silbenschrift . . . 43
6. Buchstabenschrift . . . 43
7. Das Schreiben . . . 44

ZWEITER HAUPTTEIL.

Vergleichende Völkerkunde.

I. Gesellschaftslehre . . . 45
A. Wesen und Ursprung der Gesellschaft . . . 45
1. Geselliger Charakter der Menschen . . . 45
2. Familientrieb und Gesellschaftstrieb . . . 46
3. Gesellschaftstheorien: Der Gesellschaftsvertrag . . . 46
4. Die Gesellschaftsseele . . . 47
5. Gesellschaftstheorien auf völkerkundlicher Grundlage . . . 47
B. Primäre Arten der Gesellschaft . . . 48
1. Familie, Horde, Stamm . . . 48
2. Altersklassen und Männerverbände . . . 48
3. Die Sippe . . . 50
4. Umbildung der Sippe . . . 50
5. Polygamie und Polyandrie . . . 51
6. Verhalten gegen Fremde . . . 51
C. Sekundäre Arten der Gesellschaft . . . 52
1. Ursachen weiterer Umbildungen . . . 52
2. Häuptlingsschaft . . . 52
3. Priesterschaft . . . 53
4. Unterschiede des Besitzes . . . 53
5. Adel . . . 54
6. Kasten und Berufsgruppen . . . 55
7. Sklaverei und Hörigkeit . . . 55
8. Regierungsformen . . . 56
D. Sitte und Brauch . . . 56
1. Bedeutung der Gesellschaftsformen . . . 56
2. Gruß . . . 57
3. Geburt, Reifezeit, Ehe . . . 57
4. Totenfeier . . . 58
5. Andere Gebräuche . . . 59
E. Rechtspflege . . . 59
1. Das Recht als Funktion der Gesellschaft . . . 60
2. Entstehung des Rechtes innerhalb der Gesellschaft . . . 60
3. Entstehung des Rechtes durch Vereinigung von Gruppen . . . 60
4. Schutz des Eigentums . . . 61
5. Strafe . . . 61
6. Asyle . . . 62
II. Wirtschaftslehre . . . 63
A. Grundsätze der Wirtschaft . . . 63
1. Die Ernährung . . . 63
2. Wirtschaft und Gesellschaft . . . 63
3. Wirtschaftsentwicklung . . . 63
4. Die Arbeit . . . 64
5. Die Enthaltsamkeit . . . 65
6. Die Raubwirtschaft . . . 65

Seite

B. Die Wirtschaftsformen 66
1. Sammelwirtschaft 66
2. Anfänge des Ackerbaues 66
3. Anfänge der Viehzucht 67
4. Höhere Formen des Ackerbaues 68
5. Garten- und Plantagenbau 69

C. Kulturpflanzen und Haustiere 69
1. Allgemeines 69
2. Gesichtspunkte des Überblickes 70
3. Altasiatischer Kulturkreis 71
4. Jüngerer westasiatisch-europäischer Kulturkreis 71
5. Ostasiatischer Kulturkreis 71
6. Der indische Kulturkreis 72
7. Der indonesisch-ozeanische Kulturkreis 72
8. Der amerikanische Kulturkreis 72
9. Vereinzeltes 73

D. Gewerbe und Handel 73
1. Anfänge des Gewerbes 73
2. Orts- und Stammesgewerbe 74
3. Pariahandwerker 74
4. Höhere gewerbliche Formen 75
5. Anfänge des Handels: Stummer Handel 76
6. Markthandel 76
7. Fernhandel 77
8. Geld 77

III. Kulturlehre 78

Erster Teil. Der stoffliche Kulturbesitz 78

A. Die Naturstoffe und Naturkräfte 78
1. Geist, Kraft, Stoff 78
2. Die Naturstoffe im allgemeinen 79
3. Stein 79
4. Metall 80
5. Die natürlichen Werkzeuge des Menschen 81
6. Die künstlichen Werkzeuge 82
7. Die Naturkräfte 83

B. Die Technik 83
1. Bedeutung der Technik 83
2. Die Erzeugung des Feuers 84
3. Bearbeitung der Felle und der Baumrinde 85
4. Flechten und Weben 86
5. Bearbeitung des Holzes 87
6. Bearbeitung der Steine 87
7. Töpferei 88
8. Anfänge der Metalltechnik 88

C. Geräte und Waffen 89
1. Aufbau und Zerstörung 89
2. Schneidende Werkzeuge und Waffen 89
3. Stechende Werkzeuge und Waffen 89
4. Zertrümmernde Werkzeuge und Waffen 90
5. Feuerwaffen 91
6. Axt und Hacke, Grabstock 92
7. Gefäße 94
8. Hausgerät 94
9. Jagd- und Fischereigerät 95

Seite
D. Schmuck und Kleidung . . . 96
1. Der Schmuck . . . 96
2. Arten des Schmuckes . . . 97
3. Schmuck als Abzeichen . . . 97
4. Die Kleidung . . . 98
5. Die Kleidungsstoffe . . . 99
6. Kleidung und Klima . . . 100
7. Die Mode und die Volkstrachten . . . 101
E. Bauwerke . . . 101
1. Natürliche Schutzmittel als Vorbilder . . . 101
2. Konstruktion . . . 102
3. Baustoffe . . . 104
4. Klimatische Einflüsse . . . 104
5. Bauten für verschiedene Zwecke . . . 106
6. Dorfanlagen . . . 106
7. Befestigungen . . . 107
F. Verkehrsmittel . . . 107
1. Erhöhung der Beweglichkeit und Tragfähigkeit des Menschen 107
2. Fahren und Reiten . . . 108
3. Straßen . . . 108
4. Brücken . . . 109
5. Anfänge der Schiffahrt . . . 109
6. Entwickeltere Schiffsformen . . . 110
7. Schiffsgerät . . . 111

Zweiter Teil. Der geistige Kulturbesitz . . . 112

A. Die Religion . . . 112
1. Die Anfänge religiösen Lebens . . . 112
2. Manismus . . . 113
3. Animismus . . . 115
4. Anfänge der Mythologie . . . 115
5. Die Kultformen . . . 116
6. Die Mystik . . . 117
7. Entstehung des Priestertums . . . 118
8. Göttersysteme . . . 119
9. Lichtgötter . . . 120
10. Religion und Sittlichkeit . . . 121
B. Die Kunst . . . 122
1. Wesen der Kunst . . . 122
2. Kunstformen . . . 123
3. Der Tanz . . . 123
4. Die Musik . . . 124
5. Musikalische Instrumente . . . 125
6. Die Dichtung . . . 126
7. Freie bildende Künste: Malerei . . . 127
8. Plastik . . . 128
9. Unfreie bildende Kunst: Ornamentik . . . 128
10. Das Spiel . . . 130
C. Die Wissenschaft . . . 131
1. Bedeutung der Wissenschaft . . . 131
2. Maß und Zahl . . . 132
3. Erd- und Himmelskunde . . . 133
4. Geschichte . . . 134
5. Heilkunde . . . 134

DRITTER HAUPTTEIL.

Die Völker der Erde.

Seite

Allgemeine Bemerkungen 136

A. Die Völker Asiens und Europas 137

I. Indogermanische (indoeuropäische, arische) Völkergruppe 137

A. Europäische Hauptgruppe 137
1. Keltischer Zweig 137
1. Allgemeines 137
2. Ältere keltische Völker 137
3. Die Kelten der Gegenwart 138
2. Romanischer Zweig 138
1. Allgemeines 138
2. Die Italiener 139
3. Die Franzosen 139
4. Die Spanier 140
5. Die Portugiesen 140
6. Die romanischen Volksreste der Alpen 141
7. Die Rumänen 141
3. Griechischer und thrako-illyrischer Zweig 141
1. Allgemeines 141
2. Die Griechen 142
3. Die Albanesen 142
4. Germanischer Zweig 142
1. Allgemeines 142
2. Die Skandinavier 143
3. Die Deutschen 143
4. Die Engländer 144
5. Slavisch-lettischer Zweig 145
1. Allgemeines 145
2. Die Westslaven 146
3. Die Ostslaven 146
4. Die Südslaven 146
5. Letten und Littauer 147

B. Asiatische Hauptgruppe (Arier im engeren Sinne) . . . 147
1. Allgemeines 147
2. Die Iranier 148
3. Die Inder (Hindu) 149

II. Mongolische Völkergruppe 150

A. Ostasiatische Hauptgruppe 150
1. Die Chinesen 150
2. Die Koreaner 152
3. Die Japaner 152

B. Hochasiatische Hauptgruppe 153
1. Ältere mongolische Völker 153
2. Die Mongolen 153
3. Die Türken 154
4. Die Tibeter 155
5. Die Tungusen 155

C. Ural-altaische Hauptgruppe 155
1. Die Samojeden 155
2. Die Finnen 156

D. Hinterindische Hauptgruppe 156
1. Birmanen 156
2. Siamer 156
3. Annamer 157

Seite

III. Semitische Völkergruppe 157
A. Ältere semitische Völker 157
1. Die Babylonier und Assyrer 157
2. Die Phönizier 157
3. Die Aramäer 158
4. Die Lyder 158
B. Völker der Gegenwart 158
1. Die Araber 158
2. Die Juden 159
3. Syrische Semiten 159
IV. Dravidische Völkergruppe 160
1. Die Dravidavölker 160
2. Die Mundavölker 160
V. Malaiische Völkergruppe 161
1. Geographische Verbreitung und Vorgeschichte 161
2. Die Bewohner der Sundainseln 161
3. Die Bewohner der Philippinen 162
4. Die Bewohner Madagaskars 162
5. Die Polynesier und Mikronesier 162
VI. Reste älterer Völkergruppen 163
1. Die Basken 163
2. Die Kaukasusvölker 163
3. Sibirier und Aino 163

B. Die Völker Afrikas 164
I. Hamitische Völkergruppe 164
1. Die Berber 164
2. Die Äthiopier 164
3. Die Hamiten Ostafrikas 165
4. Die Hamiten Mittel- und Westafrikas 165
II. Nigritische Völkergruppe 165
1. Sudanneger 165
2. Die Bantu 166
3. Neger außerhalb Afrikas 167
III. Gruppe der Hottentotten und Zwergvölker 167
1. Hottentotten 167
2. Zwergvölker 167

C. Die Völker Amerikas 168
1. Die Indianer Nordamerikas 168
2. Die Indianer Mittelamerikas 170
3. Die Indianer Südamerikas 170
4. Die Eskimo 171

D. Die Völker Australiens 172
1. Australier und Tasmanier 172
2. Papua und Melanesier 172

Anleitung zu selbständiger Arbeit auf dem Gebiet der Völkerkunde 174
Direkte Beobachtung 174
Museumsarbeit 174
Prähistorie 175
Historische Landschaft 176
Rassenkunde 176
Anthropogeographie 177
Wirtschaftskunde 177
Gesellschaftslehre 177
Beobachtung der Kinder 178

Einleitung.

1. Die Völkerkunde als Wissenschaft.

Wie alle Erscheinungen der Natur ist auch der Mensch ein Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung, ja er ist der wichtigste von allen, da der Drang nach Selbsterkenntnis aller wissenschaftlichen Tätigkeit bewußt oder unbewußt zu Grunde liegt. In zweierlei Weise ist es möglich das Wesen der Menschheit zu ergründen: Man kann entweder den einzelnen Menschen betrachten, seinen Körperbau, seine Lebenstätigkeit, seine geistige Fähigkeit und seinen Charakter studieren, oder man kann die Menschen als Erzeugnisse und Mitglieder gesellschaftlicher Gruppen ins Auge fassen. Auf dem ersten Wege gelangt man zu den Wissenschaften der physischen (oder somatischen) Anthropologie und der Psychologie, auf dem andern zur Völkerkunde. Die Völkerkunde ist eine sehr umfassende Wissenschaft und zerfällt wieder in zahlreiche kleinere Forschungszweige. Sie steht außerdem in engem Zusammenhang mit anderen Wissenschaften, auf die sie sich stützen muß, um sichere Grundlagen ihrer Arbeit zu gewinnen.

Über die Benennung der verschiedenen Wissenszweige herrscht vielfach Unklarheit. Man bezeichnet oft die ganze Wissenschaft vom Menschen als Anthropologie und betrachtet die physische Anthropologie oder Somatologie, wie sie Brinton nennt, und die Völkerkunde als einzelne Teile dieser Gesamtwissenschaft, denen sich dann die Prähistorie als dritter Teil anreiht.

2. Grundlagen der Völkerkunde.

Die Völkerkunde teilt die Menschheit in gesellschaftliche Gruppen ein (Familien, Stämme, Völker); aber diese Einteilung ist nicht die einzig mögliche, sondern muß durch andere ergänzt, erläutert werden. Deshalb ist die Völkerkunde genötigt, die Ergebnisse mehrerer anderer Wissenschaften ihren Forschungen mit zu Grunde zu legen. Wer die gesellschaftlichen Gruppen kennen lernen will, muß zunächst den einzelnen Menschen genauer untersuchen, also die physische Anthropologie heranziehen. Vergleicht man dann den Körperbau und die sonstigen Eigenschaften der einzelnen miteinander, so findet man Ähnlichkeiten und Unterschiede, nach denen man

die Menschen in anthropologische Verwandtschaftsgruppen oder Rassen zerlegen kann. Rassen und Völker aber sind durchaus nicht dasselbe. Wie die Rassenlehre aus der physischen Anthropologie, so entsteht aus der Einzelpsychologie die Völkerpsychologie, ein aussichtsreicher, aber noch wenig bearbeiteter Wissenszweig, der vorläufig am besten gemeinsam mit der Rassenlehre dargestellt wird. Ferner ist jedes Volk in seinen Schicksalen und seinem Wesen durch den Boden bestimmt, den es bewohnt; es ist in diesem Sinne eine rein geographische Einteilung der Menschheit möglich. Diese Beziehungen des Menschen zum Boden untersucht eine junge Zweigwissenschaft der Erdkunde, die Anthropogeographie. Ferner zerfallen die Menschen auch in sprachliche Gruppen, die wieder nicht ganz mit den bisher genannten zusammenfallen; somit erscheint auch die vergleichende Sprachforschung (Linguistik) als wichtige Hilfswissenschaft der Völkerkunde. Die auf verschiedenen Wegen entstehenden Gruppen der Menschheit wirken in mannigfacher Weise aufeinander ein und bestimmen das Wesen der größeren gesellschaftlichen Verbände.

So ist z. B. das englische Volk ursprünglich aus verschiedenen Rassen und Völkern zusammengesetzt. In den Kolonien und Tochterländern haben sich unter den geographischen Einflüssen bereits eigenartige Gruppen neu gebildet (vor allem die Yankees). Sprachlich gehören jetzt viele Neger, Indianer und Mischlinge mit den Engländern zu einer gemeinsamen Gruppe, politisch endlich sind zahlreiche ganz unenglische Völker (Inder, Polynesier, Kaffern u. s. w.) mit England vereinigt.

3. Zweigwissenschaften der Völkerkunde.

Von den eben genannten Hilfswissenschaften abgesehen zerfällt die Völkerkunde im engeren Sinne in mehrere Zweige. Wie alle Naturwissenschaften hat sie zunächst eine rein beschreibende (deskriptive) Aufgabe: Sie soll möglichst wahr und vorurteilslos die einzelnen Völker in ihrer Eigenart schildern und auf diese Weise endlich ein treues Bild der ganzen Menschheit geben. Diese beschreibende Völkerkunde benennt man wohl mit dem besonderen Ausdruck Ethnographie. Aber eine bloße Beschreibung kann schon deshalb nicht genügen, weil die Menschheit nie dieselbe bleibt, sondern sich beständig umbildet, verschiebt, vermehrt oder vermindert und ferner noch mehr deshalb, weil die Zustände der Gegenwart sich erst aus der Vergangenheit erklären lassen. Es muß also die Entwicklung der Menschheit und ihrer Zustände untersucht werden. So entsteht die vergleichende Völkerkunde oder Ethnologie. Noch in einem andern Sinne aber zerfällt die Völkerkunde und insbesondere die Ethnologie in einzelne Teilwissenschaften. Zunächst sind die Völker und die übrigen gesellschaftlichen Verbände nicht etwas Selbstverständliches, sondern haben sich aus niederen Formen entwickelt und wandeln sich noch immer um; mit diesen Vorgängen beschäftigt sich die Gesellschaftslehre oder Soziologie, zu der auch die vergleichende Rechtskunde gehört. Ferner wird das Leben der Völker beständig durch die Bedürfnisse der Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. in Bewegung erhalten und umgestaltet; den Einfluß dieser Antriebe auf die Menschheit sucht die Volkswirtschaftslehre oder Nationalökonomie darzustellen. Endlich müssen die Kulturbesitztümer, geistige wie stoffliche,

miteinander verglichen und zur Erkenntnis der Menschheitsentwicklung nutzbar gemacht werden; damit bildet sich die Kulturlehre als dritter großer Zweig der Ethnologie, der dann wieder zahlreiche Seitensprößlinge treibt (Waffenkunde, Trachtenkunde, vergleichende Mythologie u. dgl.).

4. Umfang und Methode der Forschung.

Im Grunde müßte sich die Völkerkunde mit allen Völkern der Erde, den höchstentwickelten wie den tiefststehenden, in gleich eingehender Weise befassen. In Wirklichkeit freilich hat sich die geschichtliche und sonstige Untersuchung der Kulturvölker so früh und selbständig entwickelt, daß die Völkerkunde hier höchstens ergänzend eintreten kann. Um so eifriger und erfolgreicher hat sie sich der Untersuchung der lange vernachlässigten primitiven oder Naturvölker zugewendet. Gerade die Anfänge und einfachsten Formen der menschlichen Entwicklung lassen sich auf diesem Wege finden, so daß die Völkerkunde bereits im stande gewesen ist, vielen längst bestehenden Wissenschaften eine neue und bessere Grundlage zu geben. Selbstverständlich wird sie bei ihren Forschungen auch alle historischen Nachrichten über Naturvölker und über ältere Daseinsformen heranziehen. Sie ist aber selbst im stande, mit Hilfe ihrer eigenartigen vergleichenden Arbeitsweise weit über die Grenzen der geschichtlichen Überlieferung hinaus Zeugnisse älterer Zustände zu untersuchen und zu verwerten; die Erforschung vorgeschichtlicher Kulturreste hat eine besondere Zweigwissenschaft, die Prähistorie (Vor- oder Urgeschichte) entstehen lassen. — Um ein tieferes Verständnis der Menschheitsentwicklung und besonders ihrer frühesten Anfänge zu erlangen, wird man nicht ohne Nutzen auch die Zustände der Tierwelt ins Auge fassen, und endlich bietet die Beobachtung der Kinder, die im kleinen die Entwicklung der Menschheit nochmals durchmachen, der Völkerkunde mancherlei Anregung.

5. Geschichtliche Entwicklung der Völkerkunde.

Die Völkerkunde ist eine sehr junge Wissenschaft, während einzelne ihrer Zweige, wie die Volkswirtschaftslehre und Teile der Gesellschaftslehre (namentlich die Staatswissenschaften), sich früh selbständig entwickelt haben; dadurch sind für den gleichmäßigen Aufbau der Völkerkunde große Schwierigkeiten entstanden. Auch sonst hat die unbefangene vergleichende Tätigkeit der neuen Wissenschaft nicht immer den Beifall älterer, von der naturwissenschaftlichen Forschungsweise wenig berührter Wissenszweige gefunden: die Jurisprudenz hat lange der vergleichenden Rechtskunde kühl und abweisend gegenübergestanden, ebenso die Theologie der ethnologischen Religionsforschung. — Im klassischen Altertum ist höchstens von Anfängen der Ethnographie die Rede, die vergleichende Völkerkunde ist ganz unbekannt; noch schlimmer stand es im Mittelalter. Erst die Zeit der großen Entdeckungsreisen belebte wieder die Teilnahme für fremde Völker, namentlich die Unterschiede der Rassen regten zu wissenschaftlichem Nachdenken an. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts erweckten die günstigen Schilderungen

der Südsee-Insulaner, die Cook und seine Nachfolger gaben, allgemeine Aufmerksamkeit; man begann die primitiven Zustände mit denen des Kulturlebens zu vergleichen, zunächst in kindlich-ungeschickter Weise, wie Rousseau, der in der Rückkehr zum „Naturzustand“ das einzige Heil der Menschheit sah. Ernster und erfolgreicher nahmen Männer wie Cuvier und Blumenbach das Studium der Völker auf. Immerhin währte es noch recht lange, ehe die Völkerkunde wissenschaftliches Bürgerrecht erlangte; auch hier gingen wieder einzelne Forschungszweige den andern voran. Die vergleichende Sprachenkunde bewies zuerst ihre Wichtigkeit für die Geschichte der Menschheit, nach der Mitte des XIX. Jahrhunderts gab Bachofen der Gesellschaftslehre einen entscheidenden Anstoß, auch die Prähistorie gelangte rasch zu glänzender Entwicklung. Der Aufschwung der Naturwissenschaften, der unter dem Zeichen des Darwinismus erfolgte und zunächst die physische Anthropologie mächtig anregte, trug auch viel zur weiteren Fortbildung der Völkerkunde bei, die in zahlreichen Museen ihr wissenschaftliches Rüstzeug zu sammeln begann. Herrschte anfangs die ethnographische Sammelmethode unter dem Einfluß Adolf Bastians vor, so hat sich neuerdings daneben die vergleichende Völkerkunde in verheißungsvoller Weise entfaltet. Noch freilich ist unendlich viel Arbeit zu leisten, ehe nur die wichtigsten Teile der Wissenschaft auf sicheren Boden gestellt sind.

Eine besondere Entwicklung hat ein ebenfalls junger Zweig der Völkerkunde genommen, die Volkskunde (Folklorismus), die sich mit den Resten primitiver Sitten, Bräuche und Besitztümer beschäftigt, die bei Kultur- und Halbkulturvölkern zu finden sind. Auch die vergleichende Mythologie fällt zum Teil mit ihr zusammen.

ERSTER HAUPTTEIL.

Grundlagen der Völkerkunde.

I. Physische Anthropologie.

A. Wesen und Entstehung der Rassen.

1. Einheit des Menschengeschlechts.

Jede Untersuchung der Rassen muß von der Tatsache ausgehen, daß das Menschengeschlecht eine große Einheit bildet. Vom rein biologischen Standpunkte aus kann man es als einzige Art der Säugetierfamilie der Aufrechtgehenden aus der Ordnung der Primaten bezeichnen; die Rassen sind nur Spielarten, die bei ihrer Vermischung lebens- und fortpflanzungsfähige Nachkommen erzeugen können. Von den höherstehenden Tieren sind die Menschen vor allem dadurch scharf getrennt, daß bei ihnen das Gehirn außerordentlich entwickelt ist, mit andern Worten, daß das geistige Leben stärker ist als das vegetative. Nur der Mensch besitzt eine höher entwickelte Sprache, nur der Mensch verstärkt die natürlichen Hilfsmittel seines Körpers durch Werkzeuge, Geräte und Waffen.

2. Alter der Menschheit.

Die Zeiten, in denen zuerst Menschen auf der Erde erschienen sind, liegen weit zurück. Mit Sicherheit sind Reste des Menschen aus der Diluvialzeit (Eiszeit) nachgewiesen, doch dürften schon gegen Ende der Tertiärzeit (Braunkohlenzeit) echte Menschen existiert haben. Am dunkelsten ist immer noch die Frage, wie man sich die früheste Entwicklung vorzustellen hat, mag man nun, wie die entschiedenen Darwinisten, den Menschen mit den anthropomorphen Affenarten auf einen gemeinsamen Stammvater zurückführen, oder mag man, wie Haacke nachzuweisen sucht, einen besonderen, bis in die Anfänge des Lebens zurückreichenden Stammbaum der Menschheit annehmen. Im allgemeinen sind Reste, die man als niedere Stammformen des Menschen betrachten kann, sehr selten. Mit einiger Sicherheit kann

man nur auf den im Pliocän von Java gefundenen Pithecanthropus erectus hinweisen, der zwischen dem Gibbon und dem Menschen in der Mitte zu stehen scheint, auf den berühmten vielumstrittenen Neandertalschädel und auf einige wenige sonstige Reste. Im übrigen stehen wir vor der auffallenden Tatsache, daß die ältesten nachweisbaren Menschen sich von denen der Gegenwart nur unwesentlich unterschieden. Es ist auch vorläufig ganz unmöglich festzustellen, ob alle Menschen auf ein Stammpaar zurückgehen oder ob sich Menschen an verschiedenen Punkten der Erde selbständig entwickelt haben (Monogenismus oder Polygenismus).

Die Anhänger der Polygenie teilen die Menschheit nicht in Rassen ein, sondern in Arten, so zuerst der französische Forscher Virey, dann Bory de St. Vincent und der Amerikaner Morton. Im allgemeinen hat diese Anschauungsweise wenig Beifall gefunden.

3. Rassenbildung.

Auch über die Art, wie sich die älteren Rassentypen entwickelt haben, ist noch wenig zu sagen. Vielleicht läßt sich annehmen, daß am Anfange der Menschheitsentwicklung der Körper des Menschen auf die Einflüsse des Klimas und der Umgebung stärker reagiert hat als gegenwärtig, wo die Gehirntätigkeit ganz überwiegt. Es ist z. B. sehr möglich, daß die helle Haut- und Haarfarbe der europäischen Völker während der Eiszeit entstanden ist und eine Anpassung an die Schneelandschaft darstellt; bei den heutigen Polarvölkern, die sich durch ausgiebige Kleidung und durch ihre Wohnungen dem Einfluß der Natur viel mehr entziehen, findet ein solches Ausbleichen nicht mehr statt. Es können sich auch unter besonders günstigen Lebensbedingungen neue Spielarten durch Verkürzung des Schädels, Kräuselung des Haares, Farbenänderung der Haut, des Haares und der Augen gebildet haben, wie wir ähnliches bei den Haustieren beobachten, die dem Kampf ums Dasein entzogen sind. Die Rassen, mögen sie entstanden sein wie sie wollen, können durch Mischung neue Unterrassen bilden.

Bei der Mischung verschiedener Rassen vererben sich übrigens die einzelnen Rassenmerkmale nicht gleichmäßig. Die Hautfarbe der Kinder zeigt bei der Mischung heller und dunkler Rassen meist einen mittleren Ton; mischen sich dagegen z. B. Langschädel und Kurzschädel, so haben die Kinder nicht durchweg eine mittlere Schädellänge, sondern es finden sich unter ihnen auch wieder ausgeprägte Lang- und Kurzschädelige. Ebenso sind die Kinder eines blonden Vaters und einer schwarzhaarigen Mutter in der Regel nicht sämtlich braunhaarig, sondern wieder zum Teil blond und schwarz. Aus diesem Grunde bleiben manche Rassenmerkmale trotz aller Mischung dauernd erhalten.

4. Die Rassenmerkmale: Knochengerüst.

Unter allen physischen Kennzeichen der Rasse sind die Eigentümlichkeiten des Knochengerüstes und insbesondere des Schädels am gründlichsten untersucht und verwertet worden. Es liegt das teilweise schon daran, daß der Knochenbau die ganze Beschaffenheit des Körpers vielfach bestimmt, vor allem aber an dem Umstande, daß uns von älteren Menschengeschlechtern fast nur Knochenreste zum Vergleich mit den jetzt lebenden zur Verfügung stehen. Der Schädel wieder, der das Gehirn birgt und zu dessen Größe und Beschaffenheit in einem gewissen Verhältnis steht, ist weitaus der wich-

tigste Teil des ganzen Knochengerüstes. Schädelmessungen sind denn auch ein Haupthilfsmittel der vergleichenden Rassenkunde. Obwohl nun der Schädel nach den verschiedensten Gesichtspunkten gemessen werden kann, hat doch vorläufig nur die Bestimmung der Breite und Länge der Schädelkapsel für die Rassenlehre Bedeutung erlangt. Setzt man die Länge des Schädels, die stets größer ist als die Breite, gleich 100, so erhält man für die Breite eine entsprechend kleinere Zahl, den sogenannten Index. (Ist z. B. der Schädel 25 *cm* lang und 20 *cm* breit, so beträgt der Index 80.) Steht der Index zwischen 58 und 75, so ist der Mensch langköpfig (dolichokephal), steht er zwischen 75 und 80, mittelköpfig (mesokephal), und zwischen 80 und 98 kurzköpfig (brachykephal). Die äußersten Formen der Lang- und Kurzköpfigkeit nennt man wohl auch hyperdolichokephal und hyperbrachykephal. Ergänzend spricht man auch von Flach-, Mittel- und Hochschädeln, indem man die senkrechte Höhe des Schädels berücksichtigt. Länge und Kürze des Schädels haben mit der absoluten Größe des Kopfes nichts zu tun: Ein Dolichokephale kann einen winzig kleinen Kopf haben, ein Brachykephale einen sehr großen. — Neben den Schädelformen ist die Höhe des gesamten Knochengerüstes, mit anderen Worten die Körpergröße, ein sehr wichtiges Rassenmerkmal. Auch die Größenverhältnisse der Körperteile schwanken bei den verschiedenen Völkern; die Japaner haben z. B. im Gegensatz zu den Durchschnittseuropäern durchweg sehr kurze Beine und einen langen Oberkörper.

Bei der Prüfung der Schädelformen ist zu berücksichtigen, daß viele Völker dem Schädel des Kindes durch Einpressen eine künstliche Form geben. Auch andere körperliche Merkmale werden durch absichtliche Verunstaltungen zuweilen beeinflußt und für die Rassenbestimmung unbrauchbar.

5. Gesichtsbildung.

Das Gesicht des Menschen, in dessen Ausdruck sich sein Charakter und sein Innenleben spiegelt, ist für die Rassenkunde von großer Bedeutung, aber wegen der Schwierigkeit der feineren Untersuchungen noch lange nicht genügend ausgenützt. Zunächst unterscheiden sich die Gesichter ähnlich wie die Schädel durch ihre Länge und Breite, und zwar besteht eine gewisse Übereinstimmung mit den Schädelmaßen: Langschädel haben meist auch lange schmale Gesichter, Kurzschädel kurze und breite. Wichtig ist auch die Stellung der Augen: Schief- oder Schlitzaugen sind ein Hauptmerkmal der mongolischen Rasse (s. Abb. 1). Die äußerst mannigfaltigen Nasenformen dienen ebenfalls als vorzügliches Rassenkennzeichen, ferner die Lippen, die z. B. bei den Negern ungewöhnlich stark entwickelt sind, und die Formen des Kinns. Als Schiefzähnigkeit oder Prognathie bezeichnet man eine Vorschiebung des Oberkiefers, die sich wieder am ausgeprägtesten bei Negern findet; das normale Europäergesicht ist im Gegensatz dazu orthognath. Das ganze Gesicht kann flach sein, wie bei den Mongolen, oder mehr gewölbt, wie bei den meisten Europäern.



Abb. 1. Japanisches Mädchen.
(Nach Stratz, Rassenschönheit des Weibes.)

6. Haut, Haare, Augen.

Die Beschaffenheit der Haut kann bedeutende Verschiedenheiten aufweisen; sehr auffallend ist eine Neigung zur Faltenbildung, die manche Völker (Hottentotten, Buschmänner, im gewissen Grade auch die mongolische Rasse) schon in jungen Jahren zeigen, was namentlich den Gesichtern einen eigenen Ausdruck gibt. Die größte Aufmerksamkeit haben aber von jeher die Unterschiede der Hautfarbe erregt, denen die der Haar- und Augenfarbe mehr oder weniger entsprechen. Diese Färbungen beruhen auf der Ansammlung von braunen Farbstoffkörnchen (Pigment). Bei allen normalen Menschen ist Pigment, wenn auch bei den hellfarbigen Rassen oft in sehr geringer Menge, in der Schleimschicht der Oberhaut, im Haar und in der Regenbogenhaut des Auges enthalten; fehlt das Pigment ganz, so spricht man von Albinismus (Leukopathie), der bekanntlich auch bei Tieren (z. B. Kaninchen, Raben) nicht selten vorkommt. Rotes Haar scheint durch einen besonderen, mit dem braunen Pigment allerdings nahe verwandten Farbstoff hervorgebracht zu werden. Neben der Farbe der Haare ist auch deren Form zu berücksichtigen: Man unterscheidet in der Hauptsache straffes, schlichtes, lockiges und krauses (wolliges) Haar. Von büschelförmigem Haar spricht

man, wenn das Kopfhaar nicht gleichmäßig verteilt ist, sondern Gruppen bildet; da neuerdings nachgewiesen ist, daß diese Eigentümlichkeit bei allen Menschen vorhanden ist, kommt die Büschelhaarigkeit für die Rassenunterscheidung nicht mehr in Betracht. Beachtenswert ist dagegen die Haarfülle; bei manchen Rassen ist der Bartwuchs sehr schwach, ebenso die Behaarung des Körpers, bei anderen ungemein stark.

7. Sonstige Merkmale.

Im allgemeinen kann man sagen, daß bei einer typischen Rasse die körperlichen Eigenschaften in einer gewissen Harmonie stehen; es ist in der Regel ein aus vielen, oft schwer zu bestimmenden Einzelheiten hervorgehender Gesamteindruck, der uns die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer bestimmten Rasse erkennen läßt. Den äußeren Körperverhältnissen entsprechen auch innere (z. B. Gehirngewicht, Darmlänge) und ebenso zeigen die Rassen im physiologischen Sinne Besonderheiten, die sich am auffallendsten in der verschiedenen Widerstandskraft gegen klimatische Einflüsse und Krankheiten äußern. Endlich pflegen auch die Angehörigen einer Rasse in Temperament, Charakter und allgemeiner Begabung einigermaßen übereinzustimmen; die Rassenpsychologie ist ein zukunftsreicher, aber noch wenig bearbeiteter Wissenszweig.

8. Rassenbildung.

Eine klare Einteilung der Menschheit in Rassen wird dadurch erschwert, daß die Rassen in beständiger Mischung und Umbildung begriffen sind. Es mag eine Anzahl Urrassen geben, auf die alle gegenwärtigen zurückgehen, aber die Urgeschichte ist noch lange nicht im stande, über die ältesten Rassenformen genaue Auskunft zu geben, um so weniger, als ja in der Hauptsache nur Knochenreste erhalten geblieben sind. Zweifellos sind alte, einst weit verbreitete Rassen fast ganz verschwunden oder durch Mischung in anderen aufgegangen; dafür haben sich durch Mischung, Wanderung und Isolierung unter dem Einfluß geographischer Bedingungen neue eigenartige Menschengruppen gebildet, die man wohl als Rassen bezeichnen kann. Fast alle Völker der Erde sind aus der Kreuzung verschiedener älterer Rassen entstanden und so finden sich in ihnen neben den verschiedensten Mischformen auch echte alte Rassentypen; gleiche Sprache, gleiche Lebensgewohnheiten und klimatische Einflüsse geben dann wieder der ganzen Gruppe einen gemeinsamen Zug.

Oft findet sich ein stark entwickeltes Rassenbewußtsein, das der schrankenlosen Mischung entgegenwirkt und zu kastenartiger Absonderung führt (arische Indier, germanischer Adel in Süd- und Osteuropa). Auch wo Rassen gründlich gemischt sind, sondern sich doch die einzelnen Typen oft infolge einer Art natürlicher Auslese wieder einigermaßen voneinander und bilden besondere Gruppen, indem sie durch ihre natürliche Anlage bestimmten Berufen zugeführt werden und sogar ganze Gewerbe monopolisieren. So herrscht ein ewiges Entstehen und Vergehen in den Rassenverhältnissen die man eben wie alles Völkerkundliche nur verstehen kann, wenn man sie als etwas Lebendiges auffaßt.

B. Versuche der Rasseneinteilung.

1. Schwierigkeiten.

Aus dem eben Gesagten geht hervor, daß jeder Versuch, die Menschheit übersichtlich in Rassen zu teilen, auf die größten Schwierigkeiten stößt. Am wenigsten ist das noch der Fall, wenn die Einteilung nur dem Zweck dienen soll, im rein beschreibenden Sinne die Grundlage eines Überblickes über die Menschen der Gegenwart zu gewähren; es genügt dann, irgend ein besonderes Merkmal, wie die Hautfarbe oder den Schädelbau, als entscheidendes Moment zu betonen und die Menschen nach diesem einfachen Schema in Gruppen zu sondern. Man braucht dann nicht einmal an rein anthropologischen Merkmalen festzuhalten, sondern kann andere, wie die Sprache oder die Kulturhöhe, in den Vordergrund stellen. In der Regel wird übrigens doch nicht ein Kennzeichen ausschließlich betont, sondern einige wenige gemeinsam. So entstehen die künstlichen Systeme, an denen es nicht gefehlt hat. Aber von einer guten Einteilung darf man mehr verlangen: Sie soll zugleich die wirklichen Verwandtschaften berücksichtigen und muß zu diesem Zwecke alle Rasseneigenschaften gleichmäßig beachten. Auf diesem Wege gelangt man zu natürlichen Systemen. Wenn nun überdies die geschichtlichen Tatsachen und die vorgeschichtlichen Funde herangezogen werden, so daß die Rasseneinteilung zugleich ein Bild der Entwicklung zu gewähren sucht, so entstehen die natürlich-historischen Systeme. Die letzteren würden ohne weiteres den andern vorzuziehen sein, wenn nicht leider die großen Lücken unserer Kenntnisse es mit sich brächten, daß sie ihrem Ideale vorläufig nur sehr wenig entsprechen können. Aus diesem Grunde ist es denn auch gerechtfertigt, einen Überblick über die wichtigsten bisher aufgestellten Systeme zu geben; nur auf diesem Wege ist es einstweilen möglich, ein tieferes Verständnis der Zwecke und der Schwierigkeiten der Rassenkunde zu erlangen. Auf jeden Fall ist daran festzuhalten, daß die Rasse in der Hauptsache durch die Ergebnisse der physischen Anthropologie bestimmt werden muß und andere Wissenszweige nur ergänzend herangezogen werden dürfen.

2. Künstliche Systeme.

a) Nach der Hautfarbe.

Dem Schöpfer des künstlichen botanischen Systems, Linné, verdanken wir auch den ersten Versuch einer künstlichen Ordnung der Menschheit nach der Hautfarbe. Ganz einseitig ist allerdings sein System insofern nicht, als er gleichzeitig die geographischen Verhältnisse berücksichtigt und demnach die Menschen in vier Hauptklassen teilt: Den weißen Europäer, den rötlichen Amerikaner, den gelblichen Asiaten und den schwarzen Afrikaner. Indem er dann mehr oder weniger willkürlich diesen Rassen noch weitere allgemeine Eigenschaften zuschrieb, gab er der künstlichen Einteilung einen Schein von Natürlichkeit. — Noch einfacher und folgenreicher war das System Cuviers, der nach biblischem Vorbild nur drei Hauptrassen annahm, die weiße, gelbe und schwarze, aus denen sich durch Mischung weitere

Unterrassen gebildet hätten. In der französischen Anthropologie hat man bis in die neueste Zeit vielfach an diesem Grundschema festgehalten, so Topinard, der drei Rassen und 18 „Typen“ unterscheidet, und Quatrefages, der den drei Hauptrassen zwei große „gemischte Rassen“, die Amerikaner und Ozeanier, hinzufügt.

b) Nach der Schädelform.

Der Schöpfer eines künstlichen Systems, das die Schädelform fast ausschließlich berücksichtigt, ist der Schwede Retzius; er unterscheidet vier Hauptrassen, die orthognathen und die prognathen Dolichokephalen einerseits, die orthognathen und prognathen Brachykephalen anderseits. Als Erweiterung dieses Systems kann das Schema J. Kollmanns gelten, der besonders die vorgeschichtlichen Rassen zu berücksichtigen sucht. Er gelangt zu sechs Rassen (1. Langschädel mit breitem Gesicht, 2. Mittelköpfe mit breitem Gesicht, 3. Kurzköpfe mit breitem Gesicht, 4. langköpfige Langgesichter, 5. mittelköpfige Langgesichter, 6. kurzköpfige Langgesichter) und 18 „Varietäten“, die er nach der Beschaffenheit der Haare zu bestimmen sucht.

c) Nach der Haarform.

Fast ganz auf die Unterschiede der Haarform aufgebaut ist das Rassenschema F. Häckels. Er unterscheidet zunächst Wollhaarige, die wieder in Büschelhaarige und Vließhaarige zerfallen, und Schlichthaarige, die sich aus Straffhaarigen und Lockenhaarigen zusammensetzen. Diese sehr unbefriedigende Einteilung ist von F. Müller dadurch fortgebildet worden, daß er die sprachlichen Verhältnisse zur weiteren Charakterisierung heranzog. Man kann immerhin anerkennen, daß der Versuch, eine möglichst einfache Übersicht zu gewinnen, auf diesem Wege vorläufig noch am besten erreicht ist; dagegen wird alles tiefere Eindringen in die wahre Beziehung der Menschheitsgruppen zu einander durch dieses wie durch alle künstlichen Systeme eher erschwert als erleichtert. Überdies kann gegenwärtig die Büschelhaarigkeit nicht mehr als brauchbares Rassenmerkmal gelten.

3. Natürliche Systeme.

Das älteste natürliche System stammt bereits von Blumenbach, der außer der Hautfarbe auch die Schädelbildung und alle sonstigen physischen Unterschiede in Betracht zog und gleichzeitig die geographische Seite der Frage berücksichtigte. So entstand eine einfache und klare Einteilung in fünf Menschenrassen: die kaukasische (Europäer, Westasiaten, Nordafrikaner), die mongolische (die meisten Asiaten, die Lappen und Finnen, Eskimo), die äthiopische (Afrikaner), die amerikanische und die malayische. Trotz mancher Mängel hat dieses Schema bis zum heutigen Tage viel Anerkennung gefunden. Der Versuch, die amerikanische Rasse als eine bloße Abzweigung der mongolischen zu deuten und dadurch die Zahl der Rassen auf vier zu verringern, kann nach den neueren vorgeschichtlichen Funden als gescheitert gelten: Amerika ist mindestens seit der Eiszeit von einer eigenartigen Spiel-

art des Menschengeschlechts bewohnt. Als Fortbildung des Blumenbachschen Systems kann die Rasseneinteilung Peschels gelten, die sich dadurch auszeichnet, daß sie gewisse kleine Gruppen (Papua, Australier, Drawida und Hottentotten) als besondere Rassen behandelt, alles übrige aber in die drei großen Rassen der Neger, der mongolenähnlichen und der mittelländischen Völker zusammenzieht. Nach andern Grundsätzen verfährt Huxley, der vier Haupttypen aufstellt: den australoiden, den negroiden, den xanthochroischen (blondweißen) und mongoloiden. Als fünften, wohl aus Mischung entstandenen Typus fügt er den melanochroen (dunkelweißen) hinzu, der Südeuropäer, Araber u. s. w. umfaßt.

4. Natürlich-historische Systeme.

Die Aufstellung eines brauchbaren natürlich-historischen Systems ist vorläufig ein frommer Wunsch, da der vorhandene Stoff noch ganz ungenügend ist. Einen bemerkenswerten Versuch, zunächst einmal durch gründliche Untersuchung der Verhältnisse der Gegenwart wenigstens für Europa die Haupttypen und ihre Verbreitung festzustellen, hat Deniker gemacht; er gelangt dabei zu vier Haupttypen und vier Untertypen. Verbreiteter ist eine neuerdings von Keane erfolgreich weiter fortgebildete Ansicht, die auf Grund vorgeschichtlicher Funde und der gegenwärtigen Zustände in Europa drei Hauptrassen unterscheidet, eine blonde langköpfige, eine brünette kurzköpfige und eine brünette langköpfige (homo Europaeus, homo Alpinus und homo Mediterraneus). Keane verdanken wir auch den Hinweis auf außereuropäische Urrassen, die gegenwärtig nur noch in Resten erhalten sind oder sich in der Mischung mit andern fast verloren haben, aber für die ältere Menschheitsgeschichte große Bedeutung besitzen. Neuerdings hat Stratz versucht, auf diese Tatsachen hin ein neues Schema der Rasseneinteilung aufzustellen: Er unterscheidet die dahinschwindenden Reste älterer Rassen als protomorphe Rassen, denen er die jetzt herrschenden Haupttypen (Mongolen, Mittelländer und Nigritier) als archimorphe Rassen gegenüberstellt. Dazu fügt er dann als metamorphe Rassen die Mischtypen, die Dauerhaftigkeit und bestimmten Charakter gewonnen haben. Das Schema ist noch sehr verbesserungsfähig, aber es zeigt zweifellos den richtigen Weg zu einer brauchbaren, von jeder Gewaltsamkeit freien Einteilung der Menschheit.

5. Ergebnis.

Es hat sich also gezeigt, daß vorläufig noch kein einziges Rassensystem den Anforderungen genügt, daß aber die Versuche, ein natürlich-historisches System zu finden, die größte Beachtung verdienen. Selbst für die Zwecke eines klaren, brauchbaren Überblickes, wie ihn der Unterricht erfordert, wird man gut tun, ein möglichst einfaches derartiges System anzuwenden, das sich in der Hauptsache auf die Einteilungen stützen muß, die Keane und Stratz vorgeschlagen haben. Vor allen Dingen wird es nötig sein, nach Stratz' Beispiel die halbverschwundenen Reste älterer Rassen als besondere Gruppe (der Kürze wegen als „alte Rassen" bezeichnet) den großen

Weltrassen voranzuschicken; es wird dadurch die Unannehmlichkeit vermieden, daß winzige Rassenbruchstücke gleichwertig neben Typen stehen, die hunderte von Millionen Menschen umfassen. Bei den Hauptrassen wird der Einfluß der geographischen Bedingungen zu beachten sein, ebenso die Wirkung der Sprachen- und Kulturverwandtschaft, die z. B. die meisten Europäer trotz verschiedener Herkunft zu einer großen Einheit verbindet. Die Hauptrassen werden zweckmäßig in Unterrassen zerlegt. Endlich kann auch die Aufstellung von Mischrassen nicht umgangen werden, soweit deren Entstehung noch einigermaßen zu verfolgen ist. Sie werden meist durch Wohnort, Kultur und Sprache besonders eng verbunden sein, da ihre Einheitlichkeit auf eine gemeinsame Geschichte in einem bestimmten Erdgebiet zurückgeht. Bei alledem ist zu beachten, daß im Grunde alle Rassen, vielleicht von den „alten Rassen" abgesehen, starke Zumischungen erlitten haben und wohl überhaupt erst aus Kreuzungen, die vorläufig noch nicht aufgeklärt werden können, hervorgegangen sind; die „Mischrassen" würden also nur verhältnismäßig jüngere Bildungen dieser Art sein.

C. Übersicht der Menschenrassen.

I. Alte Rassen.

1. Die paläasiatische Rasse.

Als „Paläasiaten" (Altasiaten) hat Leopold von Schrenck die nichtmongolischen nordasiatischen Völker bezeichnet. In Wahrheit bilden diese Völker nur Reste einer einst über ganz Nordeuropa und Nordasien verbreiteten Rasse, deren Hauptkennzeichen Langköpfigkeit, reichlicher dunkler Haar- und Bartwuchs und gelbliche oder bräunliche Hautfarbe gewesen sein dürften. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die blonden langköpfigen Europäer nur eine hellfarbige Spielart dieser Urrasse sind. Gegenwärtig sind die Paläasiaten mit den europäischen und mongolischen Rassen größtenteils so vermischt, daß die Grundzüge nur noch schwer zu erkennen sind. Die reinsten Vertreter sind noch die bärtigen Aino auf Jeso und Sachalin. Wie Bältz nachgewiesen hat, kehrt der Ainotypus bei vielen Europäern, besonders Russen (Tolstoi!) noch ganz kenntlich wieder. Die meisten Nordasiaten dürften aus Mischungen der Paläasiaten mit mongolenähnlichen Völkern entstanden sein; auch die Japaner sind stark mit Aino gekreuzt. Selbst bei den Tibetanern und manchen Südostasiaten ist paläasiatische Zumischung wahrscheinlich.

Die Ansicht mehrerer Forscher, daß die Paläasiaten mit den langköpfigen Negern eines Ursprungs wären und sich erst unter dem Einfluß des Klimas abweichend entwickelt hätten, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

2. Die äthiopische Rasse.

In Nordafrika deuten zahlreiche Spuren auf das Dasein einer langköpfigen, rotbraunen Rasse mit dunklem, krausen Haarwuchs, die man am besten als die äthiopische bezeichnet, da wohl die alten Äthiopier ver-

hältnismäßig reine Vertreter dieser Rasse waren; noch heute sind die Nubier als die besten Typen der äthiopischen Rasse zu betrachten. Viele Völker sind aus der Mischung der Äthiopier mit andern Rassenelementen entstanden, so die alten Ägypter, bei denen ein starker Zuschuß semitischen Blutes nicht zu verkennen ist, die Berber, die Abessinier, viele nördliche Negerstämme, wie die Monbuttu, Niam-Niam, Galla u. s. w. Wahrscheinlich war die Rasse auch in den benachbarten Gebieten Asiens vertreten.



Abb. 2. Weddah.
(Nach Lampert, Die Völker der Erde.)

3. Die Zwergrasse.

Nachdem in Afrika echte Zwergvölker aufgefunden worden sind, hat sich gezeigt, daß Zwergrassen einst eine außerordentliche Verbreitung gehabt haben und stellenweise noch jetzt in Spuren nachweisbar sind. Ob es sich hiebei um eine einzige Urrasse handelt oder ob man verschiedene zwerghafte Rassen anzunehmen hat, ist noch unentschieden. Die afrikanischen Zwerge zeigen als charakteristische Merkmale geringe Körpergröße (Durchschnittswert rund 140 *cm*), gelbliche bis bräunliche Hautfarbe, Langköpfigkeit; die faltenreiche Haut und die Neigung zu lokaler Fettentwicklung

(Fettsteiß, Steatopygie), die sich bei den afrikanischen Buschmännern findet, scheint kein allgemeines Merkmal zu sein. Kleinwüchsige Völker außerhalb Afrikas sind die Weddah auf Ceylon (s. Abb. 2), verschiedene südindische Stämme, die Bewohner der Andamannen und einige Stämme auf Malakka; anderwärts, wie bei den Negritos der Philippinen, ist wenigstens eine starke Zumischung der Zwergrasse anzunehmen. Prähistorische Funde haben ferner nachgewiesen, daß auch in Europa eine Zwergrasse gelebt hat, und die Ostasiaten, Chinesen wie Japaner, haben noch bestimmtere geschichtliche Überlieferungen über zwerghafte Urbewohner. In diesen Fällen ist die Zwergrasse unter den übrigen Bewohnern aufgegangen, nicht ohne zuweilen in auffallender Kleinwüchsigkeit einzelner Personen wie ganzer Volksgruppen eine Spur ihres Daseins zu verraten.

Geringe Körperhöhe ist übrigens oft eine Folge mangelhafter Ernährung und kann in nahrungsarmen Gebieten schließlich zu einem Kennzeichen der Bewohnerschaft werden, ohne daß in diesem Falle an eine Zumischung der alten Zwergrasse zu denken wäre (pathologische Zwerghaftigkeit). Virchow betrachtete selbst die eigentliche Zwergrasse als Kümmerform, hat darin jedoch starken Widerspruch gefunden.

II. Hauptrassen.

A. Hellfarbige oder europäisch-westasiatische Rassengruppe.

1. Allgemeines.

In Europa, Westasien und teilweise Nordafrika ist seit alter Zeit eine Gruppe hellfarbiger Rassentypen verbreitet, die alle im Laufe der Geschichte weit über ihre ursprünglichen Gebiete hinausgegriffen haben und für die sich deshalb ein zusammenfassender geographischer Ausdruck kaum mehr finden läßt. Was diese Gruppe zu einer höheren Einheit verbindet, ist in erster Linie die helle, weiße bis gelblich- oder bräunlichweiße Farbe der Haut, die wohl auf die Anpassung der Rassen an ein kühleres Klima deutet. Man darf annehmen, daß diese Ausbleichung in der Eiszeit stattgefunden hat. Auch eine bedeutende Anlage zu höherer Kulturentwicklung ist den hellfarbigen Rassen gemeinsam. In ihren sonstigen körperlichen und geistigen Eigenschaften sind sie dagegen so bedeutend unterschieden, daß es durchaus notwendig ist, die Gruppe der Hellfarbigen in mehrere eigentliche Rassen zu zerlegen. Dies geschieht wohl am ungezwungensten nicht nach dem Schema Denikers, das zu unübersichtlich ist, sondern nach dem Keanes, der in der Hauptsache drei große, gut bestimmte Rassen unterscheidet, eine nordische blonde, langköpfige (Homo Europaeus), eine mittlere brünette, kurzköpfige (Homo Alpinus) und eine südliche brünette, langköpfige (Homo Mediterraneus); dieser letzteren schließen sich viele Westasiaten und Nordafrikaner ungezwungen an.

2. Nordische Hauptrasse.

Die typische Form der nordischen Rasse entspricht der Vorstellung, die man sich von den echten Germanen macht: Hochgewachsene Menschen

mit weißer Haut, blondem Haar, blauen Augen und dolichokephaler Kopfbildung. Dieser Typus erscheint in der Tat am häufigsten und reinsten in den nordgermanischen Ländern, Schweden, Norwegen, England und Norddeutschland, ist aber keineswegs auf diese beschränkt; seine Verbreitung fällt namentlich durchaus nicht mit dem germanischen Sprachgebiet zusammen; der Brennpunkt seiner Häufigkeit liegt in den Gestadeländern der Ostsee, wo wir wohl auch die Urheimat der Rasse zu suchen haben. Von hier aus hat sie sich weithin verbreitet, zum Teil wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit: die blonden Libyer in Nordafrika, die blonden Amoriter in Palästina sind alte Abzweigungen der nordischen Rasse. In Europa nimmt nach Süden hin die Zahl der blonden Langköpfe immer mehr ab. In Nordrußland, Nordfrankreich und Deutschland sind sie noch sehr häufig, aber vereinzelt finden sich Blonde selbst in Südspanien, Sizilien und Griechenland. Die nordische Rasse ist die kriegerischste, tatkräftigste der europäischen Rassen, dabei geistig begabt und durch ungewöhnlich reiches Gemütsleben ausgezeichnet. Wiederholt ist sie aus ihrer nordischen Heimat nach dem Süden vorgedrungen und hat dessen Bewohner ethnisch beeinflußt. Die Verbreitung der arischen Sprachen, die im Gefolge der nordischen Rasse ja selbst bis Persien und Indien gelangt sind, ist wahrscheinlich diesen Wanderzügen zuzuschreiben.

3. Alpine Hauptrasse.

Die alpine Rasse führt ihren Namen deshalb, weil der Kern ihrer Angehörigen im Alpengebiet Mitteleuropas sitzt. Diese Rasse ist im Gegensatz zur nordischen kurzköpfig, brünett und von kleinerem Wuchse. Dem runden, kurzen Schädel entspricht ein breites, rundliches Gesicht. Über die Urheimat dieser Rasse, die auch im Kaukasus vorherrscht und der z. B. die alten Bewohner Armeniens angehört zu haben scheinen, läßt sich vorläufig wenig Bestimmtes sagen, doch spricht vieles dafür, daß sie in vorgeschichtlicher Zeit aus östlichen Wohnsitzen in Europa eingedrungen ist und sich nach und nach bis auf die Britischen Inseln und nordwärts bis zur norwegischen Küste verbreitet hat. Sie scheint bei ihrer Einwanderung eine höhere Kultur (die Bronzekultur) mitgebracht zu haben. An Kraft und kriegerischen Eigenschaften ist sie freilich auf die Dauer der nordischen Rasse nicht gewachsen gewesen und von dieser vielfach in entlegene und weniger fruchtbare Striche zurückgedrängt worden, besonders in die Alpentäler, in denen sie deshalb am geschlossensten sitzt. Anderseits hat sich die nordische Rasse in ihren beständigen Kämpfen und bei ihrer geringen Widerstandskraft gegen das südliche Klima an Zahl oft sehr verringert und die alpine Rasse hat Gelegenheit gefunden, sich auf ihre Kosten auszubreiten. Ein großer Teil des deutschen, französischen und russischen Volkes gehört heute der alpinen Rasse an oder ist aus Kreuzungen zwischen ihr und der nordischen hervorgegangen (vgl. Abb. 3).

4. Mittelländische Hauptrasse.

Die mittelländische Rasse, deren typische Vertreter sich um das Mittelmeer gruppieren, ist im allgemeinen brünett, langköpfig und von mittlerem

oder kleinem Wuchse. Ob die nordische Rasse nur eine hellfarbig gewordene Spielart der mittelländischen ist und beide wieder nur veredelte Formen der paläasiatischen, muß dahingestellt bleiben. Typische Vertreter sind die Süditaliener, die Sardinier, ein Teil der Spanier, die heutigen Griechen u. s. w.



Abb. 3. Mädchen aus Oberbayern.
(Nach Stratz, Rassenschönheit des Weibes.)

In weiterem Sinne gehören der Rasse auch viele Nordafrikaner an, die jetzt in der berberischen Mischrasse aufgezogen sind, und viele Westasiaten: die Araber, die meisten der alten Bewohner Syriens, Kleinasiens und ein Teil der Iranier.

B. Asiatisch-polynesische Rassengruppe.

1. Allgemeines.

Abgesehen von den Resten der Urrassen und einigen nigritischen Beimengungen ist das mittlere, östliche und südöstliche Asien von kurz- bis mittelköpfigen, gelblich bis bräunlich gefärbten Rassen erfüllt, die sich in zwei Hauptrassen gliedern lassen, die mongolische und die malaio-polynesische.



Abb. 4. Kara-Kirgisen.
(Nach Lampert, Die Völker der Erde.)

In einem großen Teile Asiens, besonders Südchina, Südjapan und Hinterindien sind die beiden Rassen gründlich miteinander gemischt. Vieles deutet darauf hin, daß sie beide ursprünglich nahe verwandt sind und sich erst unter den Einflüssen ihrer Wohngebiete zu ihrer besonderen Eigenart entwickelt haben.

2. Mongolische Hauptrasse.

Die mongolische Hauptrasse, nach einem erst spät in der Geschichte auftretenden Volke genannt, besitzt in den Nomadenstämmen Hochasiens ihre reinsten Vertreter. Kurzer Schädel, breites Gesicht mit der Mongolenfalte

(Schlitzaugen), stumpfer Nase und starken Backenknochen, schwarzes, straffes Haar und gelbliche Hautfarbe sind die wichtigsten Kennzeichen (s. Abb. 4). Ein Teil der Rasse hat die ostasiatische Kultur geschaffen und erfüllt jetzt, wohl stark mit Urbewohnern gemischt, das chinesische Reich; ein anderer Teil hat sich zu typischen Nomaden entwickelt und infolge seiner Beweglichkeit und Kriegslust weite Gebiete ethnisch beeinflußt. Auf diese Weise hat sich



Abb. 5. Karo-Battak.
(Nach Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras.)

die mongolische Rasse nach Nordsibirien, Osteuropa, Westasien und Indien verbreitet und überall in der Völkermischung Spuren ihres Wesens hinterlassen (vgl. die finisch-ugrische Mischrasse S. 24).

3. Malaio-polynesische Hauptrasse.

Die malaio-polynesische Rasse unterscheidet sich von der mongolischen weniger durch scharf ausgeprägte Kennzeichen, als dadurch, daß die mongolischen Wesenszüge bei ihr gemildert erscheinen. Der Schädel ist meist

brachykephal, nähert sich aber vielfach der Dolichokephalie, die Nase und das Gesicht überhaupt sind weniger platt, neben dem vorwaltenden straffen Haar findet sich auch krauses und gelocktes, die Haarfarbe ist oft bräunlich, die Hautfarbe schwankt zwischen fast europäischer Helligkeit und dunklerem Braun. Echte Vertreter der malaiischen Rasse sind gegenwärtig noch die Battak im Innern Sumatras (s. Abb. 5) und die Dayak auf Borneo. Wie die mongolische zu Lande so hat sich die malaiische Rasse zur See weithin ausgebreitet und sich dabei mit andern Rassen gemischt. Sie hat nach Osten hin Polynesien besiedelt und wahrscheinlich selbst die Küsten Nordwestamerikas beeinflußt, nordwärts bis Japan, westwärts mindestens bis Madagaskar ausgegriffen.



Abb. 6. Ketschwayo, König der Sulu.
(Nach Hellwald, Naturgeschichte der Menschen

C. Nigritische Hauptrasse.

1. Allgemeines.

Die südlichen Teile der alten Welt werden von einer Gruppe dunkelfarbiger Völker bewohnt, die durch eine Anzahl gemeinsamer Züge verbunden sind: dunkelbraune bis schwärzliche Farbe der Haut, wolliges oder krauses Haar und Langköpfigkeit sind ihnen allen eigen (s. Abb. 6 und 7). Man darf also alle diese Völker zu einer Hauptrasse vereinigen, die am besten nach dem typischen Zweige, den Negern, benannt wird. Daneben bestehen zwischen den einzelnen Gruppen allerdings bedeutende Unterschiede, die sich aber wohl sämtlich durch Mischung mit fremden Rassen und durch den Einfluß der Wohngebiete erklären lassen. Es spricht vieles dafür, daß die

Angehörigen der nigritischen Hauptrasse tatsächlich mehr oder weniger eng miteinander verwandt sind. Ein bloßes Erzeugnis des Klimas ist die Übereinstimmung der verschiedenen Gruppen nicht: In Amerika haben sich trotz ähnlicher Naturbedingungen keine negerähnlichen Völker entwickelt.

2. Erster Zweig: Die Neger.

Die Neger, die in ihren typischen Formen durch Langköpfigkeit, Prognathismus, stark entwickelte Lippen, schwarzes wolliges Haar und dunkle



Abb. 7. Mann von den Salomo-Inseln.
(Nach Lampert, Die Völker der Erde.)

Hautfarbe ausgezeichnet sind, bewohnen in ihrer Hauptmasse den Erdteil Afrika, vom Süden der Sahara bis hinab zum Kapland. Durch Mischungen sind zahlreiche Verschiedenheiten entstanden: Zwergvölker, Hottentotten, Äthiopier, hellfarbige Berber, stellenweise auch Araber und Europäer haben sich mit den Negern gekreuzt, besonders im Sudan, der eine wahre Zone der Völkermischung ist. Die Neger ihrerseits, die geringen Wandertrieb und noch weniger Neigung zur Seefahrt besitzen, haben dadurch vielfach weitere Verbreitung gefunden, daß sie als Sklaven ausgeführt worden sind, so nach Nordafrika und Amerika. Infolge ihrer Lebenskraft und Fruchtbarkeit haben

sie sich in diesen Gebieten, vor allem im Süden der Vereinigten Staaten, außerordentlich vermehrt (vgl. hiezu Abb. 6).

3. Zweiter Zweig: Die dunkelfarbigen Inder.

In ihrem Kerne nigritisch sind die meisten der Urbewohner Indiens, die Drawidavölker, doch haben hier offenbar starke Mischungen mit Abkömmlingen mongolischer und europäischer Rasse und langdauernde Kultureinflüsse die Rasse veredelt; auch eine Kreuzung mit Zwergstämmen ist stellenweise wahrscheinlich. Die Langköpfigkeit und die dunkle Hautfarbe haben sich erhalten, dagegen ist das Gesicht meist wenig negerähnlich, auch das Haar oft lockig oder schlicht. Die dunkelfarbigen Inder sind einst bis Nordindien und selbst bis Iran verbreitet gewesen.

4. Dritter Zweig: Indonesische und ozeanische Nigritier.

Der Zusammenhang zwischen den indischen und den melanesischen Nigritiern ist einigermaßen durch die Negrito hergestellt, die sich auf den Philippinen und in Spuren auch auf andern Sundainseln erhalten haben. Die melanesischen Nigritier oder Papua (s. Abb. 7) sind den Negern sehr ähnlich, obwohl vielfach durch Mischung mit Malaio-Polynesiern verändert. Sie bewohnen Neuguinea und die melanesischen Inseln bis hinab nach Neukaledonien, sowie die Fidschiinseln. Wahrscheinlich waren früher auch viele der polynesischen und mikronesichen Inseln von ihnen besiedelt, sowie Neuseeland und die Chathaminseln; die jetzige malaio-polynesische Bevölkerung zeigt Spuren der Mischung mit den Nigritiern.

Alfred Grandidier hält aus sprachlichen Gründen auch die dunkelfarbigen Bewohner Madagaskars für Papuas.

5. Vierter Zweig: Australier und Tasmanier.

Südwärts wandernd haben die östlichen Nigritier auch das australische Festland erfüllt und Tasmanien besetzt. Später haben offenbar malaiische Einwanderungen stattgefunden und die Australier zu einem Mischvolk umgeschaffen, das den nigritischen Typus nur noch ausnahmsweise in seiner Reinheit zeigt. Ganz unbeeinflußt von dieser Mischung scheinen dagegen die jetzt ausgestorbenen Tasmanier geblieben zu sein, bei denen denn auch die echt nigritischen Züge deutlich hervortraten. Bei den Australiern ist Langköpfigkeit und dunkle Hautfarbe erhalten, dagegen ist das Haar nicht wollig wie das der Papua, sondern kraus und mehr seidenartig.

D. Amerikanische Hauptrasse.

1. Selbständigkeit Amerikas.

Eine gewisse Ähnlichkeit der amerikanischen Rasse mit der mongolischen hat zu der Ansicht geführt, daß die Amerikaner nur ein Zweig der Mongolen seien, der in verhältnismäßig neuer Zeit über die Beringsstraße nach Amerika

gewandert wäre und allmählich den ganzen Kontinent besetzt hätte. Man glaubte damit auch die merkwürdige Erscheinung erklären zu können, daß die Bewohner Amerikas eine so auffallend einheitliche Rasse sind, obwohl der Erdteil doch die verschiedensten klimatischen Gebiete umfaßt. Neuerdings aber hat sich die Überzeugung immer mehr Bahn gebrochen, daß die amerikanische Rasse seit sehr alter Zeit in ihren Wohngebieten sitzt und von außen sehr wenig beeinflußt ist. Die in Amerika gefundenen Reste prähistorischer Bewohner reichen mindestens so weit zurück wie die Europas.

Es ergibt sich daraus die wichtige Lehre, daß es keineswegs das Klima und der Wohnraum allein sind, die jene Spielarten des Menschengeschlechts entstehen lassen, die



Abb. 8. Dakota-Häuptling.
(Nach Hellwald, Naturgeschichte des Menschen.)

wir Rassen nennen. Wir müßten sonst im Norden Amerikas eine hellfarbige, in den Tropen eine dunkle Rasse finden.

2. Kennzeichen der Rasse.

Die Hautfarbe der Amerikaner schwankt zwischen Lohgelb und Rötlichbraun; etwas Rot ist anscheinend immer, wenn auch in sehr verschiedenem Maße, zugemischt. Das Haar ist schwarz und straff, der Bartwuchs unbedeutend. Dem breiten Gesicht mit starken Backenknochen entspricht der meist brachykephale oder mesokephale Schädel; Adlernasen sind häufig, doch nicht allgemein (s. Abb. 8). Die Statur ist in der Regel mittelgroß und untersetzt, doch kommt sehr hoher Wuchs (Patagonier) und sehr niedriger (Feuer-

länder) vor. Eine Zerlegung der amerikanischen Hauptrasse in kleinere Unterrassen ist bis jetzt wenig geglückt.

Eine Mischung der amerikanischen Rasse mit Paläasiaten dürften die Eskimo sein, von denen ein Zweig auch westlich von der Beringsstraße sitzt.

III. Mischrassen.

1. Finnisch-ugrische Mischrasse.

Im Norden Asiens und im Nordosten Europas hat sich aus der Mischung der mongolischen mit der paläasiatischen Rasse ein neuer Typus gebildet, dessen Vertreter auch durch sprachliche Verwandtschaft verbunden sind und in der Regel als besondere Rasse, die finnisch-ugrische (auch uralaltaische) zusammengefaßt werden. Die mongolischen Kennzeichen überwiegen im allgemeinen, sind aber gemildert. Zur Völkerwanderungszeit hat sich die neue Rasse westwärts ausgebreitet und in den Magyaren einen lebenskräftigen Zweig hinterlassen, der auch seine Sprache bewahrt hat; die Bulgaren dagegen, die ebenfalls hieher gehören, haben sich stark mit Slaven gemischt und einen slavischen Dialekt angenommen.

2. Berberische Mischrasse.

Aus den Rassenelementen, die nach und nach Nordafrika besiedelt haben, hat sich allmählich die Mischrasse der Berber ausgebildet. Die mittelländische und die alpine Rasse sind an der Zusammensetzung ebenso beteiligt wie die nordische, zu der die „blonden Libyer“ des Altertums gehört haben mögen; dazu gesellen sich äthiopische und selbst nigritische Bestandteile. Noch in geschichtlicher Zeit ist die Mischung mannigfaltiger geworden: die spanischen Mauren, die ihrerseits aus Berbern, Arabern und Südeuropäern gemischt waren, sind z. T. nach Afrika zurückgeströmt, nachdem schon vorher die Araber das Land überschwemmt hatten. Sehr einheitlich ist der Rassentypus also auch heute noch nicht; am besten zeigen ihn noch die bergbewohnenden Kabylen in Algerien und Marokko sowie die Tuareg in der westlichen Sahara. Die Hautfarbe ist etwas dunkler als die der Südeuropäer, das Haar krauser; Blonde sind nicht selten. Berberstämme sind mehrfach weit nach Süden in das nigritische Gebiet vorgedrungen, so besonders die Fulbe (Fellata).

II. Anthropogeographie.

A. Das Wohngebiet.

1. Die Ökumene.

Das von Menschen bewohnte Landgebiet der Erde nennt man die Ökumene. Gegenwärtig umfaßt es den weitaus größten Teil der vorhandenen Landmasse; große, ganz unbewohnte Gebiete finden sich nur an den

beiden Polen. Kleinere Unterbrechungen, wie einzelne Teile der Hochgebirge und Wüsten, gibt es dagegen innerhalb der zusammenhängenden Ökumene an vielen Stellen. Veränderungen in der Ausdehnung des Wohnraumes können zunächst durch natürliche Vorgänge hervorgerufen oder doch angeregt werden, indem z. B. Inseln verschwinden und neue auftauchen, Küstenstrecken sich heben oder senken. Noch stärker wirken Änderungen des Klimas, wie die Abkühlung der Eiszeit, die ganz Nordeuropa und Teile Nordamerikas unbewohnbar machte; zum Ersatz waren damals die Wüsten Asiens und Afrikas anscheinend wasserreicher und bewohnbarer als jetzt. Eine zweite Gruppe von Veränderungen wird durch die Tätigkeit des Menschen selbst bewirkt, der menschenleere Striche neu besiedelt (z. B. die Maskarenen) und zuweilen aus wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Gründen Siedelungen vorübergehend oder dauernd in sehr ungastliche Gegenden, z. B. die Polargebiete oder auf die Spitzen der Hochgebirge vorschiebt. Für die Entwicklung eines Volkes ist es von großer Bedeutung, ob es im Innern der Ökumene wohnt, wo es zahlreichen Anregungen ausgesetzt ist, oder an ihren Grenzen; die Randvölker der Ökumene sind meist arm an Kultur und gering an Zahl (Eskimo, Samojeden, Feuerländer, Tasmanier).

2. Einfluß des Klimas.

Innerhalb der Ökumene sind wieder klimatische Zonen zu unterscheiden, die auf ihre Bewohner von sehr merklichem Einfluß sind. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die kräftigsten, kulturfähigsten Menschen in den gemäßigten Breiten wohnen. In den polaren Gebieten ist die Natur zu karg, der Daseinskampf zu hart, als daß die Bewohner genügend überschüssige Kraft auf die Förderung der Kultur verwenden könnten; in den Tropen befördert wieder der Reichtum der Natur im Verein mit dem erschlaffenden Klima zu sehr die Trägheit. Der Bewohner der gemäßigten Striche ist dagegen zwar zur ausdauernden Arbeit gezwungen, vermag aber doch einen großen Teil seiner auf diese Weise gestählten Kraft höheren Zielen zuzuwenden.

Im Laufe der Geschichte ist die Kulturzone der alten Welt im allgemeinen weiter nach Norden gerückt; es hängt das nicht mit klimatischen Veränderungen zusammen, sondern ist die Folge geschichtlicher Ereignisse, vor allem aber des Wachsens der Kultur, die auch weniger begünstigte Länder zur Blüte gelangen läßt. Neue Kulturzonen haben sich neuerdings in den gemäßigten Gebieten der südlichen Halbkugel zu bilden begonnen (Chile, Argentinien, das südliche Australien, Neuseeland). Aber die Landmasse ist hier zu gering, als daß sie jemals die Bedeutung der nördlichen erlangen könnten.

3. Einfluß der Höhenlage.

Die klimatischen Zonen würden als gleichmäßige Gürtel um die Erde laufen, wenn nicht einerseits die warmen Meeresströmungen gewisse Gebiete besonders begünstigten (Nordwesteuropa und -Amerika) und anderseits die Höhenunterschiede ihren Einfluß auf das Klima äußerten. Hochländer haben auch im tropischen Gebiete ein mehr gemäßigtes Klima und sind infolgedessen befähigt, die Wiege höher kultivierter Völker zu werden (Mexiko

Peru). Die Gebirge sind wegen ihrer Unzugänglichkeit oft Zufluchtsorte von Völkertrümmern; in ihnen erwachsen aber auch, wenn die Naturverhältnisse nicht zu ungünstig sind, kräftige und kriegerische Völker, die erobernd auftreten können (vgl. die gebirgsbewohnenden Elamiter als Bedränger der Babylonier, die Schweizer mit ihren italienischen Untertanenländern) oder wenigstens ihre Eigenart und Unabhängigkeit tapfer behaupten (Tiroler, Kaukasusvölker, Abessinier). Die Bewohner der Tiefebenen bilden sich dagegen leicht zu beweglichen und nicht weniger kriegerischen Nomaden um (Araber, Hunnen, Mongolen, Skythen). In der Ebene verschmelzen die Völker leicht miteinander und es entstehen große Staaten, während die Gebirgsbewohner zur Kleinstaaterei neigen (Thüringen, die Kantone der Schweiz, Andorra, S. Marino).

4. Einfluß der Nähe des Meeres.

Die Nähe des Meeres beeinflußt die Völker in sehr verschiedener Weise, je nach der Natur und Lage der Küsten. Eine hafenarme, schlecht zugängliche Küste, die vielleicht überdies auf ein wenig belebtes Meer hinausblickt, ist oft von sehr kulturarmen Stämmen bewohnt, die höchstens den Reichtum der See an Fischen und Muscheln ausbeuten, aber sich nicht zu wirklichen Seefahrern entwickeln. Viele Nordostasiaten, die Feuerländer, die Südafrikaner und überhaupt die meisten küstenbewohnenden Neger gehören hieher; von ähnlichen Völkern dürften die Küchenabfallhaufen (Kjökkenmöddinger) der nordeuropäischen Küsten herrühren. Anderwärts dagegen haben sich in günstigen Gebieten seekundige Völker herausgebildet, die als Händler, Seeräuber und Kolonisatoren ihre Kultur und ihr Volkstum weithin verbreitet haben (Phönizier, Holländer). Inselbewohner sind besonders zu dieser Entwicklung geneigt (Malaien, Engländer), ebenso die auf Halbinseln wohnenden Völker (Griechen, Skandinavier). Zuweilen entstehen auf kleinen Inseln blühende Handelsstaaten, die ihren Einfluß über nähere und fernere Küstenländer ausdehnen (Venedig, Rhodus, Ormuz). Anderseits beobachtet man auf größeren Inseln oft die auffallende Erscheinung, daß nur die Küsten von höherer Kultur berührt und von Kolonien seekundiger Völker besetzt sind, während im Innern oder an den verkehrsarmen Rändern noch ältere, in der Kultur zurückgebliebene Volksstämme hausen (Kelten in Schottland und Wales, Battak im Innern Sumatras, Negrito auf den Philippinen, Gebirgsstämme Formosas).

5. Der geographische Horizont.

Von der Beweglichkeit, den Verkehrsbeziehungen und der Kulturhöhe hängt auch der geographische Horizont und das gesamte Weltbild eines Volkes ab. Bei kleinen, von feindlichen Horden umgebenen Naturvölkern ist dieser Horizont oft außerordentlich eng; erweitert er sich aber, so geschieht das meist nur einseitig nach bestimmten Richtungen, besonders nach solchen, wo sich ein Handelsverkehr entwickelt, während nach andern Seiten hin der Blick sehr beschränkt ist. Noch bei den Kulturvölkern der alten Welt war von einer Gleichmäßigkeit des geographischen Horizonts

keine Rede; erst in der Neuzeit ist die Erdoberfläche in der Hauptsache erforscht und ein zutreffendes Weltbild gewonnen worden. So lange der geographische Horizont noch eng und unbestimmt ist, wird er gern durch mythische Erfindungen erweitert und ergänzt, die dann bald von allem weiteren Vordringen abgeschreckt haben, bald gerade der Anlaß zu Forschungsreisen gewesen sind.

Besonders der Gedanke, daß an der Stätte des Sonnenunterganges ein glückliches Geisterland läge, hat bei den Polynesiern kühne Seefahrten veranlaßt, spielt aber auch in der Vorgeschichte der Entdeckung Amerikas eine Rolle. Das sagenhafte Land des christlichen Erzpriesters Johannes war mit ein Hauptziel der portugiesischen Entdeckungsfahrten nach Indien. Anderseits haben die Sagen vom Lebermeer u. dgl. lange die Entdeckungsfahrten im nördlichen Polarmeere gehemmt.

B. Wachstum und Bewegungen der Völker.

1. Mensch und Boden.

Der Vermehrung des Menschen sind gewisse natürliche Grenzen gesetzt: Wächst die Menschenzahl eines Volkes so, daß die Nahrungsmenge, die der Heimatboden gewährt, nicht mehr genügt, dann wird Mangel eintreten und ein Teil des Volkes zu Grunde gehen. Ein Land, das solche Vorgänge im größten Maßstabe zeigt, ist Vorderindien: Hier genügt die Nahrungsmenge nur in guten Erntejahren für die Volkszahl, und die Folge sind periodisch wiederkehrende Hungersnöte, denen die Menschen zu Millionen erliegen. Ähnliche Zustände scheinen sich in einem Teile Rußlands einzubürgern. Seit jeher haben die Menschen versucht dieses Verhängnis zu vermeiden. Es kann dies einerseits dadurch geschehen, daß man die Vermehrung in Schranken hält, indem man z. B. die überzähligen Kinder gleich nach der Geburt beseitigt; auf vielen Inseln Polynesiens, die nur eine beschränkte Menschenzahl ernähren können, ist der Kindesmord zur feststehenden Sitte geworden. Das beständige Kriegführen der meisten Naturvölker wirkt, wenn auch in der Regel unbewußt, in demselben Sinne. In diesen Fällen hat die Furcht vor Übervölkerung und Hungersnot keinen kulturfördernden Einfluß. Ganz anders entwickelt sich ein Volk, wenn es nicht versucht, der Vermehrung Einhalt zu tun, sondern alle Kraft und allen Scharfsinn aufwendet, neue Nahrungsquellen zu erschließen. Es kann dies durch Verbesserung der Wirtschaft, also bessere Ausnützung des Bodens und der natürlichen Hilfsquellen geschehen, wodurch sich das Volk fester mit dem Boden verbindet; es kann aber anderseits gerade durch Erhöhung der Beweglichkeit Rat geschafft werden: Raubfahrten, Handelszüge, Kolonisation und endlich Auswanderung nach günstigeren Wohngebieten verschaffen dem Volke eine breitere Grundlage des Daseins.

2. Festere Verbindung mit dem Boden.

Die kulturarmen Stämme, die nur die freiwilligen Gaben der Natur ausnützen, sind am wenigsten fest an den Boden gebunden. Meist sind sie gezwungen, ihr Nahrungsgebiet beständig zu durchwandern, sie können

daher auch keine festen Ansiedlungen begründen; eine Vermehrung der Volkszahl und damit auch der kriegerischen Kraft über eine gewisse enggezogene Grenze hinaus ist für sie ohne Änderung der Wirtschaftsweise nicht möglich. Erst der Anbau von Feldfrüchten und die Zucht von Haustieren gestatten eine bessere Ausnützung des Bodens und damit eine außerordentliche Volksmehrung. Die steigende Kultur nähert aber auch die verschiedenen Völker einander und läßt regelmäßige Handelsbeziehungen entstehen; so kann es kommen, daß ein Volk, dessen Boden verhältnismäßig geringe Nahrungsquellen bietet, seinen Hauptunterhalt dadurch gewinnt, daß es gewerbliche Erzeugnisse im Überfluß herstellt und gegen Nahrungsmittel eintauscht (England). Auch als bloße Handelsvermittler können ganze Völker ihr Dasein fristen, wie viele afrikanische Küstenstämme, die sich das Monopol des Zwischenhandels mit dem Binnenland gesichert haben.

3. Wanderungen.

Schon der Handelsverkehr kann als eine Abart der Wanderungen gelten, durch die ein Volk sein Nahrungsgebiet erweitert: Ohne Bewegung von Menschen und Gütern ist der Handel undenkbar, mag er sich nun als kleinlicher Zwischenhandel von Stamm zu Stamm oder als großzügiger Karawanenverkehr entwickeln. Oft geht der Handel aus einer weniger friedlichen Art von Wanderungen hervor, aus Raubfahrten: Man nimmt die Güter, die der eigene Boden nicht erzeugt, mit Gewalt andern weg. Raub- und Handelsfahrten wieder sind oft die ersten Schritte zur Kolonisation, zur Verpflanzung ganzer Volksteile auf neuen Boden (Phönizier, Angelsachsen, Normannen). Hiebei findet meist eine Mischung mit den älteren Bewohnern des Kolonisationsgebietes statt. Seltener setzen sich ganze Völker in Bewegung, um neue Wohnsitze zu gewinnen (Ostgermanen zur Zeit der Völkerwanderung). Weiter ist auch ein Einschieben von Einwanderern in den Verband anderer Völker möglich, ohne daß eine wirkliche Mischung in größerem Maßstabe stattfände (Juden, Armenier, Zigeuner) und endlich sind die unfreiwilligen Wanderungen von Kriegsgefangenen, Sklaven und Verbannten zu nennen (Juden nach Babylonien, Neger nach Amerika, Polen nach Sibirien). Die Beweglichkeit der Völker ist sehr verschieden. Leicht wandern die unsteten Völker und die Nomaden, die besonders zu Raubzügen neigen (Hunnen, Mongolen, Avaren, Araber); seekundige Völker haben immer die Gründung von Kolonien angestrebt (Griechen, Engländer). Die Ackerbauer entschließen sich schwerer zum Ortswechsel. Neben den Wanderungen, die zu dauernder Ansiedlung führen, sind auch jene andern nicht zu vergessen, die nur vorübergehend Angehörige eines Volkes mit dem eines andern in Berührung bringen, so die einfachen Handels- oder Vergnügungsreisen, namentlich aber die Wanderungen von Arbeitern, die nach einer gewissen Zeit mit ihren Gewinn in die Heimat zurückkehren (Chinesen in Kalifornien und Australien, polnische Sachsengänger in Deutschland, Neger in den afrikanischen Goldminen). Für die Kultur sind diese Hin- und Herbewegungen von großer Bedeutung.

4. Die Wanderstraßen der Erde.

Die Wanderungen der Menschen, die seit uralten Zeiten stattfinden, haben mit Vorliebe gewisse Straßen eingeschlagen und Bewegungshindernisse umgangen. Wo ein lockendes Ziel den Wanderzügen winkte, hat man immer auch in abgeschlossene Gebiete an der günstigsten Stelle einzudringen gewußt: Indien ist trotz seiner Gebirgswälle immer wieder durch den Paß von Kabul angegriffen worden, die osteuropäischen Steppenbewohner haben stets von neuem die Pforte von Derbent benutzt, um über den Wall des Kaukasus nach den alten westasiatischen Kulturländern vorzudringen. Die Nomaden haben im übrigen auf ihren Raub- und Wanderzügen stets die ebenen Steppengebiete bevorzugt, auf denen sie Weide für ihre Herden fanden; daher die wiederholten Züge der Hunnen, Avaren, Mongolen, Türken und Magyaren über die westasiatische und osteuropäische Steppe bis nach Ungarn und über Iran nach Kleinasien und die Wanderungen nigritischer und äthiopischer Nomadenstämme längs des ganzen steppenhaften Ostrandes von Afrika. Die Wanderstraßen durch die eigentlichen Wüsten sind durch die Lage der Oasen mehr oder weniger bestimmt. Das Meer ist früh ein Vermittler des Wanderverkehrs, zunächst allerdings bei der geringen Seetüchtigkeit der Schiffe nur in beschränkter Weise: Das Mittelmeer war längst eine vielbefahrene Straße, als der Atlantische Ozean kaum an seinem Nordostrande Anfänge des Verkehrs sah. Vielfach haben Inselketten der Wanderung ihre Bahn gewiesen (Einwanderung der Kariben nach den kleinen Antillen, der malaiischen Rasse nach Mikronesien und Polynesien). Manche Landstriche sind durch die immer wiederholten Einwanderungen und Durchzüge fremder, oft wenig kultivierter Völker nach und nach in ihrer Gesittung und Volkszahl zurückgegangen, wie der größte Teil Westasiens; andere haben infolge der geographischen Geschlossenheit ihrer Lage immer wieder die Einwanderer mit den früheren Bewohnern zu einem einheitlichen Volke verschmelzen lassen (England, Frankreich, China).

5. Kulturzonen.

Man darf es als eine unzweifelhafte Tatsache betrachten, daß keine Wanderung und Mischung der Völker ohne Einfluß auf die Kultur der davon berührten Teile der Menschheit bleibt. Umgekehrt kann man also schließen, daß auffallende Ähnlichkeiten im Kulturbesitz auch auf geschichtliche oder vorgeschichtliche Vorgänge, auf Wanderungen und Berührungen hindeuten: Es gibt Kulturzonen, aus denen man längst vergessene geschichtliche Ereignisse enträtseln kann. Besonders die Verbreitung der Sprachen und Sprachfamilien ist in diesem Sinne höchst lehrreich; daß die arischen Sprachen jetzt ein so weites Gebiet beherrschen, ist zweifellos auf Wanderungen zurückzuführen, von denen ein Teil noch in historischer Zeit stattgefunden hat (Besiedlung Amerikas und Australiens). Die Ausbreitung der mongolischen Sprachen in Asien, der Bantusprachen in Afrika läßt auf ähnliche Vorgänge schließen. In derselben Weise können Gesellschafts- und Wirtschaftsformen, religiöse Anschauungen, Geräte, Waffen, Hausbau, Ornamentik u. s. w. alte Völkerbeziehungen nachweisen helfen; die vergleichende

Völkerkunde wird so ein wichtiges Hilfsmittel der **Geschichtsforschung**, das gerade dann am nützlichsten wird, wenn alle unmittelbaren Überlieferungen fehlen.

Freilich ist es nur mit Vorsicht zu verwenden, denn einerseits sind manche Kulturgüter wohl an verschiedenen Punkten der Erde selbständig gefunden worden (die Bereitung der Bronze z. B. in Westasien und unabhängig davon in Amerika) und anderseits braucht eine Kulturzone nicht unmittelbar durch große Völkerwanderungen zu entstehen, sondern die Kenntnis der Kulturgüter kann sich auch allmählich und ohne große Verschiebungen und Mischungen von Volk zu Volk verbreiten, und zwar um so besser, je höher die Kultur und der Verkehr bereits entwickelt sind (Verbreitung französischer Moden, englischer Spiele u. dgl. über die ganze europäisch beeinflußte Kulturwelt).

C. Politische Geographie.

1. Der Staat.

Indem sich ein Volk organisiert und ein Bewußtsein seiner Freiheit gewinnt (zur Nation wird), bildet es einen **Staat**. Zum Begriff des Staates aber gehört neben dem Volke unzertrennlich das Stück des Erdbodens, das dieses Volk bewohnt: „Wenn wir von einem Staate reden, meinen wir, gerade wie bei einer Stadt oder einem Weg, immer ein Stück Menschheit und ein menschliches Werk und zugleich ein Stück Erdboden“ (F. Ratzel). Ein Volk ohne Landbesitz kann keinen Staat bilden (Juden, Zigeuner). Deshalb ist es möglich und nötig, den Staat zugleich als ein gesellschaftliches Gebilde und einen geographischen Begriff zu betrachten. In diesem letzteren Sinne sind hier einige Charakterzüge zu nennen.

2. Größe und Wachstum der Staaten.

Die Macht eines Staates hängt nicht ausschließlich von seiner Größe ab, sondern vor allem von seiner Lage, der Gunst des Bodens und des Klimas und der Dichtigkeit und Kraft seiner Bevölkerung. Großen, aber dünnbevölkerten und durch Verkehrsmittel wenig aufgeschlossenen Staaten fällt es sehr schwer, ihre Macht an den entscheidenden Punkten zusammenzufassen (Rußland zur Zeit des Krimkrieges); sie sind freilich auch nicht leicht zu besiegen, da die Größe des Raumes der Verteidigung zu Hilfe kommt (Rußland zur Zeit Napoleons, Burenstaaten). Kleinere, gut bevölkerte und organisierte Staaten können mit ihrer gesammelten Kraft oft zahlreiche stärkere Gegner im Schach halten, erliegen aber auch gelegentlich um so gründlicher (Preußen unter Friedrich dem Großen und 1806). Jeder Staat ist im Innern aus kleineren Besitztümern Einzelner zusammengesetzt, soweit nicht Teile des Landes als unmittelbares Staatseigentum gelten. Indem er sich kleinere Staaten und Besitzungen angliedert und mit ihnen verschmilzt, **wächst** ein Staat. Je vollkommener diese Verschmelzung ist, desto fester ist das Gefüge des Staates (Frankreich), je weniger sie zu einer Einheit der Nation geführt hat, desto leichter tritt Verfall ein. Übergroße, durch Eroberung entstandene Staaten werden immer wieder in kleinere, geographisch gut begrenzte und ethnisch einheitliche Staaten zerfallen; es ist dies das

Schicksal aller Weltreiche, vom persischen bis zum mongolischen, gewesen. Die verbesserten Verkehrsmittel der Neuzeit verstärken die Einheitlichkeit ausgedehnter Staaten außerordentlich (sibirische und transkaukasische Bahn, Pazifikbahnen).

3. Die Grenzen.

Die Bedeutung und das Wesen der Grenzen haben sich im Laufe der Kulturentwicklung sehr geändert. Zunächst gelten die Grenzen vorwiegend als der Teil des Staatsgebietes, der an das Wohngebiet feindlicher oder doch zweifelhafter Nachbarn grenzt. Man meidet sie deshalb im allgemeinen von beiden Seiten und legt nicht gern Siedelungen in ihrer unmittelbaren Nähe an. So entsteht leicht ein unbewohnter, herrenloser Grenzsaum, eine Grenzöde oder ein Grenzwald, wie deren noch in geschichtlicher Zeit im nördlichen Europa viele vorhanden waren. Böhmen war fast auf allen Seiten von einem breiten Grenzwald umgeben; daraus, daß dieser Wald nachträglich in der Hauptsache von deutschen Kolonisten besiedelt wurde, erklärt sich zum Teil die eigentümliche Anordnung der Nationalitäten in Böhmen. Wo die Grenzen schärfer bestimmt waren, schützte man sie gern durch Wall und Graben (Römer); die russische Westgrenze trägt noch heute diesen Charakter. Bei steigender Kultur wird die Grenze immer mehr zum „peripherischen Organ“ (Ratzel), d. h. sie ist der Teil des Staates, durch den aller Verkehr mit der Außenwelt stattfindet und dessen Bewohner deshalb auch am meisten von den Nachbarstaaten beeinflußt werden. Immerhin sind auch dann klare, leicht erkennbare Grenzen wünschenswerter als solche, die etwa mitten durch eine dichtbevölkerte, wohl gar von einem gleichsprachigen Volke bewohnte Ebene laufen, wie die russisch-preußische und die russisch-galizische Grenze. Die beste Grenze ist immer das Meer, da sie einfach und entschieden ist und doch zugleich die Aufgabe, den Verkehr zu vermitteln, in der ausgezeichnetsten Weise erfüllt; gute Grenzen sind auch Gebirgskämme, schlechte dagegen meist die Flüsse und Ströme, da die Bewohner eines Flußtales trotz des trennenden Wasserlaufes in engen Beziehungen zueinander zu stehen pflegen (Vogesengrenze für Deutschland vorteilhafter als die Rheingrenze). Das Streben nach einer guten und gesicherten Grenze liegt vielen Kriegen und politischen Reibungen zu Grunde (Rußlands Vorgehen in Mittelasien, Englands in Nordwestindien und Afghanistan). Der Besitz natürlicher guter Grenzen, wie er besonders Inselstaaten eigen ist (England, Japan), ist ein außerordentlicher Vorteil.

4. Gleichgewicht der Staaten.

Jeder Staat wird von seinen Nachbarn beeinflußt und sucht sich ihnen gegenüber ins Gleichgewicht zu setzen, indem er sich entweder kleinere Staaten einverleibt oder durch Bündnisse den nötigen Rückhalt schafft. Das „europäische Gleichgewicht“ oder „europäische Konzert“, die Entstehung des Dreibundes und Zweibundes zeigen diese Vorgänge sehr deutlich. Die Vergrößerung Preußens 1866 wurde von Frankreich mit der Forderung beantwortet, daß nun auch sein Gebiet vergrößert werden müßte; ebenso ließ

sich Frankreich für die Einigung Italiens durch Abtretungen entschädigen. Aus dem Streben nach Gleichgewicht erklärt sich auch die Teilung Polens. Ein Staat, der nirgends an das freie Meer grenzt, wird stets von seinen Nachbarn abhängig sein, daher das Streben aller Binnenstaaten nach dem Meere (Rußland). Die Verbindung mit der See gestattet es auch kleinen Staaten, durch Kolonienbildung und reichen Handelserwerb sich mit räumlich viel größeren Staaten ins Gleichgewicht zu setzen (Niederlande, Venedig, Genua). Ein Binnenstaat steht noch am besten da, wenn er an mehrere, politisch uneinige Nachbarstaaten grenzt und durch seine Lage und Bodenbeschaffenheit gegen Angriffe leidlich geschützt ist (Schweiz). Die Eifersucht der Großmächte verbürgt noch am besten das Dasein kleiner Staaten (Lage Belgiens und Luxemburgs zwischen Frankreich und Deutschland, der Schweiz zwischen vier Großmächten).

III. Sprachenkunde.

A. Wesen und Ursprung der Sprache.

1. Lautsprache und Geberdensprache.

Alle höher entwickelten Sprachen der Menschheit sind Lautsprachen, die mit Hilfe der Sprachwerkzeuge hervorgebracht werden. Neben ihnen finden sich überall Geberdensprachen, die bei manchen Naturvölkern (Australiern, nordamerikanischen Indianern) und auch stellenweise bei Kulturvölkern (Neapolitanern) sehr umfangreich und ausdrucksvoll sind. Auch Lautsprachen, die nicht durch die Sprachwerkzeuge des menschlichen Körpers hervorgebracht werden, sind vorhanden (Trommelsprachen in Kamerun und Südamerika, militärische Signale). Überall aber sind die Lautsprachen die wichtigsten Verständigungsmittel, die bei steigender Kultur immer mehr ausgebildet, bereichert und verfeinert werden. Die Geberdensprache, die bei primitiven Völkern oft als Ergänzung der Lautsprache zu dienen hat, verkümmert dagegen und ist bei uns im allgemeinen nur noch in wenigen herkömmlichen Bewegungen erhalten (Kopfnicken und -schütteln, Achselzucken, Winken u. dgl.). Nur als Verständigungsmittel der Taubstummen ist sie mit Bewußtsein weiter entwickelt worden.

2. Wesen der Lautsprache.

Die Sprache baut sich aus einer Anzahl von Lauten auf, die zu Wörtern vereinigt werden; aus den Wörtern bilden sich nach den Regeln der Grammatik die Sätze, die einen Gedanken, eine Empfindung u. s. w. ausdrücken. In diesen allgemeinen Grundzügen stimmen alle Sprachen überein, im einzelnen aber zeigen sie nach allen drei Richtungen bedeutende Verschiedenheiten. Schon der Lautbestand ist nicht überall derselbe: Das englische th fehlt im Deutschen, das deutsche ch im Englischen; die Schnalzlaute der Hottentotten und Buschmänner sind von keinem andern Volke zur Wortbildung verwendet worden. Bedeutsamer und für die vergleichende

Völkerkunde wichtiger sind die Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten der Wörter und der ihnen zu Grunde liegenden Sprachwurzeln bei den einzelnen Völkern. Am auffallendsten sind aber die Unterschiede im Satzbau oder der Grammatik. Sie sind vorwiegend den Versuchen zu Grunde gelegt worden, die Menschheit nach sprachlichen Gesichtspunkten in größere Gruppen zu teilen, und zwar deshalb, weil der grammatische Bau der Sprache ihr unzerstörbarster Wesenszug ist. Wörter können dagegen ohne Schwierigkeit auch aus den fernststehenden Sprachen entlehnt werden (vgl. unser „Admiral", „Alchemie" aus dem Arabischen, „tätowieren" aus polynesischen Sprachen u. s. w.). Dadurch wird freilich die Untersuchung des Wortbestandes einer Sprache für die Geschichte des Volkes sehr wichtig, indem sie die Spuren alter Völkermischungen und -beziehungen erkennen läßt.

Eine andere Einteilung der Sprachen wird durch die Kulturhöhe bedingt: die Sprachen der eigentlichen Naturvölker sind nicht nur überhaupt arm an Ausdrücken (es gibt z. B. meist nur wenige Zahlwörter), sondern vor allem arm an Bezeichnungen abstrakter Begriffe; von den Kultursprachen gilt das Gegenteil. Übrigens hat jedes Volk gewisse, seinem Charakter entsprechende Ausdrücke, die kaum in andere Sprachen zu übersetzen sind (Comfort, Tournure, Gemüt.)

3. Ursprung der Sprache.

Über den Ursprung der Sprache können selbstverständlich nur Hypothesen aufgestellt werden, da der Vorgang in weiter Vergangenheit liegt und gegenwärtig neue Sprachen nur durch Umbildung oder Verschmelzung schon vorhandener entstehen. Im allgemeinen neigt man jetzt der Ansicht zu, daß die Sprachanfänge unbeabsichtigte und mehr oder weniger unbewußt ausgestoßene Laute waren: Reflexlaute, wie wir sie jetzt noch bei Schreck, Erstaunen, plötzlicher Freude u. dgl. hören lassen, und Begleitlaute, die besonders bei Bewegungen (Tanz, Arbeit, Kampf) mit hervorgebracht wurden. Auch die bloße Freude am geselligen Zusammensein macht sich oft in Lauten (Gesellschaftslärm) Luft. Aus derartigen Lauten haben sich schon bei vielen Tieren Anfänge einer Sprache entwickelt, indem die Töne mit Absicht und Bewußtsein wiederholt werden: Schreckensschreie werden so zu Warnungsrufen, Freudenschreie zu Lockrufen. Der Mensch hat diese Ansätze dadurch weiter fortgebildet, daß die Töne oder Tongruppen für ihn gleichbedeutend mit ganzen Begriffen wurden; ein beim Kampfe mit Vorliebe ausgestoßener Laut konnte je nach dem Tonfall zum Kampfe reizen, herausfordern oder vor dem Kampfe warnen; er konnte aber auch allmählich den Sinn von Kampf, kämpfen, Feind, vielleicht auch von töten, Waffe, Blut u. dgl. annehmen. Geringe Änderungen der Aussprache mochten dann die verschiedenen Bedeutungen dauernd voneinander sondern. Wenn zuerst die Rufe einen ganzen Satz vertraten (einen Bitt-, Befehls-, Verbotssatz u. s. w.), bildeten sich nach und nach wirkliche Wörter, die sich nun beliebig zusammensetzen ließen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Wörtern ist auch aus der Nachahmung von Naturlauten entstanden (vgl. Kuckuck, quietschen, knattern, brummen), aber für die weitaus meisten kommt dieser Ursprung nicht in Betracht.

Wenn einerseits der Wunsch des Menschen, sich verständlich zu machen, die Sprache geschaffen hat, so ist doch anderseits die höhere geistige Entwicklung erst mit Hilfe der Sprache möglich gewesen; beide sind mit- und durcheinander gewachsen. Gegenwärtig denken wir nicht mehr, wie wohl die meisten höheren Tiere, durch die Aneinanderreihung von Erinnerungsbildern, sondern wir sprechen gewissermaßen innerlich. Sprache und Denken sind jetzt untrennbar verbunden.

4. Sprachenumbildung.

Jede Sprache ist das Ergebnis des Gesellschaftslebens; der einzelne Mensch hat keinen Grund seine Gedanken durch Laute zu äußern. Da nun aber jede Gesellschaft beständig wechselt, indem die einzelnen Mitglieder altern und sterben, während neue nachwachsen, so sind auch alle Wesenszüge des Gesellschaftslebens beständigen Umbildungen unterworfen. Das gilt von der Sprache ganz besonders. Man kann sagen, daß sich eine Sprache um so leichter umbildet, je ärmer ihr Wortschatz und je einfacher ihre Grammatik ist; die Kultursprachen erhalten noch besonders durch die schriftliche Festlegung große Dauerhaftigkeit, bleiben aber auch im Laufe der Jahrhunderte nicht unverändert. Wie rasch sich dagegen bei Naturvölkern zuweilen die Sprachen umbilden, ist oft beobachtet worden; wenn sich ein Stamm teilt, verstehen die Angehörigen der beiden Teile sich oft schon nach einem Menschenalter kaum mehr. Nicht selten sind willkürliche Änderungen; besonders häufig ist der Gebrauch, Wörter ganz abzuschaffen, die in den Namen Verstorbener vorkommen, und an deren Stelle neue Wörter zu bilden. Noch stärker ist die Wirkung persönlicher Eigentümlichkeiten auf den Sprachgebrauch: Nachlässigkeiten oder Sonderbarkeiten der Aussprache werden unbewußt oder bewußt nachgeahmt, selbst das Lallen der Kindersprache bleibt zuweilen nicht ohne Einfluß. Auch der Sinn vieler Wörter bleibt nicht derselbe. Auf diese Weise bildet sich selbst ohne Einwirkung von außen her die Sprache beständig um. Auch bei den Kulturvölkern gibt es Sprachmoden, die manche Wörter bis zum Übermaß bevorzugen, andere veralten und verschwinden lassen; ferner ändert sich die Bedeutung vieler Wörter oder es werden durch leichte Veränderungen neue aus ihnen gebildet (schlecht, schlicht). Lautliche Umstimmungen einer ganzen Sprache kommen ebenfalls vor; das großartigste Beispiel ist die germanische Lautverschiebung. Je nachdem die Umbildung die Laute oder den Sinn eines Wortes erfaßt, spricht man von Lautwandel oder Bedeutungswandel. Am wenigsten rasch ändert sich der grammatische Bau der Sprachen.

5. Ordnung der Sprachen in Gruppen.

Um einen Überblick über die Menschheit vom sprachlichen Standpunkte zu gewinnen, ist es nötig, die Sprachen selbst nach ihrem grammatischen Bau und ihrem Wortschatz in Gruppen zu ordnen. Leider muß man hiebei immer noch auf ältere Versuche zurückgehen, da in neuerer Zeit diese Probleme auffallend vernachlässigt worden sind, nachdem die Überschätzung des sprachenvergleichenden Zweiges der Völkerkunde vielfach einer zu großen Gleichgültigkeit Platz gemacht hat. Ein Teil dieser Gleich-

gültigkeit rührt von der richtigen Erkenntnis her, daß alles Gruppieren der Sprachen etwas Künstliches hat und infolgedessen, sobald es mehr sein soll als ein Mittel zum Zwecke der Übersicht, ein falsches Bild der Entwicklung gibt. In Wirklichkeit „müssen wir eigentlich so viele Sprachen unterscheiden als es Individuen gibt" (H. Paul). Wenn wir diese Individualsprachen zu Gruppen zusammenfassen und aus diesen kleineren Gruppen größere bilden, läuft immer ein gut Teil Willkür mit unter, da die natürlichen Grenzen zwischen den Dialekten und Sprachen meist nicht scharf sind. Bei den Kulturvölkern hat der Zwang der Schriftsprache und der politischen Einigung doch nur äußerlich schärfere Grenzen geschaffen. So erscheinen z. B. Frankreich und Spanien als zwei einheitliche, nach außen hin geschlossene Sprachgebiete; in Wahrheit aber sprechen Katalonier und Valencianer eine Sprache, die sie eng mit dem Südfranzosen verbindet, der galizische Dialekt nähert sich dem Portugiesischen, viele norditalienische Dialekte wieder stehen dem Französischen nahe u. s. w., so daß überall die politische Abgrenzung den sprachlichen Verhältnissen widerspricht. Die deutsche Sprache ist im Norden durch die niederdeutschen Dialekte mit dem Niederländischen wie mit den skandinavischen Sprachen eng verbunden, während die Schriftsprache die politischen Grenzen hier nicht überschreitet. Im Süden ist dagegen die Schriftsprache über die Reichsgrenzen hinaus in den deutschen Gebieten Österreichs und der Schweiz in Gebrauch; durch sie werden z. B. ein Mecklenburger und ein Appenzeller, die sich mit Hilfe ihrer Dialekte gar nicht verständigen könnten, als Volksgenossen verbunden. In ähnlicher Weise muß in China die Mandarinensprache die Einheitlichkeit des dialektisch zerspaltenen chinesischen Volkstums aufrecht erhalten. Diese Einheitssprachen täuschen, wie gesagt, über die Verschwommenheit der wirklichen Sprachgrenzen nur zu leicht hinweg. Bei alledem ist doch ein Aufsuchen der Sprachähnlichkeiten nötig und nützlich, so lange es nicht zu starrem Schematismus führt, denn diese Ähnlichkeiten sind in der Regel ein Anzeichen der Blutsverwandtschaft oder doch engeren Berührung der Völker in älterer Zeit, mit andern Worten der Kulturverwandtschaft.

B. Sprache und Volk.

1. Volk als sprachliche Gruppe.

Die große Bedeutung der Sprache für die Völkerkunde beruht darauf, daß sie das wichtigste Mittel und Werkzeug des gesellschaftlichen Zusammenhaltes ist. Nichts bringt die Menschen enger zusammen, als die Gemeinschaft der Sprache, nichts sondert sie schärfer und hindert den Verkehr gründlicher, als Sprachenverschiedenheit. Eine sprachlich geeinte größere Menschengruppe pflegt man ein Volk zu nennen. Allerdings beruht der Begriff des Volkes nicht ausschließlich auf sprachlicher Gemeinschaft, da auch Rassenverwandtschaft und geographische Lage mit berücksichtigt sein wollen; aber die Sprachenverwandtschaft ist doch das Entscheidende und läßt Rassen- und Ortsverschiedenheiten, falls sie nicht zu grell hervortreten, leicht übersehen. Ist ein Volk auch politisch eine Einheit, so nennt man

es Nation; zuweilen bilden allerdings auch Bruchteile verschiedener Völker eine Nation (Schweiz, Belgien). Will ein Volk sich Teile aus andern angliedern, so sucht es immer zunächst seiner Sprache zum Siege zu verhelfen, weil damit die stärkste gesellschaftliche Verbindung hergestellt ist; Ausdrücke wie germanisieren, russifizieren bedeuten nicht in erster Linie Änderung der Rasse durch Zumischung germanischen oder russischen Blutes, sondern Ausbreitung der deutschen oder russischen Sprache, der dann die Herstellung eines engeren Kulturverbandes ungezwungen folgt.

Der Umstand, daß die Begriffe Volk und Rasse nicht zusammenfallen, führt in Gebieten, wo Kämpfe um die Vorherrschaft verschiedener Sprachen stattfinden, zu sehr merkwürdigen Ergebnissen. In Österreich kann es z. B. vorkommen, daß ein typischer Vertreter der nordischen Rasse als leidenschaftlicher Anhänger des tschechischen Volkstums einem Deutschen entgegentritt, der seinem ganzen Äußern nach zur alpinen oder auch zur mittelländischen Rasse gehört. Wie selbst in geschichtlicher Zeit beständig mit der Sprache das Volkstum verändert worden ist, lassen die vielen deutschen Namen auf slavischer, die slavischen auf deutscher Seite erkennen. Nur wo die Unterschiede der Rasse stark hervortreten und noch durch religiöse und sonstige Eigenheiten verschärft werden, genügt die Sprachgemeinschaft nicht, um die Volksgemeinschaft herzustellen; die deutsch sprechenden Juden in Polen kann man z. B. nicht ohne weiters zum deutschen Volke rechnen, die holländisch sprechenden Eingeborenen Südafrikas nicht zu den Niederländern.

2. Bedeutung der Sprache für das Volkstum.

In den Verschiebungen der Sprachgrenzen und in den Sprachkämpfen spielt sich ein wichtiger Teil der Menschheitsentwicklung ab: Zwei in ihrer Art berechtigte Anschauungen stehen sich dabei gegenüber. Einerseits kann ein Volk seine Sprache nicht hoch genug schätzen: in ihr hat es sein inneres Leben und seine ganze Eigenart niedergelegt, und indem es diese Eigenart zugleich mit der Sprache pflegt, erfüllt es auch eine große Aufgabe im Kulturleben der Menschheit; nicht die öde Gleichmacherei ist es ja, die die Kultur vorwärts bringt, sondern dahin ist zu streben, daß jeder einzelne Mensch wie jedes Volk seine besten Eigenschaften entwickelt und durch sie andere bereichert und anregt. In diesem Sinne hat auch die Pflege der Dialekte einer großen Sprachgruppe ihren guten Sinn, indem sie die Eigenart der kleineren Gruppen, aus denen sich die große zusammensetzt, besser hervortreten läßt. Anderseits aber sind die bedeutenden Vorteile nicht zu verkennen, die aus der Bildung großer sprachlicher Verbände und der Beseitigung der kleinen Sprach- und Volksgruppen hervorgehen. Wenn jeder Dialekt sich zur besonderen Sprache auswachsen will, muß schließlich eine Sprachzersplitterung entstehen, die für die Kultur nicht mehr von Vorteil ist. Die großen Ideen des Kulturlebens verbreiten sich immer dort am raschesten, wirken dort am fruchtbarsten, wo große Volksmassen durch gleiche Sprache verbunden sind, während sie dort, wo auf kleinem Raume zahlreiche Sprachen ihr Sonderdasein behaupten, nur langsam eindringen können. Ein bedeutendes Werk der Wissenschaft oder Dichtung, das in englischer, französischer oder deutscher Sprache erscheint, hat sofort einen gewaltigen Wirkungskreis; erschiene es dagegen etwa in finnischer, dänischer oder serbischer Sprache, so würde es erst durch Übersetzungen den wichtigsten Kulturvölkern zugänglich gemacht werden müssen, um einen starken

Einfluß üben zu können. Ein kleines Volk mit eigener Sprache wird immer ein Dasein wie auf einer einsamen Insel führen und nicht leicht den rechten Standpunkt zwischen dumpfer Kleinlichkeit und Selbstüberschätzung finden. So ist die übermäßige Sprachzersplitterung, wie sie auf der Balkanhalbinsel und teilweise in Österreich-Ungarn herrscht, der Teilnahme der Völker am großen Kulturfortschritt ebensowenig förderlich wie der politischen Kraft.

3. Einfluß der geographischen Verhältnisse.

Wie die Völkerwanderungen durch die geographischen Verhältnisse beeinflußt werden, so auch die Verbreitung der Sprachen, die ja immer mittelbar oder unmittelbar durch Wanderungen der Völker und persönlichen dauernden Verkehr zu stande kommt. In ebenen Gebieten, die ohne starke Verkehrshindernisse sind, breiten sich Sprachen ungehemmt aus; da diese Sprachen dann wieder leicht in einzelne Dialekte zerfallen, so ergeben sich große Gebiete stammverwandter Sprachen, wie der mongolisch-türkischen in Hochasien, der ural-altaischen in Nordwestasien und Osteuropa, der Bantusprachen in Mittelafrika. Eine Rasse, der die Eigenart ihres Wohngebietes und ihrer Geschichte starke erobernde Kräfte verleiht, kann zahlreichen Völkern eine von ihr ausgehende Sprache oder Sprachengruppe aufzwingen; in dieser Weise haben sich im Gefolge von Bruchteilen der nordischen Rasse die arischen (indogermanischen) Sprachen über fast ganz Europa und bis Indien und Iran verbreitet. Auch Handelsvölker machen, wenigstens im Gebiete primitiver Sprachzersplitterung, durch ihre Wanderungen leicht ihre Sprache zum allgemeinen geschäftlichen Verständigungsmittel, bis sie die übrigen ganz verdrängt; in dieser Weise hat sich die Sprache der Haussa im westlichen Sudan über einen weiten Bezirk ausgedehnt. Endlich kann die Natur eines Landes die Bewohner zur politischen Einheit führen und damit der Sprache des Volksteiles, der die geistige Leitung übernimmt, zum Siege verhelfen (Sieg des Nordfranzösischen über die Langue d'oc). Überhaupt wird das Entstehen einer Schriftsprache immer den Dialekt in den Vordergrund stellen, dessen Vertreter gerade an der Spitze der geistigen Bewegung stehen; die von Mitteldeutschland ausgehende Reformation machte einen mitteldeutschen Dialekt zur Schriftsprache und drückte das Niederdeutsche zum Range einer bloßen Volksmundart herab. Nur in den Niederlanden, die geographisch und politisch ein Sonderdasein führten, wurde ein niederdeutscher Dialekt zur Schriftsprache erhoben.

Hochgebirge sind wie in anthropologischer und politischer so auch in sprachlicher Beziehung die Orte, wo sich Volksreste und -splitter am leichtesten erhalten; die Unzahl von Sprachen im Kaukasus, die Reste romanischer Dialekte in den Alpen, das Baskische in den Pyrenäen, das Berberische im Atlas sind besonders bezeichnend. Ähnliche Erscheinungen zeigen die Bewohner des Libanon und die des Pamir in Zentralasien.

4. Werden und Vergehen der Sprachen.

In allen Sprachen findet ein beständiges Absterben und Erneuern statt; an Lebende gebunden zeigt die Sprache auch alle Erscheinungen des Lebens. Auf diese Weise ist immer die Möglichkeit gegeben, daß sich aus

einer Sprache heraus ganz selbständig neue Dialekte bilden, die wieder ihre eigene Entwicklung nehmen und zuletzt einander sehr unähnlich werden können (die Tochtersprachen des Lateinischen). Selbst einzelne Berufe oder bestimmte Volksgruppen schaffen sich durch Anwendung von Fachausdrücken besondere Idiome, die Außenstehenden nicht ohne weiteres verständlich sind (Jägersprache, das Rotwelsch der Gauner, das Pariser Argot). Aber auch aus der Mischung verschiedener Sprachen kann unter dem Einfluß politischer Einheit eine neue Sprache hervorgehen, wie das Englische besonders deutlich zeigt; der Grundcharakter der Sprache ist germanisch, aber eine große Zahl lateinischer und französischer Wörter hat den ursprünglichen niederdeutschen Wortschatz durchsetzt. Wo starke Kultureinflüsse wirken, kann eine Sprache auch ohne eigentliche Völkermischung durch übermäßige Aufnahme von Fremdwörtern ihr Wesen ändern; das Deutsche hat mehrmals vor dieser Gefahr gestanden (Einfluß des Lateinischen und Französischen). Sehr merkwürdig ist das Entstehen von Verkehrssprachen, die sich meist dort bilden, wo zahlreiche verschiedensprachige Menschen in beständige Berührung treten. Zuweilen übernimmt eine wirkliche Sprache einfach die Vermittlung (Italienisch in der Levante); in kulturarmen Ländern aber entsteht, meist in Anlehnung an schon vorhandene Sprachen, ein eigenes Idiom mit möglichst einfacher Grammatik und einem oft wüst zusammengewürfelten Wortschatz (Lingua franca im Orient, Pidgin-Englisch in Ostasien, Taki-Taki in Surinam, das sogenannte Malaiische in Indonesien). — Diesem Entstehen neuer Sprachen steht die künstliche Erhaltung veralteter gegenüber. So hat in Europa das Latein bis nahe zur Gegenwart als eine den Gelehrten allgemein verständliche Sprache eine wichtige Kulturaufgabe erfüllt, nachdem es im übrigen längst seine Lebenskraft verloren hatte. In ähnlicher Weise ist in Indien das Sanskrit, im alten Babylonien das Sumerische als Kirchen- und Gelehrtensprache festgehalten worden; bei den Juden wird ebenso das Hebräische gegenwärtig nur noch künstlich lebendig erhalten, im täglichen Leben aber nicht mehr gebraucht.

C. Einteilung der Menschheit nach der Sprache.

1. Zweck der Einteilung.

Lange Zeit hat man Sprachenverwandtschaft und Rassenverwandtschaft kaum voneinander unterschieden und infolgedessen der sprachlichen Gruppierung eine Wichtigkeit beigelegt, die ihr nicht zukommt. Noch das Rassensystem F. Müllers geht neben der einseitigen Berücksichtigung einiger anthropologischer Merkmale von sprachlichen Gesichtspunkten aus (vgl. S. 11). Neuerdings hat man immer mehr erkannt, daß die Sprache dem Menschen nicht fest anhaftet wie seine Haut, sondern einem Kleide ähnlich ist, das unter Umständen leicht mit einem andern vertauscht wird. Namentlich primitive Völker wechseln ihre Sprache oft sehr rasch und vergessen dann ihr ursprüngliches Idiom ganz und gar. Wenn dennoch die sprachlichen Gruppen dem Einblick in das Wesen und Werden der Menschheit förderlich sind, so hat das zwei Ursachen: Einmal wird die Sprache eines Volkes

niemals auf ein anderes übertragen, ohne daß wenigstens in mäßigem Grade dabei eine Blutmischung stattfindet, und anderseits ist die Sprachgemeinschaft immer mit einer gewissen Kulturgemeinschaft gleichbedeutend. So spiegelt sich in der Verteilung der Sprachgruppen zweifellos ein bedeutsames, wenn auch nicht immer leicht zu lösendes Kapitel der Menschheitsgeschichte.

2. Gesichtspunkte der Anordnung.

Seit langem ist es gebräuchlich, bei der Einteilung der Sprachen in umfassende Hauptgruppen vorwiegend die Syntax, erst in zweiter Linie aber den Schatz an gemeinsamen Sprachwurzeln zu berücksichtigen. Im allgemeinen ist das auch zweckmäßig, da die Übertragung von Sprachwurzeln viel leichter stattfindet als die des grammatischen Baues, so daß die Gemeinsamkeit des letzteren auf engere und ursprünglichere Verwandtschaft schließen läßt. Man unterscheidet von diesem Standpunkte aus die einsilbigen (isolierenden) Sprachen, die nur aus einsilbigen Wurzeln bestehen und höchstens schwache Anfänge einer syntaktischen Abwandlung zeigen, ferner die einverleibenden (polysynthetischen), die alle Satzteile tunlichst in ein einziges Wort zusammenziehen (im Deutschen ist ähnliches annähernd möglich, z. B. Bahnüberschreitungspolizeiverbot statt „die Polizei verbietet, die Bahn zu überschreiten"). Höher entwickelt sind die agglutinierenden (anleimenden) Sprachen, bei denen Wurzel und syntaktischer Zusatz noch mehr oder weniger unvermittelt aneinander gefügt werden; man kann hiebei wieder, je nachdem der Zusatz vor oder hinter die Wurzel gestellt wird, Präfix- und Suffixsprachen unterscheiden. Als Flexionsprachen endlich bezeichnet man solche, bei denen Wurzeln und Suffixe oder Präfixe zu neuen Wörtern verschmelzen, so daß die Wörter abgewandelt (flektiert) werden (gehe, gehst, geht, gegangen u. dgl.). Diese Art der Einteilung bleibt immer noch die verwendbarste, obwohl auch sie nur mit Vorbehalt als Grundlage weitergehender Schlüsse benutzt werden darf.

3. Amerikanische Sprachgruppe.

Vom Standpunkte der eben dargestellten Einleitung aus bilden die amerikanischen Sprachen eine gemeinsame Gruppe und bestätigen dadurch auch mittelbar die große Selbständigkeit der amerikanischen Rasse: Die Sprachen der amerikanischen Urbewohner gehören sämtlich zu den einverleibenden. Diesem einheitlichen Grundzuge entspricht dagegen, soweit das bis jetzt festzustellen ist, kein nennenswerter gemeinsamer Schatz an Wortwurzeln. Das läßt darauf schließen, daß wir in den heutigen Sprachzuständen das Ergebnis einer sehr langen Entwicklung vor uns haben: Unmöglich kann in verhältnismäßig neuer Zeit eine von Asien kommende Völkerwelle ganz Amerika erfüllt haben, wie das eine ältere Anschauung zu beweisen versucht hat. Aus den Verwandtschaften der einzelnen amerikanischen Sprachen untereinander können wir dagegen auf zahlreiche Wanderungen kleineren Umfanges schließen: So gehören die Azteken Mexikos sprachlich zu nördlichen Stämmen, sind also offenbar von Norden her in Mexiko eingewandert,

und in Südamerika lassen sich Ursprung und Wanderzüge der karibischen Völker aus sprachlichen Verwandtschaften noch einigermaßen erschließen.

4. Asiatische Sprachgruppen.

In Asien sind drei große Sprachgruppen zu unterscheiden: Die chinesisch-hinterindische, die aus einsilbigen Sprachen besteht, die ural-altaische oder turktatarische mit agglutinierenden Sprachen und die semitische, die eine Anzahl von Flexionssprachen umfaßt. Der Zusammenhang zwischen den chinesischen und den hinterindischen Dialekten ist nicht so eng, daß er Rückschlüsse auf die geschichtlichen Vorgänge gestattet, die dieser Erscheinung zu Grunde liegen. Viel enger auch im Wortschatz verbunden sind die ural-altaischen Sprachen, die den größten Teil Hoch- und Nordasiens erfüllen und auch nach Europa übergreifen (Türken, Magyaren, Finnen). Die semitische Sprachgruppe hat sich wiederholt über einzelne Teile Afrikas verbreitet; so ist namentlich Nordafrika größtenteils arabisiert worden. Aber schon die älteren nordafrikanischen oder hamitischen Sprachen (altägyptisch, berberisch, äthiopisch u. s. w.) sind mit dem Semitischen verwandt; in diesem Sinne kann man von einer großen semitisch-hamitischen Sprachgruppe reden. Kleinere asiatische Sprachgruppen sind noch die Dravidasprachen im südlichen Vorderindien und die nordostasiatischen Sprachen an der Beringsstraße. Auch die Sprachen des größten Teiles der Kaukasusvölker werden meist zu einer eigenen Gruppe zusammengefaßt.

5. Afrikanische Sprachen.

Ein großer Teil Afrikas wird beherrscht von einer eng zusammengehörenden Gruppe von Präfixsprachen, den Bantusprachen, in deren Verbreitung wir die Spur langdauernder Völkerverschiebungen und -mischungen erkennen können. Sie erfüllen etwa vom 5. Grade nördlicher Breite an den ganzen Süden Afrikas mit Ausnahme des Südwestens, wo die an Schnalzlauten reichen Sprachen der Hottentotten und Buschmänner verbreitet sind. Die übrigen Negersprachen im Sudan lassen sich nicht zu einer einheitlichen Gruppe zusammenfassen. Im Norden herrschten, wie erwähnt, die dem Semitischen urverwandten hamitischen Sprachen, die jetzt durch das Arabische teilweise verdrängt sind. Auf Madagaskar sind malaio-polynesische Dialekte verbreitet.

6. Indonesische und ozeanische Sprachen.

Ganz Indonesien, Polynesien und Melanesien ist das Gebiet der malaio-polynesischen Sprachen, die sich durch gemeinsame syntaktische Züge (Bevorzugung der Reduplikation und der Präfixe) auszeichnen und eine Zwischenstellung zwischen den isolierenden und agglutinierenden Sprachen einnehmen. Auch die Verbreitung dieser Sprachen läßt weitgehende Schlüsse auf vorgeschichtliche Ereignisse zu. Ihnen gegenüber stehen als besondere Gruppen die Sprachen der Australier und Tasmanier, die sämtlich zu den Suffixsprachen gehören.

7. Europäische Sprachen.

In Europa hat eine Gruppe von eng verwandten Flexionssprachen, die man als die arischen oder indogermanischen bezeichnet, fast alle andern vernichtet oder beiseite geschoben. Wahrscheinlich sind Wanderungen von Angehörigen der nordischen Rasse die Hauptursache dieser Verbreitung. Im Gefolge solcher Wanderzüge sind arische Sprachen auch nach Iran und Vorderindien gelangt, wo sie noch heute vorherrschen. In Europa haben sich allmählich drei Hauptzweige entwickelt, der germanische, der romanische und der lettoslavische; alle drei sind durch Wanderungen und Kolonisationen in neuerer Zeit weithin verbreitet worden und haben die Sprachenverhältnisse großer Gebiete der Erde gründlich umgestaltet (germanische Sprachen in Nordamerika, Australien und Südafrika, romanische in Mittel- und Südamerika, slavische in Sibirien). Das Griechische und Albanesische gehören ebenfalls zur arischen Gruppe. — Ein isolierter Rest älterer europäischer Sprachen ist das Baskische.

D. Die Schrift.

1. Schrift und Sprache.

Schrift und Sprache stehen in engem Zusammenhang und ergänzen einander: Was die Lautsprache für das Ohr, das ist die Schrift für das Auge. Von der Geberdensprache, die ja ebenfalls für das Auge bestimmt ist, unterscheidet sich die Schrift vor allem durch ihre Dauer. Dadurch aber gewinnt sie eine unermeßliche Bedeutung für die Kultur der Menschheit: Während Gedanken, die in der Lautsprache ausgesprochen werden, nur so lange lebendig bleiben, als sie im Gedächtnis der Menschen haften, lassen sich durch die Schrift Gedanken gewissermaßen aufspeichern und auch nach langer Vergessenheit zu neuem Leben erwecken (vgl. die wieder aufgefundenen Schriften des klassischen Altertums). So besitzen die Völker, die eine höher entwickelte Schrift haben, damit zugleich ein künstliches Gedächtnis und einen außerordentlich erweiterten zeitlichen Horizont. Man darf sagen, daß die Schrift das sicherste Kennzeichen höherer Kultur ist.

2. Ursprung der Schrift; Bilderschrift.

Wenn auch die Schrift mit der Sprache eng verwandt ist, so ist sie doch nicht einfach aus dieser hervorgegangen, sondern hat einen durchaus selbständigen Ursprung. Die Bilderschrift, die unbedingt die älteste Form der Schrift ist, entsteht unmittelbar aus der Nachahmung natürlicher Gegenstände und hat mit den Lautgruppen, die sprachlich diese Gegenstände bezeichnen, zunächst gar nichts zu tun. Die einfache Bilderschrift ist deshalb auch für jeden lesbar, gleichgültig, welche Sprache er spricht, sobald er überhaupt die Bilder richtig erkennt. Aber freilich ist die reine Bilderschrift, die ja nur konkrete Dinge oder allenfalls historische Begebenheiten (s. die Abb. 9) darzustellen vermag, keiner hohen Entwicklung fähig; auch wenn

man durch bestimmte Zeichen, verbindende Linien u. dgl. die Beziehungen der abgebildeten Personen oder Gegenstände zueinander auszudrücken sucht, kommt man über unbeholfene Versuche selten hinaus: Die Schrift verliert ihre unmittelbare Verständlichkeit und wird doch kein vollkommenes Verständigungsmittel. Das Höchste, was auf diesem Wege zu erlangen ist, haben vielleicht die Azteken im alten Mexiko erreicht.



Abb. 9. Zeichnung eines nordamerikanischen Indianers.
(Nach Frobenius, Flegeljahre der Menschheit.)

3. Knotenschrift, Kerbhölzer.

Auch ein anderer, mehrfach versuchter Weg hat zu keinen sonderlich brauchbaren Erfolgen geführt. Es liegt an sich nahe, statt der mühsam zu kritzelnden oder zu malenden Bilder einfache Zeichen zu verwenden, denen man dann eine bestimmte Bedeutung beilegt. Besonders Knoten als Merkzeichen sind recht beliebt (selbst bei uns als Knoten im Taschentuch). Aus ihnen hat sich stellenweise (Peru, Altchina) eine Knotenschrift entwickelt, die sich aber im allgemeinen mehr für Berechnungen, Steuertabellen u. dgl. empfahl als für die Mitteilung von Gedanken und Empfindungen. Dasselbe gilt von den Kerbhölzern, die hie und da zu großer Bedeutung als Gedächtnishilfe gelangt sind; Zahl und Inhalt der eingeschnittenen Zeichen blieb notwendig sehr beschränkt. Einen Versuch anderer Art bildet die im Orient beliebte Blumensprache; auch die Perlen- oder Wampunschrift nordamerikanischer Indianer (s. die Abbildung S. 78) gehört hieher.

4. Schrift als Dienerin der Lautsprache.

Einen höheren Aufschwung vermochte die Schrift erst zu nehmen, als sie sich enger mit der Sprache verband: Die Aufgabe, neben der hoch entwickelten Lautsprache eine ebenso hoch entwickelte, aber dabei ganz selbständige Schriftsprache zu schaffen, war eben zu schwer und mußte aufgegeben werden; die Schrift wurde zur bescheidenen Dienerin der Lautsprache. Der Umschwung wurde dadurch herbeigeführt, daß man allmählich

jedes Bild mit einer bestimmten Lautgruppe identifizierte. Wenn man z. B. das Bild eines Pferdes zunächst beliebig Pferd, Roß, Gaul, Mähre, Klepper aussprechen konnte, so bedeutete es jetzt nur Pferd. Dann aber konnte man bereits mit einem Wortzeichen auch ein anderes gleichlautendes Wort bezeichnen, das einen ganz andern Sinn hatte: Das Bild eines Strickes, das Tau ausgesprochen wurde, konnte auch den Tau bedeuten, das Bild eines Bandes auch das Imperfekt des Zeitwortes binden, band. Auf dieser Entwicklungsstufe ist im wesentlichen die chinesische Schrift stehen geblieben, die man als eine abgekürzte Bilderschrift und zugleich, da ja die Sprache einsilbig ist, als eine Silbenschrift bezeichnen kann. Mit der Bilderschrift teilt sie noch den Vorzug, daß man sie erlernen kann, ohne die chinesische Sprache zu verstehen: Japaner und Hinterindier, die sich der chinesischen Schriftzeichen bedienen, können sich schriftlich mit Chinesen verständigen, auch wenn sie mündlich dazu gar nicht im stande sind. Das chinesische Volk, dessen verschiedene Dialekte außerordentlich voneinander abweichen, besitzt in seiner Schrift das wahre Palladium des geistigen und politischen Zusammenhaltes. Anderseits ist die chinesische Schrift wegen der Unmasse ihrer Zeichen schwer zu erlernen.

5. Silbenschrift.

Bei Völkern mit mehrsilbigen Sprachen mußte die Silbenschrift, die überall als die nächste Stufe nach der einfachen Wortschrift erscheint, einen freieren und beweglicheren Charakter gewinnen. Die altbabylonische Keilschrift und die meisten indischen Schriftsysteme sind derartige Silbenschriften; auch die Ägypter haben aus den Hieroglyphen eine allerdings unvollkommene Silbenschrift entwickelt. In solchen Fällen ist die Zahl der Zeichen immer noch recht bedeutend, die Schrift schmiegt sich überdies noch nicht ganz der Lautsprache an: Es ist unmöglich, in ihr dialektische Abweichungen oder jedes beliebige Wort einer fremden Sprache wiederzugeben. Eigentümlicherweise haben aber die alten Kulturvölker (Babylonier, Ägypter, Hindu) zäh an ihr festgehalten und der letzte große Fortschritt der Schrift, die Buchstabenschrift, ist nicht von ihnen ausgegangen, sondern von benachbarten Völkern.

6. Buchstabenschrift.

Mit der Buchstabenschrift, die das Lautmaterial der Sprache in seine letzten noch klar zu unterscheidenden Bestandteile zerlegt, ist die völlige Unterwerfung der Schrift unter die Lautsprache vollzogen; eine Weiterbildung wäre nur in der Weise möglich, daß auch die Klangfärbung der Worte, die wir jetzt höchstens durch gewisse Zeichen (?!—) andeuten, mit ausgedrückt würde. Die Zahl der Zeichen ist durch die Buchstabenschrift auf das geringste Maß herabgesetzt, die Erlernung also außerordentlich erleichtert. Die Erfindung dieser Schrift scheint nicht von den Phöniziern ausgegangen zu sein, wie man lange angenommen hat, sondern von Völkern mit arischen Sprachen: Die Perser haben die babylonische Silbenkeilschrift zu einer Buchstabenkeilschrift umgebildet, während griechischredende Völker auf Kreta und in dessen Nachbarschaft, wahrscheinlich angeregt durch das

ägyptische und babylonische Vorbild, die Urform der griechischen und damit aller späteren europäischen Schriftsysteme geschaffen haben. Eine Buchstabenschrift ist auch die jetzt weit verbreitete arabische.

7. Das Schreiben.

Nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Schrift sind die Schreibgeräte und -stoffe. In der Hauptsache werden die Schriftzeichen entweder eingeritzt oder aufgemalt, so daß man Ritzschriften und Malschriften unterscheiden kann. Zu den Ritzschriften gehörte die der Babylonier, die in feuchte Tontäfelchen eingekratzt oder eingedrückt wurde; auch die mit Wachs überzogenen Schreibtäfelchen der Römer wurden mit Ritzschrift beschrieben, und viele indische Völker ritzen noch heute ihre Schriftzeichen in Palmblätter. Die Malschrift zerfällt wieder in die weniger wichtige trockene (mit Hilfe von Kreide, Speckstein, Graphit, Blei u. dgl.) und die nasse, die außer dem Schreibgerät (Pinsel, Kalamus, Feder) auch eine Schreibflüssigkeit (Tusche, Tinte) erfordert. Nasse Malschrift verwendeten bereits die alten Ägypter mit Vorliebe, nach Einführung des Papyrus und des Pergaments auch die Römer; in China hat schon in ziemlich alter Zeit die Erfindung des Papiers der Malschrift mit Pinsel und Tusche den Sieg verschafft, wodurch die Kultur des Volkes erst ihre eigentliche Lebenskraft erhielt. In Europa ist die Einführung des Lumpenpapiers gegen Ende des Mittelalters von außerordentlichem Einfluß auf den geistigen Fortschritt gewesen, da mit dem billigen und brauchbaren Schreibstoff auch die Schreiblust ungemein wuchs. Eine ähnliche Wirkung übte die Erfindung des Druckes, den man ein abgekürztes und halb mechanisches Schreibverfahren nennen kann. Jede Änderung der Schreibgeräte und -stoffe (z. B. die Erfindung der Stahlfedern) übt wieder ihren Einfluß auf die Form der Buchstaben und die ganze Art des Schreibens; aber auch rein geistige Vorgänge, wie Wandlungen des Kunststils, ändern den Charakter der Schrift (Entstehung der sogenannten gotischen oder deutschen Schrift aus der lateinischen unter dem Einfluß der Gotik). Wie sich die Völker sprachlich von einander scheiden, so teilweise auch durch die Schrift (vgl. in Europa die „deutsche“, russische, griechische, arabisch-türkische Schrift neben der lateinischen).

ZWEITER HAUPTTEIL.

Vergleichende Völkerkunde.

I. Gesellschaftslehre (Soziologie).

A. Wesen und Ursprung der Gesellschaft.

1. Geselliger Charakter der Menschen.

Der Mensch ist ein durch und durch geselliges Wesen; das Dasein des Einzelnen ist ohne das der Gesellschaft nicht denkbar. Jeder Mensch stammt von andern Menschen ab, mit denen er durch die Erbschaft seiner Anlagen und seines Körperbaues eng verbunden bleibt, er kann die ersten Jahre der Kindheit nur mit Hilfe der Eltern oder ihrer Stellvertreter überstehen, er verdankt seine Sprachfähigkeit und sein Wissen den Lehren der älteren Geschlechter und er schließt neue Verbindungen, um sich in andern fortzupflanzen und die Menschheit dauernd zu erhalten. Dabei wird er nicht nur von der Gesellschaft der gerade Lebenden beeinflußt: In Kunst und Dichtung, in Wissenschaft und Religion sprechen längst vergangene Geschlechter zu ihm und geben seinem Geistes- und Gemütsleben die Richtung, und er selbst wieder wirkt auf zukünftige Generationen, sei es auch nur, indem er ein Vermögen sammelt, das seinen Kindern und Enkeln zu gute kommen soll. Im Laufe des Lebens aber steht der Mensch immer innerhalb zahlloser gesellschaftlicher Kreise, die Anspruch auf ihn erheben: Er gehört einer Familie, einer Gemeinde, einem Volke, einer Religionsgemeinschaft, einer Sprachgemeinschaft an, vielleicht auch einer politischen Partei, einer Anzahl von Vereinen, Aktiengesellschaften, Berufsgenossenschaften u. s. w. Der Staat reiht ihn zwangsweise in Gesellschaftsgruppen ein (Schule, Militär, Feuerwehr) und die Ordnung im Staate wird abermals durch bestimmte Verbände (Beamte, Polizei, Parlamente, Ministerien) aufrecht erhalten. Auch die Geistlichen bilden eng verbundene Gruppen (Hierarchie, Klöster). Selbst gesellschaftsfeindliche Elemente schließen sich doch ihrerseits gern zu Gesellschaften oder Banden zusammen.

2. Familientrieb und Gesellschaftstrieb.

Um das wirkliche Wesen des menschlichen Gesellschaftslebens zu erfassen, muß man scharf zwischen zwei Arten der Gesellschaft unterscheiden. Die eine Art der Gesellschaft entsteht in ihrer einfachsten Form aus der Verbindung zweier Angehörigen verschiedenen Geschlechtes; mit andern Worten, indem ein Mann und ein Weib sich ehelich vereinigen und den Grundstein einer Familie legen, die sich dann durch die Kinder, die aus der Ehe entspringen, mehr oder weniger erweitert. Es sind zweifellos triebartige Empfindungen, die diese kleinen Gesellschaftsgruppen zusammenhalten: Die Gattenliebe, die die Eltern verbindet, wird ergänzt durch die Liebe zu den Kindern, die von diesen erwidert wird. Man kann diese verschiedenen Formen der Zuneigung als Familientrieb zusammenfassen. Aber es gibt eine Menge menschlicher Gesellschaften, die offenbar mit dem Familientrieb nichts zu tun haben. Wenn z. B. eine Anzahl erwachsener Männer zu einem Verein zusammentritt, der vielleicht nur der Unterhaltung dient (Kegelklub, Gesangverein), so sind hiebei die Familientriebe gewiß nicht wirksam, sondern ein reiner Geselligkeitstrieb. Dieser Geselligkeits- oder Gesellschaftstrieb ist die eigentliche Ursache der beständigen Gesellschaftsbildungen innerhalb der Menschheit; da er sich leicht auf nützliche Aufgaben lenken läßt und nur mit seiner Hilfe große gemeinsame Leistungen möglich werden, ist er tatsächlich eine mächtige Waffe im Kampfe ums Dasein, die von der Menschheit im Laufe der Entwicklung erworben und verbessert worden ist. Daß der Gesellschaftstrieb nicht eine selbstverständliche Eigenschaft jedes lebenden Wesens ist, zeigt ein Blick auf die Tierwelt: Während alle Tiere vom Familientriebe beherrscht werden, sind es nur gewisse Arten, die beständig gruppenweise beisammen leben. Unter den Menschen sind die beiden Triebe auch verschieden wirksam: Die Männer sind im allgemeinen dem Gesellschaftstriebe stärker unterworfen als die Frauen, bei denen der Familientrieb vorherrschend entwickelt ist (s. unten).

3. Gesellschaftstheorien: Der Gesellschaftsvertrag.

Die Frage nach der Entstehung der Gesellschaft und besonders ihrer großartigsten Form, des Staates, hat die Denker seit langer Zeit beschäftigt. Man ist dabei zunächst von der Anschauung ausgegangen, daß jede Gesellschaft aus einzelnen Menschen besteht, daß also der Einzelne eher da sein muß als die Gesellschaft. In der Tat bilden sich ja auch unter der Herrschaft des Geselligkeitstriebes beständig neue Verbände und selbst die Familien entstehen immer von neuem dadurch, daß sich zwei selbständige Individuen, Mann und Weib, zu einem gesellig zusammenlebenden Paare verbinden. Jede neugegründete Vereinigung gibt sich ihre Gesetze und Regeln, zu deren Beobachtung sich die Teilnehmer verpflichten; auch eine Familie wird durch den Ehevertrag und ein feierliches öffentliches Gelöbnis begründet. So kam man zu der Theorie, daß die Gesellschaft stets durch einen Vertrag, den Gesellschaftsvertrag, entstünde; dieser Gedanke, den schon Hobbes, Spinoza und andere näher begründet haben, ist dann durch

J. J. Rousseau in seinem „Contrat social“ populär gemacht worden und hat auf die Entwicklung der französischen Revolution entscheidend eingewirkt.

4. Die Gesellschaftsseele.

Der Anschauung von Gesellschaftsvertrag, der die Gesellschaft aus einzelnen Personen entstehen läßt wie etwa einen Getreidehaufen aus einzelnen Körnern, steht eine andere gegenüber, die den einzelnen Menschen als ein bloßes Erzeugnis der Gesellschaft und diese also als das Erste und Ursprüngliche betrachtet. Längst ehe der Mensch Vernunft und Sprache besitzt, um Verträge schließen zu können, ist er gesellschaftlich gebunden; die Gesellschaft ist dauernd und ergänzt sich nur durch neue Individuen, während der Einzelne nur ein bescheidenes Teilchen ist, das bald wieder verschwindet. So ist man zu der Ansicht gelangt, daß auch das Geistes- und Gemütsleben des Einzelnen völlig durch die Gesellschaft bestimmt wird, daß etwas wie eine Gesellschaftsseele existiert, die sich in der Seele der einzelnen Menschen offenbart. — Diese Theorie ist ebenso einseitig wie die vom Gesellschaftsvertrag. Gewiß ist der Mensch stark und tief durch die gesellschaftlichen Gruppen beeinflußt, denen er angehört, aber er steht ihnen dennoch nicht willenlos gegenüber. Am engsten sind die Naturvölker an ihre sozialen Verbände gefesselt, während mit steigender Kultur sich unter dem Einfluß des Geselligkeitstriebes immer neue Gruppen bilden, deren Einwirkung sich der Einzelne oft nach Willkür entziehen kann.

Gerade die große Zahl von Verbänden, denen der Kulturmensch angehört, gibt ihm dem einzelnen Verbande gegenüber viel größere Bewegungsfreiheit; er kann z. B. auswandern und sich einem andern Volke anschließen, er kann seine Konfession ändern, kann in Vereinen beliebig ein- und austreten u. dgl. Nur das, was er als Erbschaft in seinem Körperbau und seinem ganzen Wesen besitzt, kann er schwer oder gar nicht ablegen.

5. Gesellschaftstheorien auf völkerkundlicher Grundlage.

Bei der Aufstellung der älteren Gesellschaftstheorien hat man die Tatsachen der Völkerkunde wenig oder gar nicht beachtet. Im allgemeinen galt die patriarchalische Familie, wie sie in den biblischen Erzählungen geschildert wird, als die ursprünglichste Gesellschaftsform; sie hätte sich nur in der Art weiter entwickelt, daß sie anfangs polygamisch war und bei höheren Kulturvölkern meist monogamisch wurde. Erst Bachofen wies eine ältere, weit verbreitete Familienform nach, die mutterrechtliche oder matriarchalische Familie: Die Mutter erscheint hier als Mittelpunkt des Familienlebens, die Kinder folgen der Mutter und treten nicht in die Familie des Vaters ein. Aus diesen Zuständen haben viele Soziologen, an ihrer Spitze der Amerikaner Morgan, den Schluß gezogen, daß ihnen eine noch ältere Gesellschaftsform vorangegangen sei, in der überhaupt keine feste Ehe, sondern Weibergemeinschaft geherrscht habe. Diese hypothetische Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit ist aber neuerdings mit so guten Gründen angefochten worden, daß sie wohl aufgegeben werden muß. An ihre Stelle mag das im folgenden Abschnitt dargestellte System treten, das

immer noch unvollkommen ist, aber wenigstens den Tatsachen des Völkerlebens keine Gewalt antut. Die einfacheren, aus natürlichen Verhältnissen hervorgehenden Gesellschaftsformen sind hiebei als primäre bezeichnet; ihnen stehen als sekundäre die aus der Kulturentwicklung entspringenden Gesellschaftsgruppen gegenüber.

Die wichtigsten Werke der neueren völkerkundlich beeinflußten Soziologie sind: Bachofen, Das Mutterrecht; Morgan, Die Urgesellschaft. Als Werke der Anhänger Morgans sind zu nennen: Post, Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit; Lippert, Die Geschichte der Familie; Kohler, Zur Urgeschichte der Ehe. Gegen Morgan wenden sich Starcke, Die primitive Familie; Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe; Grosse, Die Formen der Familie. — Neuere Anschauungen sind ausführlich dargestellt in Schurtz, Altersklassen und Männerbünde; ders., Urgeschichte der Kultur.

B. Primäre Arten der Gesellschaft.

1. Familie, Horde, Stamm.

Theoretisch muß jede Gesellschaftsbildung mit der Familie beginnen, wenn wir unter Familie nichts weiter verstehen als die Verbindung eines Mannes mit einem Weibe; die Kinder eines solchen Paares werden stets zu ihren Eltern in einem engeren Verhältnis stehen als zu andern Menschen, Eltern und Kinder bilden also eine kleine Gesellschaftsgruppe für sich. Die Verbindung zwischen den Eltern braucht nicht sehr fest und auch nicht dauernd zu sein, aber daß sie doch eine gewisse Zeit bestehen muß, dazu nötigt das langsame Heranwachsen der Kinder, die jahrelang des väterlichen und mütterlichen Schutzes bedürfen. In Wirklichkeit finden wir denn auch bei den tiefststehenden, wirtschaftlich unentwickeltsten Völkern die Familie als die einzige klar erkennbare Gesellschaftsform. Natürlich ist die Familie einer bedeutenden Vergrößerung fähig: Sobald die Kinder sich verheiraten, ohne sich deshalb von den Eltern zu trennen, wächst die Zahl der Familienangehörigen bedeutend; nur der Umstand, daß das Familienland nicht mehr als eine bestimmte Anzahl Menschen ernähren kann, setzt der Vermehrung Grenzen und nötigt die Überzähligen zur Auswanderung. So entsteht durch natürliche Vermehrung aus der Familie die Horde oder die Großfamilie. Es gibt noch heutzutage Völker, wie die Buschmänner Südafrikas, die nur aus derartigen Horden bestehen. Bleiben mehrere Familiengruppen oder Horden trotz räumlicher Trennung in einen gewissen Zusammenhang, so bilden sie einen Stamm, der also im Grunde auch nichts ist als eine vergrößerte, über ein weiteres Gebiet verteilte Familie.

2. Altersklassen und Männerverbände.

In jeder Familiengruppe finden sich zwei natürliche Verschiedenheiten, die des Alters und die des Geschlechtes. Beide wirken auf die weitere Ausgestaltung der Gesellschaft insofern ein, als sie dem Geselligkeitstrieb, der ja immer neben dem Familientrieb vorhanden ist, die Möglichkeit geben, seine Kraft zu zeigen. Wie erwähnt, ist der Geselligkeitstrieb in den Männern viel stärker entwickelt als in den Frauen; es sind also vorwiegend die Männer, die sich einerseits im Gegensatz zu den Frauen und überhaupt

den Familien zusammenscharen und reine Männergesellschaften bilden, und die anderseits auch zu Gruppen von Altersgenossen, zu Altersklassen zusammentreten. Eine einfache Sonderung der Männer nach drei oder vier Altersklassen (Knaben, Jünglinge, Männer, Greise) findet sich schon bei sehr primitiven Völkern. Zuweilen, aber viel seltener, sind auch die Frauen in Klassen geordnet. Leicht geschieht es dann, daß die Klasse der erwachsenen, aber noch nicht verheirateten Jünglinge und Männer, die die eigentliche kriegerische Kraft des Stammes darstellt, entschieden hervortritt und



Abb. 10. Bale (Männerhaus) der Battak.
(Nach v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras.)

ganz besonders als organisierte Männergesellschaft gegenüber den Familien erscheint. Die Jünglinge lösen sich dabei fast ganz vom Familienverbande los und bewohnen eigene Häuser (Männer- oder Junggesellenhäuser, s. die Abb. 10). Diese Männergesellschaften können sich dann wieder in Klubs umwandeln, die nicht mehr jeden Beliebigen aufnehmen, oder in Geheimbünde, die durch Zauber- und Geisterspuk die übrigen Stammesgenossen in Furcht und Abhängigkeit erhalten. Besonders in Westafrika sind die Geheimbünde ein gutes Mittel, Frauen und Sklaven einzuschüchtern; hier kommen als Gegenstücke vereinzelt auch weibliche Geheimbünde vor.

3. Die Sippe.

Wenn sich die Männer in ihren Männergesellschaften selbständig organisieren und dem Familienleben mehr oder weniger fremd werden, so bilden die *Frauen* fortan den *Mittelpunkt der Familien* und es entsteht die mutterrechtliche Familie. In der Regel bildet sie sich aber zur mutterrechtlichen *Sippe* (Gens, Clan) um. Die Sippe hat folgende Eigentümlichkeiten: Die Frau tritt, wenn sie heiratet, nicht zur Sippe ihres Gatten über, sondern bleibt in der eigenen Sippe, und auch die Kinder, männliche und weibliche, gehören der mütterlichen Sippe an. Es ist streng verboten innerhalb der eigenen Sippe zu heiraten; es sind deshalb immer mindestens zwei (oft auch viel mehr) Sippen vorhanden, die durch Wechselheirat verbunden sind. Die Sippen sind meist nach Tieren, seltener nach Pflanzen, Gestirnen u. dgl. genannt; man bezeichnet diese Symbole nach einem irokesischen Worte als Totems, die Sitte als *Totemismus*. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Sippe von ihrem Namenstiere abstammt oder sonst irgendwie mit ihm in Beziehung steht. Die eigenartige Gesellschaftsform der totemistischen Sippe ist sehr weit verbreitet und war höchst wahrscheinlich auch den Vorfahren der heutigen europäischen Kulturvölker nicht fremd, wie manche Tiersymbole (der römische Wolf, der Romulus und Remus nährte, Odins Wölfe und Raben u. s. w.) zu beweisen scheinen.

Das Heiratssystem der mutterrechtlichen Sippe läßt sich schematisch leicht verständlich machen. Nehmen wir an, ein Stamm hätte nur zwei Sippen, Wolf (W) und Rabe (R), so darf ein Mann der Wolfssippe nur eine Frau von der Rabensippe heiraten; die Kinder sind dann Raben und dürfen nur Wölfe heiraten, die Kinder dieser Ehe richten sich wieder nach der Sippe der Mütter u. s. w. Also

```
                 (Mann) W__________R (Frau)
                                   |
                 (Mann) W__________R (Mädchen)
                                   |
                 (Frau) W__________R (Mann)
                        |
(Knabe oder Mädchen) W
```

Der Querstrich bedeutet Heirat, der senkrechte die Herkunft von der Mutter.

4. Umbildung der Sippe.

Die mutterrechtliche Sippe bestand überall so lange, als die Männer ihre eigene Organisation festhielten. Der Gatte blieb auf diese Weise seiner Gattin wie seinen Kindern ziemlich fremd; der eigentliche Beschützer der Kinder ist denn auch in der mutterrechtlichen Sippe nicht der Vater, sondern der *Bruder der Mutter*. Indessen trugen bei fortschreitender Entwicklung verschiedene Umstände dazu bei, daß sich die Männergesellschaften lockerten, während sich umgekehrt die Familien- oder Sippenbande befestigten. Damit aber begannen die Männer auch die Führung der natürlichen Verbände zu übernehmen und die mutterrechtliche Sippe wandelte sich in eine *vaterrechtliche* um; die Kinder folgten jetzt nicht mehr der mütterlichen Sippe, sondern Frau und Kinder gehörten zur Sippe des Mannes. In dieser Form finden wir das Sippenwesen bei den Griechen und Römern der älteren Zeit.

Die Sippe zerfiel dann naturgemäß wieder in kleinere Familien, wie das die römischen Namen deutlich zeigen (es folgen stets Vorname, Sippenname und Familienname aufeinander, wie in Publius Cornelius Scipio). Auch in China findet sich noch die vaterrechtliche Sippe mit Heiratsverbot. Bei den europäischen Kulturvölkern hat sich nach und nach der Sippenverband gelockert und die Masse des Volkes ist in einzelne Familien zerfallen, die wenig Zusammenhang untereinander haben, abgesehen von denen des Adels; das Verbot, innerhalb der Sippe oder Familie zu heiraten, ist aber auch bei diesen weggefallen, und nur die Heirat mit den nächsten Verwandten ist allgemein untersagt.

Höchst wahrscheinlich beruhen die Heiratsverbote der Sippe auf der Scheu vor Verwandtenehen, gegen die eine instinktive Abneigung bestand. Die Australier haben dadurch, daß sie die Altersklassen teilweise zu Heiratsklassen umbildeten, die Verwandtenehen noch mehr erschwert. Daß in der Tat die zu weit getriebene Inzucht schädlich ist, beweisen die Erfahrungen der Tierzüchter zur Genüge, ebenso neuerdings statistische Zusammenstellungen über Geisteskrankheiten.

5. Polygamie und Polyandrie.

Neben der eben geschilderten Entwicklung geht ziemlich unabhängig eine andere her, die dahin geführt hat, daß die Ehe eines Mannes mit einem Weibe zur festen Regel wurde, während ursprünglich Vielweiberei (Polygamie) und Vielmännerei (Polyandrie) nichts Seltenes waren und stellenweise zur festen Sitte geworden sind. Vorteilhaft sind beide Eheformen schon deshalb nicht, weil unter den Menschen die Zahl der Frauen der der Männer ziemlich genau zu entsprechen pflegt; nimmt also z. B. ein Mann mehrere Frauen in Anspruch, so sind dadurch mehrere Männer zur Ehelosigkeit genötigt. Bei manchen Naturvölkern zieht man allerdings einen Teil der Mädchen nicht auf, so daß der Prozentsatz der Männer unverhältnismäßig groß ist und die Entstehung der Vielmännerei und Weibergemeinschaft nahe liegt. Die Polyandrie erscheint zuweilen in der Form der Gruppenehe (Punalua-Ehe): Eine Anzahl von Männern hat ein Anrecht auf bestimmte Frauen; man unterscheidet jedoch immer den eigentlichen Gatten von den Nebengatten. Die Vielweiberei entwickelt sich oft deshalb bis ins Ungeheuerliche, weil der Kauf von Frauen zugleich eine Kapitalsanlage ist. In Afrika besonders, wo den Frauen der Hauptteil der Feldarbeit zuzufallen pflegt, sind die Frauen die beste Einnahmequelle für die Gatten; afrikanische Herrscher haben deshalb oft tausende von Frauen besessen, die wie jedes andere Besitztum auf die Söhne vererbt wurden. Aus diesem Gesichtspunkt erklärt es sich auch, daß bei den meisten primitiven Völkern die Frau den Eltern abgekauft werden muß, während sie bei uns im Gegenteil eine Mitgift mit in die Ehe bringt.

Als Levirat bezeichnet man die auch von den alten Israeliten bezeugte Sitte, daß die Gattin eines verstorbenen Mannes von dessen Bruder geheiratet werden muß.

6. Verhalten gegen Fremde.

Jede kleine Familiengruppe ist bei den primitivsten Völkern eine Welt für sich und betrachtet alle Außenstehenden als rechtlos. Die Mitglieder

der Gruppe fühlen sich andern Gruppen gegenüber als einheitliche, festverbundene Gesellschaft; wird ein Angehöriger der Familiengruppe von dem Mitglied einer andern erschlagen, so macht man dafür nicht nur den Mörder, sondern dessen ganze Gruppe verantwortlich (Blutrache). Selbst die durch Zwischenheirat verbundenen Sippen stehen sich oft noch mißtrauisch und selbst offen feindlich gegenüber; die Zwischenheiraten sind ja ohnehin wahrscheinlich aus dem zur Gewohnheit gewordenen Mädchenraub hervorgegangen. Manchmal werden indes Fremde in den Familienverband aufgenommen (Frauenraub, Adoption); eine Art künstlicher Verwandtschaft wird durch die weitverbreitete Blutbrüderschaft hergestellt. Ausstoßung aus der Familiengruppe bedeutet, daß der Ausgestoßene überall als Feind behandelt wird, in primitiven Verhältnissen fast so viel wie Tod; noch im alten Griechenland war die Verbannung mit der Todesstrafe ungefähr gleichwertig.

C. Sekundäre Arten der Gesellschaft.

1. Ursachen weiterer Umbildungen.

Wie sich gezeigt hat, sind es die natürlichen Unterschiede, die des Geschlechts und des Alters, die die Entwicklung der primitiven Familiengruppen bestimmen. Nun gibt es aber noch andere natürliche Verschiedenheiten, denn kein Mensch ist irgend einem andern völlig gleich: An Körperkraft, Gewandtheit, Gliederbau und äußerer Schönheit ist ein Mensch ebensowenig das völlige Ebenbild eines andern wie an Charakter, Temperament, Begabung und Neigungen. In der Gesellschaftsentwicklung werden vor allem die Unterschiede an Kraft, körperlicher wie geistiger, entschieden hervortreten: die Tatkräftigen und Entschlossenen werden die Führung übernehmen, die Schwachen und Trägen werden sich ihnen beugen. Da nun immer der Gesellschaftstrieb, der im Innern der Menschen wirkt, Gleiche zu Gleichen zu gesellen strebt, so werden auch diese natürlichen Führer neue, höhere Gruppen bilden: die Entstehung der Häuptlingsschaft und einer führenden Klasse, des Adels, nimmt hier ihren Anfang.

2. Häuptlingsschaft.

Das Häuptlingswesen entwickelt sich entsprechend den einfachen Formen der Gesellschaft in zwei Richtungen, die nicht selten nebeneinander herlaufen. Der Häuptling kann zunächst einfach das Haupt einer Familiengruppe sein; in roheren Verhältnissen wird der körperlich Stärkste und Rüstigste die Führung der Gruppe haben, bei etwas höherer Kultur findet auch schon die Erfahrung des Alters Anerkennung und es ist dann gewöhnlich der Familienälteste zugleich der Häuptling. In dieser Art sind meist die Sippen organisiert; es kann dann wohl auch geschehen, daß einmal ein Weib die Leitung der Gruppe übernimmt, da die Aufgaben des Häuptlings einer Familiengruppe mehr friedlicher als kriegerischer Natur zu sein pflegen. Daneben aber wählen nun auch die Männergruppen, die Krieger und Jäger

des Stammes, ihre Führer, deren Aufgabe natürlich vorwiegend auf kriegerischem Gebiete liegt. Beide Arten der Häuptlingsschaft bestehen oft nebeneinander, wie bei vielen nordamerikanischen Indianerstämmen; der Unterschied, daß die Stellung des Familien- oder Friedenshäuptlings in der Regel erblich ist, während der Männer- oder Kriegshäuptling seinen Rang der Wahl verdankt, tritt hier besonders klar hervor. Auch im altgermanischen Völkerleben erscheinen die beiden Häuptlingsformen nebeneinander in der Gestalt des Königs, des erblichen Friedensfürsten, und des Herzogs, des erwählten Kriegsführers. Die Franken z. B. standen, als sie Gallien eroberten, unter Herzogen, setzten aber nach ihrer festen Ansiedlung bald wieder ein erbliches Herrschergeschlecht ein, die Merowinger. Umgekehrt ersetzten die Römer beim Beginn ihrer großen Erobererzeit die erblichen Könige durch jährlich erwählte Kriegsführer, die Konsuln.

3. Priesterschaft.

Neben den Kriegs- und Familienhäuptlingen erscheint schon früh eine dritte Macht auf dem Plan, das Priestertum; die Geschichte der meisten Völker ist in ihren Anfängen erfüllt von den Gegensätzen oder Bündnissen dieser drei Mächte; in seiner großartigsten Form erscheint der Gegensatz zwischen weltlicher und geistlicher Macht im Kampfe der deutschen Kaisergewalt gegen das Papsttum. Der Einfluß der Priester beruht wie der der Häuptlinge im Grunde ebenfalls auf einer Kraft, aber auf einen sehr eigenartigen: Man traut den primitiven Zauberpriestern übernatürliche Macht zu, man glaubt, daß sie imstande sind, ihre Feinde durch Zaubermittel zu verderben, Regen herbeizurufen, die Zukunft vorauszusagen und Krankheiten zu heilen. Zuweilen ist Priestertum und Häuptlingsschaft in einer Person vereinigt; in der Regel aber bilden die Priester eine besondere Klasse, der es unter günstigen Umständen gelingt, die eigentliche Führung des Stammes an sich zu reißen oder wenigstens die Herrschermacht mit den Häuptlingen zu teilen. Am besten glückt das, wo sich eine bestimmte Religion entwickelt, die von allen Stammesangehörigen Ehrfurcht und Gehorsam fordern kann; anderwärts zersplittert sich dagegen die Priestermacht, indem gewissermaßen Spezialisten für jedes Gebiet mystischer Tätigkeit entstehen, also Zauberärzte, Regenmacher, Wahrsager u. s. w. In Afrika haben sich viele Zauberpriester dadurch einen furchtbaren Einfluß gesichert, daß sie im Gottesgerichtsverfahren den Gifttrank mischen und auf diese Weise das Schicksal der Angeklagten in der Hand haben.

Nicht immer führt übrigens der Hang zur Zauberei unmittelbar zur Entstehung einer Priesterschaft: Wo sich die Männerverbände zu Geheimbünden umgestalten, üben diese mit Vorliebe das Zauberwesen und die Beschwörung von Geistern aus und das Männerhaus gestaltet sich dann leicht zu einer Art Tempel um.

4. Unterschiede des Besitzes.

Neue Gesellschaftsschichten bilden sich dort, wo einzelne Personen Reichtum sammeln und ihn auf ihre Nachkommen vererben. Beides ist unter primitiven Verhältnissen nicht so leicht. Zunächst hat es bei der am

tiefsten stehenden Klasse von Völkern, den unsteten, überhaupt nicht viel Zweck, Schätze irgend welcher Art zu sammeln, da man bei dem beständigen Umherwandern doch immer nur Weniges mit sich tragen kann. Überdies herrscht, wenigstens in Bezug auf Lebensmittel, mehr oder weniger Kommunismus, d. h. das, was einer findet oder erwirbt, wird von den andern ohne weiteres mit beansprucht. Höchstens Schmuckgegenstände, verzierte Waffen und Geräte, wohl auch Kleidungsstücke gelten als persönliches Eigentum. Aber wenn auch jemand zu seinen Lebzeiten von derartigen Dingen eine ungewöhnliche Menge aufgehäuft hätte, würde er sie nicht auf seine Nachkommen übertragen können, da man es aus Gespensterfurcht verschmäht, das Eigentum des Toten zu benützen: Sein Besitz wird mit ihm verbrannt oder begraben. Erst wenn diese Anschauungen überwunden sind, kann sich erblicher Reichtum bilden, der nun als neue Macht neben Häuptlingsschaft und Priestertum erscheint. Gewöhnlich sind allerdings Häuptlinge und Priester auch am meisten in der Lage, Reichtümer zu sammeln und verstärken auf diese Weise ihr Ansehen noch bedeutend. Der Reichtum ist für die Entwicklung der Kultur insofern höchst wichtig, als er stets einzelne befähigt, andre für sich arbeiten zu lassen, so daß diese Begünstigten nun von der Not des Lebens befreit sind und ihre Kräfte höheren Zielen widmen können. Zugleich freilich entstehen gesellschaftliche Unterschiede dauernder Art, die das lebendige Volksleben ganz erstarren lassen würden, wenn sich nicht glücklicherweise immer einzelne aus den unteren, ärmeren Schichten emporarbeiteten und dafür die entarteten Abkömmlinge reicher und vornehmer Geschlechter in die unteren Klassen hinabsänken. Nur wenn dieser beständig wirksame Prozeß der Auslese gewaltsam gehindert wird, treten verhängnisvolle Folgen ein.

5. Adel.

Bei vielen Völkern hat sich eine höhere Gesellschaftsschicht gebildet, die man als Adel bezeichnet. Der Adel kann auf zweierlei Weise entstehen: Einerseits können sich innerhalb eines Volkes aus den Häuptlingen und reichen Leuten Gesellschaftsgruppen bilden, die Vorrechte vor den übrigen Volksgenossen beanspruchen und in der Regel dadurch ihre Stellung befestigen, daß sie großen Landbesitz in ihrer Hand vereinigen. Anderseits aber kann auch ein Volk von einem andern unterworfen und seines Landbesitzes beraubt werden, worauf die Sieger als herrschender Adel sich unter den Besiegten niederlassen und von deren Arbeit leben; in dieser Weise verfuhren die Normannen in England, die Deutschen im ehemals slavischen Ostdeutschland, die germanischen Wanderstämme in Südeuropa, die Azteken in Mexiko u. s. w. Wo der Adel vorherrscht, ist der Feudalismus die von selbst gegebene Regierungsform, d. h. das Land ist in zahlreiche kleine Herrschaften geteilt, die der Adel mit der Verpflichtung besitzt, dem Landesfürsten Heeresfolge zu leisten. Der Kampf der Fürsten und des Volkes gegen die dem einheitlichen Staatsleben hinderlichen Vorrechte des Adels erfüllen einen großen Teil der Geschichte der europäischen Völker; nach und nach ist die Adelsbezeichnung meist zu einem leeren Titel herabgesunken.

Da die Herrschaft des Adels ursprünglich auf gewissen Vorzügen des Charakters beruht, sucht man durch Heiraten innerhalb der bevorrechteten Klasse (Endogamie) diese Vorzüge zu erhalten.

6. Kasten und Berufsgruppen.

Die Endogamie ist häufig von Volksgruppen und ganzen Völkern benutzt worden, um die Reinheit des Blutes zu bewahren und die oberen Schichten von jeder allzunahen Berührung mit den unteren abzuschließen. Die indischen Kasten haben ursprünglich diesen Zweck und trennten namentlich das hellfarbige arische Eroberervolk scharf von den dunkelfarbigen Urbewohnern, den Parias. In späterer Zeit haben sich die Kasten in Indien mehr zu Berufsgenossenschaften umgewandelt, indem fast jedes Handwerk und jeder sonstige Beruf eine Kaste bildet, deren Angehörige nur untereinander heiraten und ihr Gewerbe wie ihre Kastenzugehörigkeit auf die Nachkommen vererben. Kastenartig abgeschlossene Handwerkergruppen finden sich auch sonst, besonders in Hinterindien. In Afrika bilden vielfach die Schmiede eine besondere Kaste oder Zunft, die sich nicht mit den übrigen Volksgenossen mischt und meist wenig geachtet ist. Wo Angehörige unsteter Stämme sich irgend einem Berufe zuwenden, bilden sie auch meist kastenartige Genossenschaften, mögen sie nun als Jäger, Schmiede, Lederarbeiter, Musikanten, Abdecker oder sogar Henker tätig sein (Tschandaler in Indien, Jiber und Midgan im Somalilande, Laobé in Senegambien, Zigeuner).

7. Sklaverei und Hörigkeit.

Bei zahlreichen Völkern besteht eine unterste Schicht von beinahe oder ganz rechtlosen Personen, die als Eigentum Höherstehender gelten. Die primitivsten Völker kennen die Sklaverei nicht, da bei ihrer Dürftigkeit Sklaven nur eine Last sein würden; einige höher entwickelte Fischer- und Jägerstämme besitzen jedoch Sklaven, so namentlich die meisten Küstenbewohner Nordwestamerikas. Bei den nomadischen Stämmen, die keine große Arbeit zu leisten haben, gelangt die Sklaverei selten zu stärkerer Entfaltung. Ihre eigentliche Blüte erreicht sie bei ackerbauenden Völkern, die immer geneigt sind, die beschwerliche Feldarbeit zwangsweise andern aufzubürden; daher die außerordentliche Bedeutung der Sklaverei für Afrika. Auch das Großgewerbe hat man mit Sklaven betrieben (Phönizier, Griechen, Römer). Der Ursprung der Sklaverei liegt im Kriege; sobald man begann, die Männer der besiegten Feinde nicht mehr entweder zu töten oder als Gleichberechtigte in den eigenen Stamm aufzuwenden, sondern ihre Arbeitskraft zu nützen, war die Sklaverei geschaffen. Von kriegsgefangenen Slaven, die im Mittelalter bis Andalusien hin verhandelt wurden, ist das deutsche Wort Sklave abgeleitet. Meist vermehrt auch die Sitte der Schuldknechtschaft die Zahl der Sklaven; Kinder von Sklaven gelten in der Regel ebenfalls als unfrei. Die Sklaverei ist oft hart, oft aber auch so mild, daß z. B. vielfach in Afrika die Sklaven mit zur Familie gehören oder auch nur ein paar Tage der Woche für ihren Herrn zu arbeiten brauchen. Der

Sklavenhandel hat zu bedeutenden Völkerwanderungen und Mischungen geführt (Neger in Nordamerika, Raubzüge arabischer Sklavenhändler in Innerafrika).

8. Regierungsformen.

Jede größere Menschengruppe bedarf einer Oberleitung; nur bei manchen sehr primitiven und an Zahl geringen Stämmen fehlt diese Leitung so gut wie ganz. Von einer regelrechten Entwicklung der Regierungsformen kann im übrigen keine Rede sein: Wir finden niedrigstehende Völker, die republikanisch organisiert sind, andere, bei denen die Häuptlingsmacht sehr schwach ist und höchstens in Kriegszeiten hervortritt und noch andere, die einem schrankenlosen Despotismus unterworfen sind; wie dabei Familien- und Kriegshäuptlinge sowie das Priestertum sich wechselnd bald unterstützen, bald gegenseitig beeinträchtigen, ist schon erwähnt. Auch Anfänge unserer Parlamente und Ministerien finden sich schon früh. Die Australier werden meist von einem Rat der Alten regiert, in Afrika umgibt den Häuptling eine Ratsversammlung, die ursprünglich wohl überall aus den Sippenhäuptern bestand, jetzt aber meist recht willkürlich zusammengesetzt ist. In solchen Fällen hängt es ganz von der Persönlichkeit des Häuptlings ab, ob er die eigentliche Macht in der Hand behält oder ob die Ratsversammlung ihn zurückdrängt und als bloßen Schattenherrscher behandelt. Die Neigung, den König zu einer bloßen Repräsentationsfigur zu machen und dafür einem andern die wirkliche Macht zu überlassen, die sich dann oft auch auf dessen Nachkommen vererbt, ist ungemein oft zu beobachten; die Merowinger wurden von ihren „Hausmeiern“ in den Schatten gestellt und endlich beseitigt, und in Japan trat neben den Mikado der Schogun. Wo der Adel sich mächtig entwickelt, entsteht regelmäßig der Feudalismus mit seiner Schwächung der Obergewalt und seinen ewigen Fehden; in Europa wie in China hat ihn schließlich die absolute Monarchie verdrängt. Während auf dem europäischen Festland durch Feudalismus und Absolutismus die altgermanische Volksfreiheit vernichtet wurde, hielt sich in England, dank dessen isolierter Lage, ein Rest der alten freiheitlichen Volksvertretung, und das britische Parlament wurde dann zum Vorbild für den Konstitutionalismus des heutigen Europa.

D. Sitte und Brauch.

1. Bedeutung der Gesellschaftsformen.

Jede menschliche Gesellschaft wird durch gemeinsame Erinnerungen und gemeinsame Gebräuche enger zusammengefaßt und gleichzeitig von andern Gesellschaften getrennt. Die Sitten und Bräuche, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, sind gewissermaßen das Knochengerüst des Gesellschaftskörpers, das dem Ganzen Halt und Dauer gibt. Sie haben aber noch einen andern Zweck: Wer einer bestehenden Sitte einfach folgt, erspart sich eine Menge von Kraft und Nachdenken, die er aufwenden müßte, wenn er jedesmal die Art und Weise seines Handelns selbständig bestimmen möchte. Da nun außerdem jeder weiß, wie ein anderer in einem

bestimmten Falle handeln wird, so geben die Sitten und Bräuche dem Dasein ein großes Maß von Sicherheit und Harmonie und sie unterstützen auch in diesem Sinne das Gedeihen der Gesellschaft, die der inneren Harmonie dringend bedarf, um ihre Aufgaben zu erfüllen. Freilich hat das Festhalten von herkömmlichen Gebräuchen auch seine verhängnisvolle Seite: Neue Ideen, neue Fortschritte und Entdeckungen stimmen meist schlecht zum Herkommen und sie haben deshalb immer einen Kampf zu bestehen und alte Gebräuche zu zersprengen, ehe sie Raum zur Entfaltung finden; ist die Macht der verknöcherten Überlieferung zu stark, so kann jeder Fortschritt gehemmt werden. So kommt es, daß das innere Gesellschaftsleben der Menschheit durch den Gegensatz zwischen erhaltenden (konservativen) und fortschreitenden (liberalen) Kräften bewegt wird. Beide Arten von Kräften müssen sich gegenseitig ergänzen und die Wage halten, wenn die Entwicklung zu höheren Stufen sich ruhig und ohne wilde Ausbrüche vollziehen soll. — Für den Forscher sind die Sitten auch deshalb merkwürdig, weil sie oft als unverständlich gewordene Reste früherer Kulturzustände erscheinen (s. unten Brautraub).

2. Gruß.

Die einfachsten Bräuche, die Zusammenhalt und Harmonie unter den Gesellschaftsmitgliedern herstellen sollen, sind die Grußformen. Es sind abgekürzte, symbolische Handlungen und Ausdrücke, die entweder freundliches Einverständnis und herzliche Vereinigung ausdrücken sollen (Händedruck, Umarmung, Kuß, Nasengruß) oder Demut und Hingebung (Entblößen des Oberkörpers, Hutabnehmen, Verbeugung, Proskynesis, Kotau). Die Grußworte bestehen meist aus Segenswünschen (Guten Tag, Grüß Gott), Fragen nach dem Befinden u. dgl. Bei manchen Naturvölkern ist die Begrüßung sehr langwierig und umständlich, schon deshalb, weil man aus Gespensterfurcht sich erst überzeugen will, ob der Ankommende wirklich ein harmloser Mensch ist; auch sehr lärmende Begrüßungsszenen mit Scheinkämpfen, die sich häufig finden, gehen wohl auf diese Furcht zurück, oder sie sind als symbolisch gewordene Reste früherer feindlicher Begegnungen zu betrachten. Bei den Eskimo kamen sogar abwechselnd erteilte Ohrfeigen, die bis zur Ohnmacht eines der Begrüßenden fortgesetzt werden, als Bewillkommung fremder Gäste vor.

3. Geburt, Reifezeit, Ehe.

Die verbreitetsten und wichtigsten Bräuche knüpfen sich an die Hauptperioden des Lebens, die Zeit der Geburt, der Geschlechtsreife und der Ehe; sie alle sind durch festliche Sitten hervorgehoben, die freilich so mannigfaltig sind, daß sie sich einer kurzen Charakterisierung entziehen. Unter den Geburtsbräuchen ist als eigentümlichster das „männliche Wochenbett“ (Couvade) zu nennen, dessen Sinn noch nicht völlig aufgeklärt ist: Der Vater legt sich nach der Geburt des Kindes wie eine Wöchnerin zu Bett und hält strenge Diät. Zahlreich und wichtig sind die Sitten, die sich an die Reifezeit knüpfen: Die Kinder werden oft auf lange Zeit von den

Stammesgenossen abgesondert und erhalten einen gewissen Unterricht; man nimmt sogar an, daß sie in dieser Zeit sterben und wiedergeboren werden Unter großen Festlichkeiten, mit denen oft zugleich die Wehrhaftmachung der Knaben verbunden ist, werden sie dann unter die Erwachsenen aufgenommen. Unter den Ehebräuchen ist besonders die weitverbreitete Sitte des Brautraubes zu nennen, die darin besteht, daß der Bräutigam mit Hilfe seiner Freunde die scheinbar widerstrebende Braut entführt; es ist das wohl ein Nachklang der Tatsache, daß man früher die Mädchen allen Ernstes raubte (als sagenhafter Nachklang ähnlicher Art ist die Erzählung vom Raub der Sabinerinnen zu betrachten). Anderwärts bildet die Überreichung des Brautgeldes den Höhepunkt der oft lang ausgedehnten Feier.

4. Totenfeier.



Abb. 11. Leichenaussetzung.
(Nach Frobenius, Flegeljahre der Menschheit.)

Die Gebräuche bei der Totenbestattung sind für die meisten primitiven Völker viel wichtiger und eingreifender als für uns; wird doch nicht nur der Tote beigesetzt, sondern in der Regel zugleich sein ganzer Besitz zerstört! Sehr verbreitet ist der Glaube, daß die Reste des Toten noch einen Teil seiner Seele enthalten und deshalb den Nachkommen Glück bringen; aus diesem Grunde bestattet man den Verstorbenen unmittelbar im Boden der Hütte oder man mumifiziert ihn, oder man bewahrt wenigstens Knochenreste, besonders den Schädel auf. Der Wert, den man auf den Besitz von Menschenschädeln legt, hat im Gebiet der malaischen Rasse zu der furchtbaren Sitte der Kopfjägerei geführt. Anderseits fürchtet man doch auch den Toten und wendet allerlei Mittel an, den als Gespenst Wiederkehrenden aus dem Hause zu scheuchen oder zu locken: Man setzt Speisen auf sein Grab, schießt, schreit, wälzt große Steine auf das Grab oder umgibt es mit einem Steinkreise. Auch die Sitte, Trauerkleider zu tragen, sich mit Asche zu bestreuen u. dgl., entspringt zum Teil dem Wunsche, von den Gespenstern nicht erkannt zu werden. Die Bestattungsweisen sind sehr mannigfaltig; nicht selten wendet ein Volk je nach dem Range des Verstorbenen verschiedene an. Man kann in der Hauptsache unterscheiden Aussetzung (im

Dickicht, in Flüssen, im Meere u. s. w.), Bestattung (in der Erde, in Höhlen, oberirdisch auf Bäumen, s. die Abb. 11), Mumifizierung, Skelettierung, Verbrennung. Auch Doppelbestattung kommt vor: Man begräbt erst den Toten, nimmt nach einigen Jahren die Knochen aus der Erde, reinigt sie und setzt sie von neuem an einem andern Orte bei. Bei manchen Kannibalenvölkern des Kongobeckens werden die Leichen verspeist — eine vielleicht einst weitverbreitete Sitte (Endokannibalismus). Die Trauergebräuche haben oft einen verderblichen Charakter: Man verwundet und verstümmelt sich in der Raserei des Schmerzes oder man vergeudet das gesamte Familienvermögen in endlosen Trauerfeierlichkeiten.

5. Andere Gebräuche.

Wie das menschliche Leben in seinen Hauptwendepunkten durch Sitten und Gebräuche bezeichnet wird, so auch der Verlauf des Jahres. Festfeiern knüpfen sich vielfach an die Sonnenwende des Sommers (Johannisfest) und des Winters (Julfest, Weihnachten), an die Tag- und Nachtgleichen (Ostern), an das Erscheinen des Neumondes u. dgl. Auch die ländlichen Arbeiten, die Aussaat und vor allem die Ernte, sind gern mit Festbräuchen verbunden. Leicht gewinnen derartige Sitten einen religiösen Charakter und dadurch auch längere Dauer. Im übrigen ist die Zahl der Sitten und ihr Einfluß auf das Dasein bei den verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeitperioden sehr wechselnd; in engen, dumpfen und unfreien Verhältnissen pflegen sie am mächtigsten zu sein, unter freien, gebildeten und weitblickenden Menschen werden sie in der Hauptsache nur als Erleichterungen des geselligen Verkehrs und der staatlichen Ordnung in mäßigem Grade beibehalten.

E. Rechtspflege.

1. Das Recht als Funktion der Gesellschaft.

Die festen und dauernden Lebensformen, die sich die Gesellschaft in den Sitten und Bräuchen schafft, erlangen doppelte Festigkeit, wenn sie ausdrücklich unter den Schutz der Gesellschaftsmacht gestellt werden, mit andern Worten, wenn sie sich zu Gesetzen und Rechtsnormen umbilden. Auf einem langen und schwierigen Wege sind die Kulturvölker endlich zu einer geregelten Rechtspflege gelangt, die aber auch bei ihnen keine unveränderliche Einrichtung sein kann und darf, sondern sich den Fortschritten und inneren Umbildungen des Kulturlebens anschließen muß. Die Beobachtung der Naturvölker zeigt uns, aus wie kümmerlichen und zum Teil seltsamen Anfängen sich das Recht entwickelt hat. Hierbei sind zwei Wege der Entwicklung zu unterscheiden: Einerseits können Rechtsbräuche innerhalb der primitiven Gesellschaftsgruppen entstehen, indem Streitigkeiten oder Vergehen der Gesellschaftsgenossen durch die Gesamtheit oder ihren Führer beurteilt oder bestraft werden, und anderseits bilden sich Rechtssitten, sobald sich kleinere Gruppen mit einander verbinden und aus dem bisher feindlichen Verhältnis in ein mehr freundliches übergehen. Der freundlichen

Einigung gehen gewöhnlich schon Anfänge einer Rechtsbildung voraus: Man beobachtet gewisse Formen bei Kriegserklärung und Friedensschluß, man gewährt Gesandten freies Geleite, kurz, man schafft schon die ersten Keime dessen, was bei den Kulturnationen als Völkerrecht zu hoher Entwicklung gekommen ist und alle Kulturvölker zu einer idealen Rechtseinheit verbindet.

2. Entstehung des Rechtes innerhalb der Gesellschaft.

Bei primitiven Völkern ist die Rechtspflege innerhalb der gesellschaftlichen Gruppen nur in den dürftigsten Anfängen vorhanden. Ihr auffallendstes Merkmal ist, daß die Frage nach der Schuld fast gar keine Bedeutung hat, sondern daß die Gesellschaft nur das Bestreben zeigt, alles, was ihr auf die Dauer lästig fällt, zu beseitigen. So werden z. B. Leute von streitsüchtigem, unverträglichem Charakter gelegentlich einmal mit allgemeiner Zustimmung totgeschlagen oder verjagt, aber ebenso kaltblütig und auf grausame Weise entledigt man sich überzähliger oder sonst unwillkommener Kinder sowie der gebrechlichen alten Leute. Wo die Rechtspflege etwas geregeltere Formen annimmt, ist sie meist Sache des Häuptlings, der dann gern die Gelegenheit benutzt, sich durch Auferlegen von Strafzahlungen zu bereichern. Auf diese Weise gelangt man wohl dazu, das Recht überhaupt als etwas Käufliches zu betrachten. Anderwärts übernehmen Geheimbünde das Richteramt, das sie oft in tumultuarischer Weise und ganz zu ihrem eigenen Vorteil ausüben. (Ein Rest ist das Haberfeldtreiben in Oberbayern.) Erst nach und nach bildet sich aus älteren Rechtssprüchen eine feste Norm, an die sich der weitere Ausbau des Rechtslebens anlehnen kann. Da die ungelenken Rechtsformen ein wirkliches Auffinden der Wahrheit meist nicht gestatten, nimmt man gern zu mystischen Hilfsmitteln seine Zuflucht (Gottesgericht) oder läßt die Gegner ihren Streit öffentlich ausfechten (gerichtlicher Zweikampf). Bei den Kulturvölkern dient der Eid häufig noch als Notbehelf dieser Art (Reinigungseid, Offenbarungseid). Auch unblutige Zweikämpfe kommen vor, indem die Gegner z. B. in öffentlicher Versammlung Spottlieder auf einander singen (der „kritische Singkampf“ der Eskimo).

3. Entstehung des Rechtes durch Vereinigung von Gruppen.

Wenn sich zwei bisher verfeindete Gesellschaftsgruppen zu einer höheren Einheit verbinden, wie das in primitiven Verhältnissen ja besonders bei der Entstehung der Sippenverbände stattfindet, so müssen vor allen Dingen zwei Bräuche umgebildet und gemildert werden: der Frauenraub und die Blutrache. Wie sich der Frauenraub zur bloßen Posse des Brautraubs umgestaltet, ist schon erwähnt worden; an die Stelle des gewaltsamen Entführens, das eben nur scheinbar weiter besteht, tritt der Brautkauf. Die Blutrache wird zunächst nach Möglichkeit eingeschränkt, dann aber dadurch beseitigt, daß jeder Totschlag und jede Schädigung durch Geld gesühnt werden kann (Wehrgeld). Wie schwierig das zuweilen ist, beweisen die Zustände auf Corsica, wo bis nahe zur Gegenwart neben der geregelten Rechtspflege des Staates die Blutrache unzerstörbar weiter bestanden hat.

Überhaupt wird eine Übereinstimmung und Zusammenfassung der auf verschiedenem Wege entstandenen Rechtsnormen nur schwer und langsam erreicht. Am ersten haben das die Römer vermocht, die deshalb auch das juristische Mustervolk geworden sind; aber im Mittelalter sehen wir wieder ein buntes Durcheinander von Rechtsgrundsätzen und Rechtssphären, aus dem sich erst nach und nach unter dem Einfluß des römischen Rechtes die geregelten Zustände der Neuzeit entwickelt haben. Deutschland hat z. B. erst in jüngster Zeit eine allgemein gültige Rechtsgrundlage erhalten.

4. Schutz des Eigentums.

Die Anfänge des Rechtslebens haben es in der Hauptsache mit körperlichen Unbilden zu tun. Privateigentum gibt es in der primitiven Gesellschaft nur in ganz unbedeutendem Maße, und wenn etwas wie ein schützendes Eigentumsrecht besteht, so schützt es vielmehr die Gesellschaft in ihren Ansprüchen auf den Besitz des Einzelnen, als daß es einzelnen Personen erlaubte, gewisse Besitztümer dem allgemeinen Gebrauch zu entziehen. Bei den Eskimo bestehen z. B. sehr bestimmte Regeln darüber, wie die Jagdbeute, die einer nach Hause bringt, unter die ganze Gemeinschaft zu verteilen ist; dem Jäger fällt nur ein besseres Stück zu. Auch wo sich festere Begriffe über Privateigentum entwickeln, wird der Diebstahl meist sehr mild beurteilt (so noch im alten Sparta). Auf einem merkwürdigen Umweg sind manche Naturvölker dennoch zu einem sehr wirksamen Schutz des Eigentums gelangt. So wenig man sich nämlich zu scheuen pflegt, Lebende zu bestehlen, so sehr achtet man im Gegenteil das Eigentum der Verstorbenen, die als gespenstische Rächer äußerst gefürchtet sind; selbst Fruchtbäume, die einem Toten gehört haben, werden oft nicht mehr benutzt. Da ist es nun ein naheliegender Gedanke, auch das Eigentum Lebender gewissermaßen unter den Schutz der Toten zu stellen, indem man Ahnenbilder oder sonstige wohlbekannte Zeichen daran anbringt. So entstehen die Tabugesetze, die besonders von den Angehörigen der malaio-polynesischen Rasse entwickelt worden sind; auch der Einfluß der Häuptlinge und Priester wird durch die Möglichkeit, das Tabu als eine Art Waffe zu gebrauchen und die Benutzung mancher Dinge zeitweilig ganz zu hindern, sehr verstärkt. Die Furcht vor der Rache der Toten ist die Ursache, daß die Tabugesetze genauer befolgt werden als unsere schärfsten Polizeiverordnungen.

5. Strafe.

Über die Bedeutung und den Zweck der Strafe sind sich selbst die Rechtsgelehrten der Kulturvölker nicht einig; bald soll sie den Verbrecher bessern, bald andere von gleichen Vergehen abschrecken, bald die gestörte Rechtsordnung wiederherstellen, bald die Gesellschaft beruhigen u. s. w. Bei den Naturvölkern ist noch viel weniger von einer bewußten, der Schwere des Vergehens angemessenen Anwendung der Strafen die Rede: Die schlimmsten Verbrechen bleiben oft ungestraft, während Kleinigkeiten mit furchtbarer Grausamkeit gesühnt werden. In vielen Fällen kann man

überhaupt von einer Strafe nicht reden, obwohl die Härte des Verfahrens es annehmen ließe; überzählige Kinder und abgelebte Greise werden lebendig begraben, Menschenopfer zu Tode gequält u. dgl. Hier übt die Lust an der Grausamkeit, einer der unheimlichsten Züge der Menschennatur, ihren verhängnisvollen Einfluß. Die eigentlichen Strafen gehen im Grunde entweder auf die Rache des Einzelnen zurück, die von der Gesellschaft übernommen und in feste Regeln gebracht wird, oder auf das Streben der Gesellschaft, ihr inneres Gleichgewicht zu bewahren und deshalb störende Elemente einzuschüchtern und zu beseitigen. Bei alledem ist zu berücksichtigen, daß sich bei jeder Umbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse auch die Rechtsansichten ändern müssen. So gilt z. B. in der matriarchalischen Sippe die Heirat innerhalb der eigenen Sippe für ein viel schwereres Vergehen als Ehebruch, während wir für das Vergehen nicht einmal mehr einen Namen haben; wie in der primitiven Gesellschaft mit ihrem Kommunismus der Diebstahl ganz anders beurteilt wird als auf höhern Stufen, ist schon erwähnt. Kindesmord, bei uns ein schweres Verbrechen, gilt auf manchen übervölkerten Inseln Polynesiens eher als Verdienst. Bei den Kulturvölkern wird auch das Menschenleben höher geschätzt und sie sind nicht so leicht wie die Naturvölker mit Hinrichtungen bei der Hand; an die Stelle der Leibesstrafe tritt die Gefängnisstrafe, die den Naturvölkern fast unbekannt ist. Je unsicherer die Justiz ist, desto grausamer pflegen die Strafen zu sein, wie das unsere mittelalterliche Rechtspflege mit ihren beschämenden Scheußlichkeiten sehr deutlich erkennen läßt.

6. Asyle.

Die Unsicherheit des Rechtes auf niederer Kulturstufe wird auch dadurch hervorgerufen, daß nicht jeder von den Gesetzen ohne weiteres erreicht werden kann. So lange die Gesellschaft noch nicht fest organisiert ist, tritt immer wieder die Gewalt an die Stelle der Gesetze: Das Recht ist zum Teil eine Macht- oder wenigstens Geldfrage. Als notwendige Ergänzung bildet sich dann oft die Sitte aus, daß auch gewisse Orte außerhalb des Gesetzes stehen und als Asyle gelten, wo der Verfolgte vor der Rache seiner Gegner und selbst vor dem Gerichtsverfahren, das nur zu oft einer bloßen Rachehandlung gleicht, gesichert ist. Solche Asyle sind meist heilige Orte, wie noch im Mittelalter manche Kirchen. Daneben findet sich auch die persönliche Sicherstellung vor den Gesetzen, indem der Bedrohte sich unter den Schutz eines Mächtigen stellt, dem die noch allzuschwache Rechtspflege nichts anhaben kann. Auch dadurch, daß die Sippen und Familien fest zusammenhalten, wird ein durchgreifendes Rechtsverfahren sehr erschwert. Diesen Hindernissen gegenüber muß dann oft die Rechtspflege selbst den Charakter des Versteckten und Heimlichen annehmen, um durchgreifen zu können (Geheimbünde, Vehme).

II. Wirtschaftslehre.

A. Grundzüge der Wirtschaft.

1. Die Ernährung.

Alle Organismen sind in beständiger Bewegung. Bei den Pflanzen zeigt sich diese Bewegung fast nur in inneren Umsetzungen, bei den Tieren treten außerdem mehr oder weniger willkürliche nach außen gerichtete Handlungen hinzu. Die Grundursache aller dieser unaufhörlichen Unruhe aber ist der Stoffwechsel: Jedes lebende Geschöpf kann nur leben, indem es beständig Nahrungsstoffe an sich zieht, umwandelt und wieder abstößt und der Mensch unterscheidet sich nur insofern von andern Wesen, als er den ersten Teil dieser Tätigkeit mit größerem Bewußtsein vollzieht und immer mehr zu vervollkommnen strebt. Alles Tun des Menschen, das mit dem Nahrungserwerb zusammenhängt, nennen wir Wirtschaft (Ökonomie). Im weiteren Sinne gehört zur Wirtschaft auch das Beschaffen von Schutzmitteln, die in kälteren Zonen ebenso unentbehrlich sind wie die Nahrung. Mit steigender Kultur wachsen natürlich die Bedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung bis ins Unendliche. Eine umfangreiche Wissenschaft, die Volkswirtschaftslehre (Nationalökonomie) beschäftigt sich ausschließlich mit diesen Vorgängen und den daraus entstehenden gesellschaftlichen Folgen.

2. Wirtschaft und Gesellschaft.

Alle wirtschaftlichen Zustände und Veränderungen wirken tief auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und damit auf die ganze Beschaffenheit der Kultur ein. So kann z. B. weder bei den unsteten Völkern (Sammlern) noch bei den Nomaden der stoffliche Kulturbesitz einen großen Umfang annehmen, da jedes Besitztum wertlos ist, das nicht auf den beständigen Wanderungen mitgeführt werden kann; die Gerätschaften eines Nomadenvolkes sind ohne Mühe an ihrer Leichtigkeit und Einfachheit zu erkennen. Die Sklaverei kann nur bei ackerbauenden Völkern größere Bedeutung gewinnen, Raub- und Beutelust entwickeln sich am stärksten bei den Nomaden, während Stämme, die fast ausschließlich vom Fischfang leben, meist eine geringe Kulturhöhe besitzen. Aber auch bei den eigentlichen Kulturvölkern haben die wirtschaftlichen Fragen eine unermeßliche Bedeutung und liegen den meisten geschichtlichen Ereignissen zu Grunde; in der Regel freilich bemüht man sich, die prosaischen Magen- und Geldfragen hinter allerlei schönklingenden Vorwänden zu verstecken und religiöse oder nationale Streitpunkte in den Vordergrund zu stellen (der Krieg der Vereinigten Staaten gegen Spanien und der Burenkrieg sind Beispiele aus neuester Zeit).

3. Wirtschaftsentwicklung.

In begünstigten Gegenden sichern die freiwilligen Gaben der Natur den Menschen, solange sich ihre Zahl nicht zu sehr vermehrt, bereits eine

genügende Ernährung. Überall hat indessen der Mensch seine geistigen Kräfte daran gesetzt, um auf verschiedene Weise die Grundlagen seines wirtschaftlichen Gedeihens zu verbreitern. Zunächst kann dies dadurch geschehen, daß die Aneignung der vorhandenen Nährstoffe vervollkommnet wird. Von der Natur ist der Mensch ja weder mit starken Waffen zum Erlegen größerer Tiere ausgerüstet, noch mit mächtigen Klauen zum Ausgraben von Wurzeln; Baumfrüchte und allenfalls leicht zu erhaschende kleine Tiere, Eier u. dgl. dürften daher seine früheste Nahrung gewesen sein. Durch die Erfindung von Waffen und Grabwerkzeugen wird nicht nur die erreichbare Nahrungsmenge vermehrt, sondern mittelbar auch die Möglichkeit geschaffen, weniger begünstigte Gebiete zu besiedeln. Sobald man von der aneignenden zur erzeugenden Wirtschaft übergeht, also Nährpflanzen anbaut und Haustiere züchtet, wird die Daseinsgrundlage noch außerordentlich erweitert. Neben dieser Vermehrung der Nahrungsmenge aber gehen andere Erfindungen her, die auf eine bessere Ausnutzung der Nährstoffe hinauslaufen. Durch Auswässern, Zerreiben, Klopfen werden viele Stoffe genießbarer und verdaulicher gemacht; manche Nahrungsmittel werden auch im halbverfaulten Zustande genossen (Brotfrucht, Fische, Käse). Vor allem aber ist es das Feuer, das zahlreiche Nahrungsquellen erst wirklich zugänglich, andere wenigstens gründlicher ausnutzbar macht. Zuerst ist es wohl ausschließlich zum Rösten von Fleisch und Früchten verwendet worden. Das Kochen ist nicht allen Völkern bekannt, doch wissen viele, die keine feuerfesten Gefäße besitzen, auch in hölzernen Gefäßen das Wasser durch hineingeworfene glühende Steine zum Kochen zu bringen. Die Kunst, Nahrungsmittel in Erdgruben mit Hilfe heißer Steine zu dämpfen, ist namentlich den Polynesiern eigentümlich.

4. Die Arbeit.

Aus dem Bewegungszwange, den die Notwendigkeit der Ernährung allen Lebenden auferlegt, entsteht die wirtschaftliche Arbeit. Ihre Anfänge finden wir schon bei den Tieren (Bienen, Ameisen, Hamster). Der Mensch ist ursprünglich wenig zur Arbeit geneigt und auch heute noch fehlt den meisten Naturvölkern die Fähigkeit, mit Ernst und Ausdauer zu arbeiten; oft zwingt sie nur die dringendste Not zu geringfügiger Tätigkeit, während Tänze und Spiele mit größter Hingebung betrieben werden. Die Kulturvölker haben sich meist in Landstrichen entwickelt, die nicht überreich an freiwilligen Gaben der Natur sind und sie haben sich infolgedessen zu regelmäßiger Arbeit als erste Bedingung des Fortschritts verstehen müssen. Den Übergang dazu erleichtert man sich gern damit, daß man der Arbeit zunächst einen spielenden Charakter gibt und sie durch Musik und Gesang (Arbeitslieder) erträglich macht. Namentlich Arbeiten, die einen rhythmischen Lärm verursachen, werden oft durch Gesänge noch mehr belebt. Auch die gemeinsame Arbeit ganzer gesellschaftlicher Gruppen erleichtert die unwillkommene Tätigkeit, indem der Geselligkeitstrieb seinen Einfluß äußert. Bei den Naturvölkern werden deshalb größere Arbeiten, wie der Bau eines Hauses, oder die Rodung eines Waldes, oft auf die Bitte des künftigen Eigentümers

von der ganzen Gemeinschaft ausgeführt (Bittarbeit). Die regelmäßige Arbeit schafft endlich einen Arbeitstrieb, so daß nun die wirtschaftliche Tätigkeit ein Gefühl der Befriedigung und selbst des Glückes auslöst. Im allgemeinen entwickelt sich aus Gründen, auf die noch zurückzukommen ist, dieser Arbeitstrieb bei den Frauen eher als bei den Männern.

5. Die Enthaltsamkeit.

Vielleicht ebenso bedeutsam für die Entwicklung des Wirtschaftslebens wie die Arbeit ist die Enthaltsamkeit; beide zusammen könnte man als Fürsorge für die Zukunft bezeichnen, da beide ihr Ziel über die Bedürfnisse und Wünsche des Augenblicks hinaussetzen. Wie regelmäßige Arbeit, so ist auch verständige Enthaltsamkeit vielen Naturvölkern noch kaum bekannt: Sind Nahrungsmittel in Menge vorhanden, so werden sie in sinnloser Weise vergeudet, worauf man dann wieder lange Zeit in größter Dürftigkeit lebt. Die Bändigung dieses Vergeudungstriebes ist eine Vorbedingung alles höher entwickelten Wirtschaftslebens, vor allem des Ackerbaues und der Viehzucht, die nur möglich sind, wenn Früchte zur Aussaat und einzelne Tiere zur Zucht aufgespart werden. Mit der Enthaltsamkeit entfaltet sich auch die Kenntnis der Mittel, Nahrungsstoffe zu konservieren: Man trocknet sie in der Sonne oder über dem Feuer, räuchert sie, salzt sie ein, oder man bewahrt sie wenigstens in besonderen Vorratshäusern auf, die möglichst vor Ratten, Insekten u. dgl. geschützt werden. Auch dadurch, daß man leicht verderbende Nahrungsmittel in dauerhaftere umwandelt (Milch in Käse, Fleisch in Pemmikan), kann man sie für die Zukunft aufsparen. — Stellenweise erreicht man durch die (S. 63 erwähnten) Tabugesetze Enthaltsamkeit.

6. Die Raubwirtschaft.

Schon in der Pflanzenwelt finden sich Schmarotzer, die nicht selbst die Nahrung aus dem Boden ziehen, sondern auf andern Pflanzen räuberisch wuchern. Unter den Tieren, die ja alle auf das Verzehren anderer Organismen angewiesen sind, ist dieser Hang zur Raubwirtschaft noch viel stärker entwickelt; ganze Tierklassen haben sich der Aufgabe angepaßt, andere Tiere zu überwältigen oder zu überlisten und sie als Nahrung für den eigenen Körper zu verwenden. Einen raubtierhaften Zug hat auch der Mensch von jeher und es liegt ihm deshalb der Wunsch sehr nahe, seinen Erwerb statt durch emsige wirtschaftliche Arbeit lieber dadurch zu suchen, daß er Schwächere überwältigt und beraubt. Es hat Völker gegeben und gibt sie vereinzelt noch, die fast ausschließlich vom Raube leben; bei vielen andern ist die Raubwirtschaft wenigstens eine willkommene Ergänzung der sonstigen ökonomischen Tätigkeit, so besonders bei vielen Nomadenstämmen. Bei allem Verderblichen dieser räuberischen Triebe ist doch zu bedenken, daß durch sie bei Angreifern wie Angegriffenen die besten männlichen Tugenden, Mut, Entschlossenheit und Tatkraft, gestählt werden, die dann, wenn sie durch die Kultur veredelt und auf das geistige Gebiet übertragen werden, den Fortschritt der Menschheit mächtig fördern.

Die Raubwirtschaft hat je nach der Kulturhöhe verschiedene Ziele. Bei manchen primitiven Stämmen, z. B. den meisten Australiern, unternimmt man Kriegszüge, um sich Menschenfleisch zu verschaffen. Der Nomade bekämpft den Nomaden, um Vieh zu erwerben, den Ackerbauer, um dessen Vorräte und Schätze zu rauben. Ackerbauende Völker bekriegen sich um Sklaven und Landbesitz, handeltreibende um Absatzgebiete und Handelsmonopole. Die kaufmännische Tätigkeit ist überhaupt in ihren Anfängen der Raubwirtschaft oft nahe verwandt (vgl. Goethes Wort: Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen). Im Börsenspiel um schwindelhafte Werte haben die Kulturvölker die feinste Form der Raubwirtschaft entwickelt.

B. Die Wirtschaftsformen.

1. Sammelwirtschaft.

Sammelwirtschaft oder aneignende Wirtschaft treiben die Völker, die nur von den freiwilligen Gaben der Natur leben, ohne durch Anbau von Nutzpflanzen oder Zucht von Haustieren ihre Nahrungsquellen zu vermehren. Je nach der Beschaffenheit des Landes werden sie vorwiegend Jäger, Fischer oder Sammler pflanzlicher Nährstoffe sein. Die meisten Stämme mit Sammelwirtschaft sind gezwungen, ihr Wohngebiet beständig zu durchwandern, um die spärliche Menge der Nahrungsmittel nach Möglichkeit auszunützen (unstete Völker). Schon auf dieser einfachsten Stufe der Wirtschaft zeigt sich ein Unterschied der Beschäftigung zwischen Männern und Frauen: Der Mann übernimmt die gefährlichere Aufgabe, tierische Nahrung zu beschaffen, er ist also vorwiegend Jäger und benützt die entsprechenden Waffen und Fanggeräte; die Frau sammelt die pflanzliche Nahrung und ist mit einem spitzen Stocke zum Ausgraben eßbarer Wurzeln ausgerüstet. Typische Anhänger der Sammelwirtschaft sind die Australier, die Buschmänner, die afrikanischen Zwergvölker, die Feuerländer u. s. w. Auch in Gebieten höherer Kultur finden sich vereinzelte Völkchen, die an der Sammelwirtschaft festhalten oder sie höchstens durch etwas Gewerbebetrieb vervollständigen (Zigeuner, viele indische Pariavölker, gewisse sudanische und arabische Stämme).

Auch die Kulturvölker geben die Sammelwirtschaft nicht ganz auf, sondern lassen sie neben den höheren Formen bestehen. Für viele Nomaden sind die wilden Gewächse der Steppe eine wichtige Nahrungsquelle; Ackerbauer treiben Jagd und Fischfang oft in beträchtlichem Maßstabe, nur daß diese Tätigkeiten meist von bestimmten Personen berufsmäßig ausgeübt werden.

2. Anfänge des Ackerbaues.

Nach einer noch immer weitverbreiteten Ansicht sind die Wirtschaftsstufen des Jägers (Sammlers), Nomaden (wandernden Viehzüchters) und Ackerbauers einander gefolgt und insbesondere von den Kulturvölkern der Reihe nach durchlaufen worden. Mit den Tatsachen stimmt diese Lehre durchaus nicht überein. An und für sich ist der reine Nomadismus eine Wirtschaftsform, die sich nur für bestimmte Gebiete der Erde eignet; in Amerika, wo doch mehrere Völker eine ganz ansehnliche Kultur besaßen, ist er vor der Entdeckungszeit überhaupt unbekannt gewesen. Es läßt sich aber außerdem nachweisen, daß die Anfänge des Anbaues von Nutzpflanzen

älter sind als die Tierzucht, soweit sie als Wirtschaftstätigkeit und nicht als Spielerei auftritt (vgl. unten 3). Der Ackerbau entwickelt sich unmittelbar aus der Sammelwirtschaft, und zwar sind die Frauen als die Sammlerinnen pflanzlicher Nährstoffe auch die Erfinderinnen des Ackerbaues. Der Gedanke, Samen von Pflanzen auszustreuen oder Wurzeln und Knollen einzugraben, um dann nach einer gewissen Zeit die Ernte einzuheimsen, liegt an und für sich nahe genug; die größte Schwierigkeit dürfte weniger in der Erfindung und der Arbeit des Anbaues gelegen haben, als in der fehlenden Enthaltsamkeit: Noch heute gelingt es Europäern schwer, primitive Völker zum Ackerbau zu veranlassen, weil diese entweder das Saatgut sofort verzehren oder doch die Pflanzen unreif abernten und keinen Vorrat zur neuen Aussaat aufsparen. Das erste Ackerbaugerät ist der Grabstock der Frauen, aus dem sich bald die Hacke entwickelt; man nennt deshalb den Ackerbau der Naturvölker zum Unterschied von höhern Entwicklungsstufen Hackbau. Der Hackbau hat in der Regel noch einen unsteten Charakter: Da abgesehen von der Brandkultur Düngung unbekannt ist, muß häufig der ausgesogene Boden verlassen und eine neue Rodung im Urwald angelegt werden, wobei auch oft die ganze Ansiedlung an eine andere Stelle verlegt wird.

Da immer nur ein kleiner Teil des Landes, das einem Stamme gehört, angebaut zu sein pflegt, kann der Rest als Jagdgebiet der Männer dienen, die meist noch lange an der rein aneignenden Wirtschaft festhalten, auch wenn deren Ertrag nur noch einen unbedeutenden Bruchteil der nötigen Nahrungsmenge liefert. So kommt es, daß die wirtschaftliche Hauptarbeit auf die Frauen abgewälzt wird, während die Männer müßig gehen oder jagen und Krieg führen.

3. Anfänge der Viehzucht.

Zähmung von jung eingefangenen Tieren ist bei vielen Naturvölkern, z. B. den meisten Indianerstämmen Brasiliens üblich, aber es handelt sich dabei fast immer um eine bloße Spielerei: Man hält die Tiere zur Unterhaltung, ähnlich wie wir Singvögel, Goldfische, Meerschweinchen u. dgl. züchten, zieht aber so gut wie keinen praktischen Nutzen von ihnen. Wie aus der spielenden Beschäftigung die Arbeit, so erwächst aus diesem Gebrauche erst ganz allmählich die Viehzucht, die ihr Augenmerk vorwiegend auf die nützlichen Eigenschaften der Tiere richtet; an Spielereien fehlt es aber auf diesem Gebiete selbst bei Kulturvölkern nicht (Rennpferde, spanische Kampfstiere). Namentlich Hunde und Katzen werden oft noch jetzt einfach als Spielgefährten des Menschen gehalten. Gerade der Hund zeigt auch, wie man nach und nach von dem ursprünglich nur als Gesellschafter gezüchteten Tiere Nutzen zu ziehen gesucht hat, was in den verschiedenen Teilen der Erde auch in sehr verschiedener Weise geschehen ist: Er dient als Schlachtvieh (Melanesien und sonst vielfach), als Zugtier (Polarvölker), als Jagdgehilfe, Wächter des Hauses, Bewacher der Herden, er sucht wohl auch Trüffeln, dreht den Bratspieß, beseitigt Abfälle (Orient) u. s. w. Daneben aber bleibt er unter allen Tieren der bevorzugte Freund und Genosse des Menschen. Auch religiöse Ideen (vgl. Totemismus) mögen stellenweise die Tierzucht gefördert haben; die Katze z. B. scheint zuerst von den

Ägyptern als heiliges Tier behandelt und gezähmt worden zu sein. Wie sich die Zucht der eigentlichen Herdentiere, vor allem des Rindes, entwickelt hat, läßt sich nur noch vermuten (vgl. S. 72). Sie mag von ackerbauenden Völkern ausgegangen sein, aber sie erhielt erst ihre wahre Bedeutung, als sich mit ihrer Hilfe nomadische Völker entwickelten, die Dank ihrer eigenartigen Wirtschaftsform im stande waren, die öde, aber grasreiche Steppe bewohnbar zu machen. Der Nomadismus stützt sich vorwiegend auf die Verwertung der Milch; die alten Kulturvölker (Babylonier, Ägypter, Chinesen) kannten den Milchgenuß nicht. Wie es scheint, haben sich in den Steppen Arabiens und Osteuropas zunächst Nomaden semitischen und iranischen Stammes entwickelt (Araber, Skythen), worauf die neue Wirtschaftsform auch auf Völker der mongolischen Rasse (Hunnen, Yue-tschi u. s. w.) übertragen wurde. Erst ziemlich spät ist der polare Nomadismus entstanden, der sich auf die Zucht des Renntiers stützt. Im Westen blieb die Viehzucht immer mehr oder weniger mit dem Ackerbau verbunden, wie das besonders die altgermanische Wirtschaft zeigt, während in Hochasien der Nomadismus seine reinste und typischste Ausgestaltung erfahren hat. In Amerika, wo einige Haustiere gezüchtet worden sind (Lama, Vicuña), hat sich die nomadische Wirtschaftsweise überhaupt nicht entwickelt.

Die Wanderungen der Nomaden darf man nicht als regelloses Hin- und Herziehen betrachten; gewöhnlich unterscheidet man Sommer- und Winterweiden. Immerhin gibt die Gewohnheit des Wanderns den Nomaden eine Beweglichkeit und Abenteuerlust, die sie besonders leicht einmal veranlaßt, die Grenzen ihres Gebietes raubend oder erobernd zu überschreiten (Einwanderung der Arier in Iran und Indien, Eroberungen der Araber, Hunnen- und Mongolenzüge).

4. Höhere Formen des Ackerbaues.

Die höheren Formen des Ackerbaues, wie sie bei den Kulturvölkern Europas und Westasiens seit alter Zeit üblich sind, stellen im Grunde eine eigenartige Verbindung der Viehzucht mit dem Feldbau dar. An die Stelle der von Menschenhänden geführten Hacke ist hier der Pflug getreten, der ursprünglich kaum etwas anderes ist als eine vergrößerte, von Rindern oder Pferden gezogene Hacke. Noch heute hat der kabylische Pflug in Nordafrika diese Form; der verbesserte Räderpflug scheint eine Erfindung der Germanen zu sein. Die Viehzucht ist bei dieser Wirtschaftsform nicht nur dadurch mit dem Ackerbau eng verbunden, daß sie die Zugkräfte für den Pflug stellt, sondern auch in dem Sinne, daß das Vieh zugleich die Düngung für die Felder liefert. Diese besondere Art der Wirtschaft hat auch deshalb so allgemeinen Eingang gefunden, weil sie sich den verschiedensten Verhältnissen anpassen läßt, je nachdem man auf die Viehzucht oder den Ackerbau das Hauptgewicht legt. Ihre heutige hohe Entwicklung hat sie allerdings erst nach und nach erreicht, wie sich am besten an den Zuständen Deutschlands zeigen läßt. Noch zu Cäsars Zeit überwog in Deutschland durchaus die Viehzucht: Der größte Teil des Landes diente als Viehweide, nur ein geringer Bruchteil der Fläche, die einer Gesellschaftsgruppe angehörte, wurde gemeinsam von den Männern bestellt und gegen das Vieh eingezäunt, um nach der Ernte ebenfalls wieder als Weide zu dienen; nach einiger Zeit ließ

man das ausgesogene Ackerland wieder ganz zur Weide werden und bestellte ein anderes Stück des Bodens (wilde Feldgraswirtschaft). Geringe Seßhaftigkeit des Volkes war mit dieser Wirtschaftsweise eng verbunden (die Sueben angeblich die „Umherschweifenden"). Im ersten Jahrhundert n. Chr. zwang indessen die wachsende Zahl der Bevölkerung zu einer besseren Ausnutzung des Landes. Es bildeten sich feste Gemeinden, die nun eine gemeinsame Viehweide (Allmende) und ein in einzelne Anbauflächen (Gewanne) geteiltes Ackerland besaßen. Die Gewanne wurden noch gemeinsam bebaut, während abwechselnd immer ein Teil des Ackerlandes brach lag. Durch die Einführung des Fruchtwechsels und vernünftiger Düngemethoden, vor allem aber durch die Aufteilung der Gewanne unter die einzelnen Bauern ist der Ackerbau immer intensiver, der Boden immer wertvoller geworden. Meist ist auch die Allmende ganz oder teilweise in Ackerland verwandelt worden; nur wo die Bodenverhältnisse ihr besonders günstig sind, hat sich die Viehzucht ihr Übergewicht bewahrt (Marschen, Alpen). Vielfach in Deutschland und England hat sich auch der Adel der Allmende bemächtigt und dadurch die Bauern in Abhängigkeit und Hörigkeit gebracht.

5. Garten- und Plantagenbau.

Die europäische Wirtschaftsweise mit ihrer Verbindung von Viehzucht und Ackerbau gestattet noch nicht die denkbar intensivste Ausnutzung des Bodens: Sie setzt immer voraus, daß ein Teil des Landes als Viehweide benutzt wird, also nicht entfernt die Menge Nahrungsstoff liefert, wie die gleiche Fläche angebauten Ackerlandes. In dem übervölkerten China ist denn auch eine Wirtschaftsform entstanden, die man als verbesserten Hackbau oder Gartenbau bezeichnen könnte: Die Zucht des Großviehs tritt ganz zurück, Menschenkräfte bestellen die kleinen Ackerstücke fast ausschließlich, der Kot der dicht zusammenwohnenden Menschen und alle verwertbaren Abfälle dienen als Düngung. Die animalische Nahrung wird hauptsächlich durch Zucht von Schweinen und Hausgeflügel, in Japan vorwiegend durch Fischfang beschafft. Ähnlich scheint auch die Wirtschaftsweise der amerikanischen Kulturvölker gewesen zu sein. In heißen Ländern, die nicht, wie Ägypten und Babylonien durch Überschwemmungen der Ströme befeuchtet werden, ist künstliche Bewässerung hierbei unentbehrlich. Richtet sich derartiger Anbau auf tropische Handelsprodukte und wird er durch die Tätigkeit von Sklaven oder angeworbenen Arbeitern im großen Stile betrieben, so nennt man ihn Plantagenbau.

C. Kulturpflanzen und Haustiere.

1. Allgemeines.

Indem der Mensch gewisse Gattungen wildwachsender Pflanzen und freilebender Tiere nicht nur nach seinem Gutdünken in beliebiger Menge züchtete, sondern auch durch die Züchtung veränderte und seinen Bedürfnissen anpaßte, hat er zugleich die ihn umgebende Natur umgestaltet und

aus der ursprünglichen Landschaft die Kulturlandschaft entstehen lassen. An der Stelle wilder, undurchdringlicher Wälder, feuchter Sümpfe und kahler Heiden dehnen sich Getreidefelder oder gutgepflegte Wiesen, und selbst wo der Wald erhalten geblieben ist, ist er unter der Pflege des Forstmanns nicht viel anders als eine Baumschule im Großen geworden, in der nur bestimmte Baumarten geduldet werden. Dazu treten dann die Siedlungen der Menschen, die dem Landschaftsbild ganz neue Züge verleihen. Klima und Naturstimmung sind durch diese Wandlungen nicht unbeeinflußt geblieben der Charakter des Menschen selbst ist durch sie verändert worden. Am Anfang aller dieser Umbildungen, die sich dem Antlitz der Erde tief eingeprägt haben, stehen die unbeholfenen Versuche irgend eines Weibes, einige Nährpflanzen in der Nähe ihrer Hütte aus Samen zu ziehen, oder die Laune eines Jägers, der ein junges Tier, dessen Mutter er getötet hat, zum Zeitvertreib seiner Kinder mit nach Hause nimmt. Erst im Laufe langer Zeiträume hat sich der Schatz der Menschen an Kulturpflanzen und Haustieren vergrößert und nicht minder langer Zeit hat es bedurft, bis ein gewisser Austausch der Züchtungsergebnisse unter den verschiedenen Völkern stattgefunden hat.

2. Gesichtspunkte des Überblickes.

Um sich einen Überblick über den Besitz der Menschheit an Kulturpflanzen und Haustieren zu verschaffen, kann man verschiedene Gesichtspunkte wählen. Zunächst lassen sich die Pflanzen nach rein botanischen, die Tiere nach rein zoologischen Grundsätzen systematisch ordnen; zweitens kann man die klimatischen Zonen berücksichtigen, denen die Pflanzen und Tiere angehören und kann von polaren, tropischen, subtropischen u. s. w. Gruppen reden. Auch eine Anordnung einfach nach der geographischen Heimat ist denkbar. Da es sich aber hier immer um die enge Beziehung der Naturgegenstände zu den Menschen überhaupt und zu den Rassen und Völkern insbesondere handelt, so ist die Einteilung nach Kulturzonen, die auch die geschichtlichen Vorgänge berücksichtigt, die beste. Man kann sagen, daß in jedem zusammenhängenden Kulturgebiet der Erde eine eigenartige Gruppe von Kulturpflanzen und Haustieren herangezogen worden ist, die sich nur teilweise und sehr allmählich auch auf andere Kulturgebiete verbreitet hat. Dabei haben die Neben- oder Außenländer der eigentlichen Kulturzonen auch ihren bescheidenen Anteil zu den vorhandenen Schätzen gestellt und sind deshalb ebenfalls besonderer Berücksichtigung wert. Die verschiedenen Kulturgebiete sollen so aufeinander folgen, daß die wichtigsten den Anfang machen, die unbedeutendsten zuletzt kommen. Amerika ist zum Schluß besonders behandelt. Zu erwähnen ist noch, daß keine einzige Kulturpflanze der ganzen Menschheit eigen ist; von Haustieren ist es nur der Hund, der aber wenigstens überall in verschiedenen Rassen und Spielarten auftritt. Der Hund ist wohl überhaupt erst ein Kulturprodukt und geht auf verschiedene wilde Stammväter (Wolf, Schakal u. s. w.) zurück.

3. Altasiatischer Kulturkreis.

Auf einen uralten Kulturzusammenhang zwischen Ost- und Westasien deutet wohl die Tatsache hin, daß eine der wichtigsten Kulturpflanzen, der Weizen, und eines der nutzbarsten Tiere, das Rind, in beiden Gebieten seit sehr alter Zeit bekannt und die eigentliche Grundlage der Wirtschaft sind. Ägypten ist in diesem Sinne nur ein Anhängsel Westasiens, insbesondere Babyloniens. Möglicherweise sind auch Schaf, Schwein und Pferd alte gemeinsame Kulturgüter; doch dürfte das Pferd später gezähmt sein als das Rind, da es erst zur Zeit der Hyksos (2100 v. Chr.) mit diesen semitischen Nomaden nach Ägypten gelangt ist. Indem durch die Rinder- und Pferdezucht die Steppe nicht nur bewohnbar, sondern auch die Heimat kriegerischer Nomadenvölker wurde, scheint die alte Kulturverbindung zwischen West- und Ostasien zerstört worden zu sein; infolgedessen sind die jüngeren Errungenschaften der beiden Gebiete nicht mehr oder doch erst in jüngster Zeit ausgetauscht worden.

4. Jüngerer westasiatisch-europäischer Kulturkreis.

Das reiche Kulturleben Westasiens und der angrenzenden Gebiete hat es mit sich gebracht, daß hier die Pflanzen- und Tierwelt allmählich in wachsendem Maße in den Dienst der Menschheit gestellt worden ist. Aus Westasien selbst dürfte von Pflanzen die Gerste, die Linse und die Pferdebohne stammen, ferner zahlreiche Fruchtbäume, wie die Dattelpalme, der Granatbaum, der Mandelbaum, die Kirsche, vor allem aber der Weinstock. Tiere westasiatischen Ursprungs sind der Esel und die Ziege. Auch die Randländer der westasiatischen Kulturwelt haben ihren Anteil beigesteuert: Aus den Steppenländern im Osten dürfte das Kamel stammen, das erst recht spät (etwa um Christi Geburt) nach Nordafrika gelangt ist, sowie der Buchweizen; auf europäischem Boden scheint man zuerst den Roggen, den Hafer, die verschiedenen Kohlarten angebaut und wildes Geflügel (Gänse und Enten) gezähmt zu haben. Ägypten hat wohl nur einige Hirsearten, vielleicht auch den Flachs und den Ölbaum beigesteuert, obwohl auf diese beiden letzten wie auf den Feigenbaum Westasien ebenfalls Anspruch erhebt. Aus Ägypten stammt auch unsere Hauskatze. Vorübergehend ist im mittleren Nordafrika der Elefant gezähmt worden.

5. Ostasiatischer Kulturkreis.

Ostasien hat zu dem Urbestand, den es mit Westasien gemein hatte, auch allerlei Neues hinzugefügt, das sich freilich an Bedeutung nicht entfernt mit den westlichen Errungenschaften messen kann. Von Nutzpflanzen sind zu nennen die Sojabohne, der Pfirsich, die Aprikose und die Apfelsine; wirtschaftlich größte Bedeutung hat der Teestrauch erlangt, dessen Kultur erst seit dem IV. Jahrhundert n. Chr. in China ernstlich betrieben wird. An Nutztieren hat man verschiedene Entenarten selbständig gezüchtet, auch allerlei Spielereien, wie Goldfische. Sehr alt und seit

Jahren von unermeßlicher Wichtigkeit für die Wirtschaft Chinas und dem Welthandel ist die Zucht der Seidenraupe.

6. Der indische Kulturkreis.

Vorderindien mit seiner reichen tropischen Natur hat seinen Bewohnern Gelegenheit genug geboten, neue Pflanzen und Tiere dem Dienst des Menschen zu gewinnen. Wahrscheinlich ist der Reis indischen Ursprungs, da die Ansprüche Ostasiens schwerlich anerkannt werden können; die älteste Getreidefrucht der ostasiatischen Kulturvölker ist unbedingt der Weizen. Aus Indien stammen auch das Zuckerrohr, die Melone und die Gurke, ferner die Banane und die Baumwolle, die allerdings auch von den Altamerikanern selbständig kultiviert worden ist. Viele indische Nutzpflanzen, namentlich mehrere Getreide- und Bohnenarten, haben außerhalb Indiens keine Verbreitung gefunden. Von Tieren läßt sich als Abkömmling Indiens mit einiger Sicherheit nur das Haushuhn bezeichnen, abgesehen natürlich vom Elefanten, der aber, da er sich im gezähmten Zustande nicht fortpflanzt, doch nur mit Vorbehalt zu den Haustieren zu rechnen ist.

7. Der indonesisch-ozeanische Kulturkreis.

Als ein besonderes Kulturgebiet tritt in Bezug auf Nutzpflanzen und Haustiere das Wohnbereich der malaio-polynesischen Rasse hervor, als dessen Kernländer die westlichen Sundainseln gelten dürfen. Von den ostasiatischen und vorderindischen Beisteuern zu den Kulturgütern hebt sich deutlich ein älterer Eigenbesitz ab, der doch wohl im Sundaarchipel selbst von dessen Bewohnern erworben worden ist. Die Zucht des Büffels und des Bantengs, die in Indonesien zuerst erfolgt zu sein scheint, ist wohl als Nachahmung der Rinderzucht aufzufassen. Eigenartige Nutzpflanzen Indonesiens sind der Taro, die Yamswurzel, der Brotbaum, der Sesam und die als Genußmittel dienende Betelnuß; auch der Bambus ist hier wohl am frühesten kultiviert worden. Über die Heimat der Kokospalme, die von manchen Sachkennern ebenfalls hierher gerechnet wird, schwanken die Ansichten. Indien und Indonesien sind die Heimatländer zahlreicher Gewürze (Zimmt, Gewürznelken, Pfeffer, Muskatnuß). Auch manche Gespinstpflanzen, z. B. der neuseeländische Hanf (Phormium tenax) stammen aus dem Wohngebiet der Malaio-Polynesier.

8. Der amerikanische Kulturkreis.

Ganz abgeschlossen von der übrigen Welt hat Amerika eine durchaus eigenartige Kultur entwickelt, die nach der Entdeckung des Erdteils von großem Einfluß auf das Wirtschaftsleben weiter Gebiete geworden ist. Zwar bot für die Tierzucht Amerika verhältnismäßig wenig brauchbaren Stoff: das Lama mit seinem Verwandten, dem Pako (Alpako), die in den peruanischen Kordilleren gezüchtet worden sind, haben sich ihrer geringen Nutzbarkeit wegen nicht über ihr Heimatsgebiet hinaus verbreitet, und der Truthahn, der aus Mittelamerika stammt, kann wenigstens nicht als besonders wichtige

Errungenschaft gelten. Um so mächtiger hat die Ausbreitung amerikanischer Nutzpflanzen die Weltwirtschaft bereichert: der Mais ist um die ganze Erde gewandert, der Maniok wird von den Negern Afrikas jetzt allgemein angebaut, und noch großartiger ist der Siegeszug des Tabaks gewesen. Den gemäßigten Zonen hat Amerika in der Kartoffel ein unschätzbares Gut geschenkt. Dazu kommen noch Batate, Kakao, Ananas, Tomate, Feigenkaktus, Papayabaum, Cayennepfeffer.

9. Vereinzeltes.

Manche Kulturgüter mögen auch in Gegenden errungen sein, die sonst wenig am Fortschritt der Menschheit teilnehmen. So ist die Renntierzucht in den europäisch-asiatischen Polargebieten entstanden, hat sich aber aus natürlichen Gründen nicht über die kalte Zone hinaus verbreiten können. In ähnlicher Weise bleibt die Zucht des Yak, die von Tibet ausgeht, auf gewisse Striche Hochasiens beschränkt. Afrika scheint seit alter Zeit einen kleinen Schatz von Nutzpflanzen zu besitzen, namentlich einige Hirsearten (Sorghum, Eleusine). Mancher leidlich gelungene Züchtungsversuch mag auch wieder aufgegeben worden sein, weil die Verbindung mit den Kulturvölkern geeignetere Nutzpflanzen und Haustiere kennen lehrte; auch in dieser Hinsicht findet eine Art Kampf ums Dasein statt, in dem die Tauglichsten überleben.

D. Gewerbe und Handel.

1. Anfänge des Gewerbes.

Alles was die Natur freiwillig hervorbringt oder was Landwirtschaft und Viehzucht erzeugen, faßt man als Urproduktion zusammen. Werden Naturstoffe weiter verarbeitet und umgestaltet, so spricht man von gewerblicher Tätigkeit. Es gibt kein Volk der Erde, das nicht Waffen, Schmucksachen, Kleidungsstücke und Wohnräume herstellte; die Anfänge des Gewerbes sind also allgemein vorhanden. Höhere Formen der Gewerbstätigkeit entstehen dann, wenn nicht mehr alle arbeitsfähigen Mitglieder eines Stammes auch alle gewerbliche Tätigkeit ausüben, sondern bestimmte Gruppen sich bestimmten Gewerben widmen, d. h. wenn gewerbliche Arbeitsteilung besteht. Das Wort Arbeitsteilung ist allerdings mit Vorsicht zu verwenden: Es ist nicht von Anfang an ein gewisses Maß von Arbeit da, das nun unter die Mitglieder des Stammes verteilt wird, sondern viele gewerbliche Tätigkeiten entstehen schon als Sondergewerbe, wie das bei den Kulturvölkern am klarsten erscheint; es gibt z. B. ein Gewerbe, das Fahrräder herstellt, aber niemals haben alle Volksgenossen dieses Gewerbe verstanden und ausgeübt. Vor allem eine Arbeitsteilung, die zwischen Mann und Weib, tritt ebenso wie in der Sammelwirtschaft (vgl. S. 68) auch im Gewerbe sehr früh auf. Bei fast allen Naturvölkern werden gewisse gewerbliche Arbeiten fast ausschließlich von Männern, andere fast ausschließlich von Frauen ausgeübt. Alles was mit der Anfertigung von Waffen zusammenhängt, also Holz-,

Horn- und Knochenschnitzerei, auf höherer Stufe vor allem die Schmiedekunst, ist durchaus Männerarbeit; die Frauen üben dagegen fast überall die Töpferei aus, die sie bei der Zubereitung der pflanzlichen Nahrung erfunden haben. Flechtkunst, Weberei und Netzstrickerei werden in der Regel auch nur von einem der beiden Geschlechter betrieben, doch nicht bei allen Naturvölkern von demselben. Neben den eigentlichen Männer- und Frauengewerben entwickelt sich oft schon etwas wie ein Handwerkerstand, indem einzelne geschickte Leute sich besonderen Tätigkeiten widmen, z. B. dem kunstgerechten Anfertigen steinerner Pfeilspitzen oder des Muschelgeldes. Endlich haben alte und kränkliche Leute oft den Wunsch, sich noch durch leichte gewerbliche Tätigkeiten nützlich zu machen, so daß man vielfach von einem Gewerbe der Greise sprechen kann.

2. Orts- und Stammesgewerbe.

Man sollte meinen, daß sich aus den Anfängen des Handwerkerstandes innerhalb jedes einzelnen Stammes nach und nach die wichtigsten Gewerbe selbständig entwickeln müßten. Das ist im allgemeinen jedoch nicht der Fall; sobald sich überhaupt ein gewisser Verkehr zwischen einzelnen Stämmen entwickelt und auch gewerbliche Erzeugnisse ausgetauscht werden, zeigt sich sofort eine neue Art der Arbeitsteilung in dem Sinne, daß bestimmte Ortschaften oder Stämme ausschließlich bestimmte Waren fertigen und mit deren Hilfe dann von den benachbarten Stämmen die ihnen fehlenden gewerblichen Produkte einhandeln. Selbst bei den Australiern finden wir solche Tauschverhältnisse, noch häufiger sind sie in Afrika. Eine Hauptursache dieser Entwicklung ist der Umstand, daß die Rohstoffe der gewerblichen Arbeit nicht überall zu finden sind, so daß schon dadurch viele Gewerbe an bestimmte Örtlichkeiten gebunden scheinen: die Töpferei kann nur dort blühen, wo geeignete Tonerde vorhanden ist, die Eisenschmelzerei ist nur an Orten möglich, wo es an Eisenerz und Brennstoffen nicht fehlt u. s. w. Ferner aber bildet sich leicht eine besondere Geschicklichkeit heraus, mit der andere nicht mehr wetteifern können oder wollen. Meist beteiligen sich alle Erwachsenen des Stammes an der gewerblichen Arbeit, zuweilen auch nur das eine der beiden Geschlechter, während das andere Ackerbau, Jagd, Fischerei u. dgl. treibt. In Afrika sind es oft nur bestimmte Familien, die ein Gewerbe ausüben und auf ihre Nachkommen vererben; durch geheimnisvolles Wesen und angebliche Zauberkünste wissen sie meist Unberufene, die sich dem einträglichen Gewerbe ebenfalls widmen möchten, erfolgreich abzuschrecken.

3. Pariahandwerker.

Schwere Arbeit gilt bei den meisten Naturvölkern für unwürdig eines freien Mannes, nur Weiber, Sklaven und arme Teufel befassen sich mit ihr. Ähnliche Anschauungen finden wir noch im mittelalterlichen Europa: Wer ein Handwerk trieb, durfte in den Städten keine höheren Magistratsstellen bekleiden. Naturgemäß sind die Nomaden, die nur das leichte Dasein des Hirten und Kriegers schätzen, am meisten geneigt, auf schwere Handarbeit

verächtlich herabzusehen, während bei ackerbauenden Völkern wenigstens die Feldarbeit allmählich eine ehrenhafte Beschäftigung auch für Männer wird; das Gewerbe bleibt trotzdem häufig mißachtet, weil es nur von denen betrieben wird, die nicht genügenden Landbesitz haben. Zu diesen allgemeinen Ursachen der Geringschätzung des Gewerbes treten vielfach noch andere hinzu. Wenn Männer ein Gewerbe ergreifen, das ursprünglich Weibersache ist, geht es selten ohne Spott oder selbst soziale Widerwärtigkeiten ab; bei uns leiden noch heute die Schneider unter zahllosen Neckereien, und die Töpfer standen früher gesellschaftlich sehr tief. Wird ein Gewerbe mit Vorliebe von den Angehörigen eines unterworfenen Volkes getrieben, so hält das Herrschervolk leicht diese Tätigkeit für seiner unwürdig; die „Unehrlichkeit“ der Weber im mittelalterlichen Ostdeutschland dürfte darauf zurückgehen, daß die Weberei vorwiegend in den Händen der Slaven war. Auch schmutzige oder sonst widerliche Gewerbe werden geringgeschätzt, so besonders häufig die Tätigkeiten, die mit tierischen oder menschlichen Leichnamen zu tun haben: Totengräber, Abdecker, aber auch Fleischer, Gerber und Lederarbeiter gehören oft zu den Pariahandwerkern. Manchmal widmen sich bestimmte Völker, die unter andere eingestreut sind, mit Vorliebe gewissen Gewerben und erlangen eine Art Monopol; handelt es sich um unstete Völker, wie die Zigeuner, so werden die von ihnen betriebenen Gewerbe auch leicht anrüchig. Auf diese mannigfache Weise entstehen verachtete Handwerkerklassen, die dann auch ausschließlich innerhalb ihrer Klasse heiraten: In Indien haben sich zahlreiche Kasten aus solchen Zuständen entwickelt; in Nord- und Mittelafrika bilden namentlich die Schmiede meist eine geringgeschätzte und doch gefürchtete Gruppe.

Umgekehrt können Handwerker, deren Erzeugnisse besonders geschätzt sind, auch sehr zu Ehren kommen. Bei den Germanen war die Schmiedekunst, die die Waffen lieferte, in hohem Ansehen, wie das die Heldensage deutlich zeigt (Siegfried, Wieland der Schmied). Auch in der mongolischen Sage erscheint der Nationalheld Dschengis Khan als Schmied.

4. Höhere gewerbliche Formen.

Wo die gewerblichen Berufe sich in höher kultivierte Volksgemeinschaften einfügen, findet abermals eine Entwicklung in verschiedenem Sinne statt. Es gibt eine Art des Gewerbebetriebs, bei der die Kunden die Rohstoffe liefern, die dann der Handwerker nur in eine neue Form bringt (Lohnwerk); es kann aber der Handwerker auch selbst die Rohstoffe einkaufen und dann mit den fertigen Produkten Handel treiben, soweit er sie nicht auf Bestellung liefert (Preiswerk). Lohnwerk und Preiswerk finden sich meist nebeneinander; gewisse Handwerker wie Müller und Färber, treiben naturgemäß meist Lohnwerk, bei andern, wie den Schneidern, kommen beide Arten des Betriebs vor. Wenn die Handwerker keinen festen Wohnsitz haben, sondern umherziehen und bei den Kunden wohnen, spricht man von Störarbeit. Bei manchen Gewerben beginnt man schon früh, an die Stelle der Hausarbeit den Fabrikbetrieb mit seiner Arbeitsteilung zu setzen; bereits im klassischen Altertum gab es Unternehmer, die mit Hilfe zahlreicher Sklaven gewerbliche Produkte massenhaft herstellten. Da der Fabrikbetrieb die Selbständigkeit des einzelnen Arbeiters herabzusetzen pflegt und gleich-

zeitig den Unternehmern die Mittel gewährt, große Kapitalien anzusammeln, schafft er leicht soziale Gegensätze bedenklicher Art, die seit jeher überall, wo die Fabrikarbeit blühte, zu unruhigen Bewegungen und wirtschaftlichen Kämpfen geführt haben. Hierbei pflegen sich die Arbeiter gesellschaftlich zu organisieren, aber auch die Unternehmer treten zu kapitalmächtigen Gruppen zusammen (Trusts, Ringbildungen). Eine Organisation der Handwerker findet aber schon auf viel tieferen Stufen statt. Bei den germanischen Völkern haben sich die Handwerkerverbände (Zünfte, Innungen, Ämter) aus den alten Opfer- und Zechgesellschaften (Gilden) entwickelt und sich in den Städten teilweise einen Anteil an der Stadtregierung erkämpft.

5. Anfänge des Handels: Stummer Handel.

Der Wunsch nach Naturerzeugnissen oder gewerblichen Produkten, die ein Nachbarstamm besitzt, hat bei fast allen Naturvölkern die Anfänge eines Handelsverkehrs hervorgerufen. Oft geht Krieg und Raub dem Handel vorher, ja die Plünderungszüge können mit einer gewissen Regelmäßigkeit erfolgen, bis der Raub eher als Erhebung eines Tributs bezeichnet werden kann. Wünscht man dagegen einen Tauschverkehr anzuknüpfen, ohne doch die Gefahr einer persönlichen Unterhandlung zu wagen, dann greift man bei allen primitiven Völkern gern zur Form des stummen Handels: die eine Partei legt ihre Tauschwaren an einer bestimmten Stelle nieder und zieht sich zurück, worauf die andere Partei die Waren wegnimmt und dafür ihrerseits Produkte des Gewerbfleißes oder was sonst als herkömmlicher Tauschwert gilt, in entsprechender Menge niederlegt. Selbst eine Art umständlichen Feilschens kann hierbei stattfinden. Wo Kulturvölker mit scheuen Wildstämmen in Verkehr treten, haben sie ebenfalls oft die Form des stummen Handels gewählt.

6. Markthandel.

Entwickelt sich aus dem stummen Handel ein regelmäßiger, unmittelbarer Tauschverkehr, so nimmt er in der Regel die Form des Markthandels an. Die Märkte scheinen von den Frauen aufgebracht zu sein und werden in der Tat bei manchen Naturvölkern fast ausschließlich und auch bei uns wenigstens vorwiegend von weiblichen Händlern bezogen. Hauptbedingung jedes gedeihlichen Marktverkehrs ist es, daß die Besucher vor kriegerischen Überfällen und sonstigen Belästigungen tunlichst geschützt sind. Im mittleren Afrika, wo man diese Verhältnisse am besten studieren kann, finden die Märkte an bestimmten Tagen auf neutralen Örtlichkeiten statt, die außerhalb der Dörfer liegen und gewöhnlich unter Schutz und Aufsicht eines Häuptlings oder Zauberpriesters stehen. Es ist verboten, Waffen mitzubringen und Streit anzufangen; für den Marktschutz wird meist eine kleine Abgabe gezahlt. Auch wo größere Städte vorhanden sind, wie im Sudan, hält man die Märkte gern vor den Toren ab, um nicht zu viele Fremde in die Stadt zu lassen; anderseits freilich entstehen auch unter Umständen aus Marktplätzen mit der Zeit Handelsstädte (Timbuktu). Für die europäischen Städte des späteren Mittelalters waren die Märkte eine Lebensbedingung, da auf ihnen die Natur-

erzeugnisse des umgebenden Landes mittelbar gegen die gewerblichen Erzeugnisse der Stadt ausgetauscht wurden.

7. Fernhandel.

Neben dem Markthandel der Frauen entsteht vielfach schon früh der Fernhandel der Männer. Selbst die Australier unternehmen weite und gefahrvolle Züge, um vielbegehrte Produkte zu holen oder umzutauschen, wobei sie den Durchzug durch feindliches Gebiet oft mit Gewalt erzwingen müssen. Dieser Fernhandel, der sich auf dem Lande zur höheren Form des Karawanenverkehrs umbildet, gedeiht natürlich am besten dort, wo sich günstige Wasserwege bieten. Wie sich aus dem einseitigen Betrieb bestimmter Gewerbe das Orts- und Stammesgewerbe herausbildet, so entstehen unter geeigneten Bedingungen auch Handelsvölker, die ihr Dasein in der Hauptsache auf den Betrieb des Fernhandels gründen. Oft sind sie zugleich gewerbtätig und sichern sich dadurch doppelten Gewinn (Phönizier, Venetianer). Vielfach wird freilich der Fernhandel dadurch unmöglich gemacht, daß manche Stämme fremden Händlern den Durchzug verweigern; sie kaufen den Fremden vielmehr ihre Waren ab und verhandeln sie dann selbst an ihre Nachbarn weiter, sichern sich also ein einträgliches Monopol des Zwischenhandels. In dieser Weise hatten lange Zeit die afrikanischen Küstenstämme das Inland ganz vom direkten europäischen Handel abgesperrt.

8. Geld.

Man nimmt in der Regel an, daß der früheste Handelsverkehr durch Austausch stattgefunden habe, bis man dann allmählich aus praktischen Gründen gewissen besonders beliebten Tauschmitteln allgemeine Kaufkraft verliehen und sie dadurch zu Geld umgeschaffen habe. Allein so einfach haben sich die Verhältnisse in der Regel nicht entwickelt. Innerhalb der einzelnen Stammesgruppen herrschte, wie schon oben (S. 62) bemerkt, ein ausgedehnter Kommunismus, Privateigentum gab es nur in geringem Maße (Schmuck, Waffen, Hausgerät u. dgl.). Ein Austauschen derartiger Besitztümer wird selten vorgekommen sein, wohl aber konnte man mit ihnen Geschenke machen. Aus gewohnheitsmäßigen Geschenken haben sich dann auch die Abgaben an Häuptlinge und Priester sowie die Strafzahlungen entwickelt, die eine Hauptentstehungsursache des Geldes sind. In der Tat besteht das innerhalb eines Stammes umlaufende Geld (Binnengeld) vorwiegend aus Schmucksachen (Muscheln, Zähnen, Korallen, Perlen, Federn, Edelmetallen) oder sonstigen wertvollen Dingen (Eisen, Kupfer, Tuch, Seidenstoff); auch Genußmittel sind beliebt (Tabak, Ziegeltee, Kolanüsse, Betelnüsse, Opium). Durch den Außenhandel erhält das Geld erweiterte Kaufkraft und neue Geldarten (Außengeld) entstehen aus den beliebtesten Handelswaren; doch bleibt immer das Binnengeld die Hauptwurzel alles Geldwesens, wie ja auch bei den Kulturvölkern die als Schmuck geschätzten Edelmetalle überall als Wertmesser dienen. Auch der Außenhandel spielt sich vielfach noch als ein gegenseitiges Beschenken ab, wobei Handeln und Feilschen

ausgeschlossen ist, so bei manchen Indianerstämmen Nordamerikas. Erst allmählich gewinnt man feste Wertbegriffe, bis dann die Einführung eines wirklichen Geldes die Entwicklung höherer Handelsformen ermöglicht.

Das Ausleihen von Geld zu hohen Zinsen ist vielen Naturvölkern wohl bekannt. Manche haben auch ganz merkwürdige und verwickelte Geldsysteme geschaffen und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen auf den Besitz und den Umlauf des Geldes gegründet, so vor allem die Bewohner der Karolinen, die teilweise sogar mühlsteinartige, von andern Inseln geholte Felsblöcke als Wertbesitz betrachten. In ähnlichem Ansehen steht im Bismarck-Archipel das Muschelgeld.

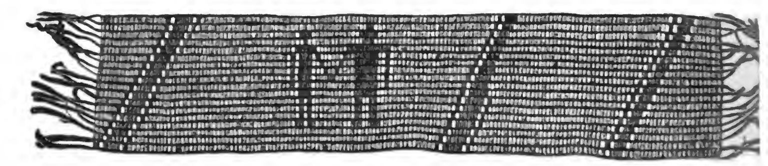


Abb. 12. Wampun (Muschelgeld) nordamerikanischer Indianer. Die Muschelperlen auf Gürtel gestickt dienen zugleich als Schmuck und als Bilderschrift (vgl. S. 43). (Nach Frobenius, Flegeljahre der Menschheit.)

III. Kulturlehre.

Erster Teil: Der stoffliche Kulturbesitz.

A. Die Naturstoffe und Naturkräfte.

1. Geist, Kraft, Stoff.

Der stoffliche oder materielle Kulturschatz ist von dem geistigen nicht scharf geschieden: Die Hauptsache an einem von Menschenhand geformten Gegenstand ist nicht der Stoff, aus dem er gefertigt ist, sondern die ihm zu Grunde liegende geistige Idee, die mit Hilfe der Menschen- oder Naturkräfte der Materie ihre neue Gestalt gegeben hat. Ein Künstler kann z. B. einen Apollokopf aus Marmor, Metall, Ton oder Holz bilden, ohne daß der Stoff mehr als einen nebensächlichen Einfluß übte; er kann sogar, wenn die Büste völlig zerstört würde, sie neu herstellen, weil sie in seinem Geiste lebt. Wenn der Künstler stirbt und mit ihm auch seine Schöpferkraft, so bleibt allerdings sein Werk, das dann vielleicht keiner mehr nachahmen kann; aber in ganz ähnlicher Weise können rein geistige Erkenntnisse mit Hilfe der Schrift bewahrt werden, sie können sogar, wie die Schriften des Altertums im Mittelalter, Jahrhunderte unbeachtet überdauern, um dann aufs neue ihre Wirkung zu zeigen. Das Geistige ist also immer der Kern, der Stoff nur das halb zufällige räumliche Ausdrucksmittel, die Kräfte sind das Verbindende zwischen Geist und Stoff. Auch das unbedeutendste von Menschen geformte Gerät ist der Ausdruck einer Idee, die immer neue Geräte gleicher Art schaffen kann, sobald Kräfte und Stoffe zur Verfügung stehen. Dennoch ist dabei

der Einfluß dieser letzteren nicht zu unterschätzen: Aus einem ungeeigneten Stoff, mit ungenügenden Kräften läßt sich nichts Vollkommenes bilden; und indem der Geist immer besser die geeigneten Stoffe kennen lernt, die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte besser übt und neue in seinen Dienst stellt, wächst er selbst und vermag sich neue, größere Aufgaben zu stellen. In dieser beständigen Wechselwirkung vollzieht sich der Fortschritt der materiellen Kultur.

2. Die Naturstoffe im allgemeinen.

Es ist nicht die Umwandlung oder Verarbeitung natürlicher Stoffe zu neuen Gebilden, die den Menschen auszeichnet: Die Nester der Vögel, die Bauwerke der Biber, die Honigzellen der Bienen entstehen in derselben Weise durch zweckmäßige Arbeit aus vorhandenen Naturstoffen. Dem Menschen allein eigen ist nur die Benützung von Werkzeugen. Dennoch sind die Naturstoffe, ihre Beschaffenheit und ihre Verbreitung von größter Wichtigkeit für die verschiedenen Arten der menschlichen Kultur, deren äußerlicher Zustand wenigstens zum guten Teil von ihnen abhängt; das Äußere aber steht, wie schon gesagt, im engsten Zusammenhange auch mit dem geistigen Leben. Überall vorhandene Zwecke und Ideen verkörpern sich in sehr verschiedener Gestalt, weil sie sich der Beschaffenheit des Stoffes mehr oder weniger anbequemen müssen. Der Wunsch z. B. ein schneidendes Werkzeug zu schaffen, führt zu sehr verschiedenen Lösungen, je nachdem man das scharfkantige Gerät aus hartem Holze, Knochen, Hirschgeweih, Feuerstein, Obsidian, Muschelschale, Kupfer oder Eisen herstellt. Da nun die Naturstoffe nicht gleichmäßig verbreitet sind, vielmehr jedes Gebiet der Erde deren einige im Überfluß, andere nur sparsam darbietet, so wird auch hier dieser, dort jener Stoff mit Vorliebe zu den verschiedensten Geräten und Erzeugnissen benutzt und gibt auf diese Weise der materiellen Kultur eine eigenartige Färbung. In Indien und Afrika gibt es Stämme, die den größten Teil ihrer Gerätschaften, Waffen und Wohnstätten aus Bambus herstellen; die Polarvölker sind bei dem Mangel an Pflanzenstoffen genötigt, vorwiegend tierische Körper auszunutzen und ihren Kulturbesitz aus Knochen, Horn, Sehnen und Fellen herzurichten. In Babylonien hat der Mangel an Steinen zu einer ungewöhnlichen Begünstigung des Tons als Baustoff und selbst als Schreibmaterial geführt. Wie sich aus der ungleichen Verteilung der Naturstoffe schon früh Gewerbe und Handel entwickeln, ist bereits erwähnt (S. 76). Manche gewerbliche Tätigkeiten haben auch den Zweck, zunächst die rohen Naturstoffe dadurch in brauchbare überzuführen, daß sie von Unreinigkeiten befreit oder mechanisch und chemisch umgebildet werden (Schlemmen des Tons, Gewinnung der Metalle aus den Erzen, Gerberei).

3. Stein.

Steine und Metalle müssen schon deshalb als die wichtigsten Naturstoffe gelten, weil sie ganzen vorgeschichtlichen Kulturperioden den Namen gegeben haben. Wenn wir von einer „Steinzeit“ sprechen, müssen wir freilich einen sehr wichtigen Punkt bedenken: Wie vom menschlichen Körper die

Knochen, so bleiben vom menschlichen Kulturbesitz die bearbeiteten Steine am besten erhalten, während die neben ihnen vielleicht in großer Überzahl vorhandenen Gegenstände aus Holz, Flechtwerk, Fell, Wolle u. s. w. sich rasch zersetzen; wir gewinnen also von den urzeitlichen Zuständen einen ganz falschen Eindruck, wenn wir das erhalten Gebliebene, also vor allem die Steine, als das auch früher einzig Vorhandene betrachten. Ein Blick auf die Naturvölker der Gegenwart, die heute noch in der Steinzeit leben (die meisten Melanesier, manche brasilianische Waldbewohner u. s. w.), zeigt das besonders deutlich. Immerhin darf man sagen, daß vor der Erfindung der Metalle die Steine eine außerordentliche Wichtigkeit für die Menschheit besaßen und daß man die Eigenschaften der verschiedenen Gesteinsarten zu den mannigfaltigsten Zwecken ausgenutzt hat. Gewerbetrieb und Handel sind vielfach durch das örtliche Vorkommen besonders brauchbarer Gesteinsarten hervorgerufen worden; auf Rügen hat man ganze urzeitliche Werkstätten entdeckt, wo aus dem noch bergfeuchten Feuerstein massenhaft Waffen und Gerätschaften hergestellt wurden, die dann offenbar durch den Handel weithin verbreitet worden sind. Der Feuerstein ist wegen seiner scharfen Kanten und seiner zähen Festigkeit eines der wichtigsten Gesteine namentlich der europäischen Urzeit. Noch höher geschätzt wurde der Nephrit (Beilstein, Grünstein); man hat lange darüber gestritten, ob die europäischen Funde von Nephritäxten auf alten Handelsverkehr mit Hochasien deuteten oder nicht, ist aber jetzt im allgemeinen der Ansicht, daß die Stücke doch europäischer Herkunft sind. Der Obsidian, ein natürliches Glas, ist überall wo es vorkommt, als ausgezeichnetes Material für Messer und Pfeilspitzen verwendet worden, so besonders in Mexiko. Andere Gesteine empfehlen sich wieder durch ihre Weichheit, wie der Speckstein, aus dem die Eskimo ihre Lampen fertigen, oder ein schwarzer Schiefer, den die Nordwestamerikaner zu zierlichen Schnitzereien verarbeiten. Basalt, Granit und andere harte und schwere Gesteine sind mit Vorliebe zu Hämmern und schweren Äxten benützt worden, die verschiedenen Quarzarten zu Pfeilspitzen, Sandstein zu Reib- und Mahlsteinen.

4. Metall.

Der unermeßlichen Bedeutung, die die Metalle für die Kultur der Menschheit erlangt haben, entsprechen nur sehr bescheidene Anfänge; aber es ist auch nicht leicht gewesen, den Nutzen der Metalle zu erkennen und sie in größerer Menge zu gewinnen. Manche von ihnen, wie Zinn, Zink, Blei und Aluminium finden sich kaum in gediegenem Zustande, sondern müssen aus ihren oft sehr unscheinbaren Erzen erst gewonnen werden. Andere wichtige Metalle, wie Kupfer und Eisen (als Meteoreisen) kommen freilich stellenweise gediegen vor und sind dann auch benutzt worden, aber man behandelte sie dann einfach als Stein und kam nicht auf den Gedanken, sie zu schweißen oder zu schmelzen; in dieser Weise verwendeten nordamerikanische Indianer das Kupfer, Eskimos das Eisen. Erst als man die Metalle mit Feuer behandelte, lernte man ihre ganze Tauglichkeit kennen und gelangte nun auch allmählich dazu, die Erze zu erkennen und zu reduzieren. Das erste Metall, das größere kulturgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, ist zweifellos das Kupfer; die

älteste Metallzeit Europas ist eine Kupferzeit gewesen, als deren Ausgangspunkt Cypern, die Kupferinsel, zu betrachten ist. Verhältnismäßig bald hat man gelernt, das Kupfer durch Zusatz von Zinn in die härtere, zum Guß besser geeignete Bronze zu verwandeln. Westasien dürfte die Heimat dieser Erfindung sein, die früh schon nach China gelangt ist; die amerikanischen Kulturvölker scheinen die Bronze selbständig erfunden zu haben. Da das Zinn nur an wenigen Punkten der Erde in größerer Menge vorkommt und auch Kupfererze nicht überall zu finden sind, hat die Bronzekultur einen bedeutenden Aufschwung des gewerblichen Betriebs und der Handelsreisen veranlaßt (Reisen der Phönizier nach den englischen Zinninseln, alter Kupferbergbau in den Alpen). Die Bronzezeit hat ihre verschiedenen Perioden und Entwicklungsgebiete; besonders glänzend war z. B. in Europa die sogenannte Hallstattkultur, die nach der Hauptfundstelle bei Hallstatt in Oberösterreich benannt worden ist. Später wurde die Bronze mehr und mehr durch das Eisen verdrängt. Die Völker der Hallstattkultur scheinen z. T. von den Trägern einer Eisenkultur überwältigt worden zu sein, die nach der Fundstelle La Tène am Neuenburger See benannt wird; wahrscheinlich waren es Kelten, die ja in frühgeschichtlicher Zeit von Gallien aus nach verschiedenen Seiten (Spanien, Italien, Süddeutschland, Kleinasien) ausgeschwärmt sind. Eisenerze sind weit verbreiteter als Kupfererze, das Metall ist also billiger herzustellen und von tieferem Einfluß auf das Kulturleben als die Bronze; andere Metalle, die nach und nach nutzbar gemacht worden sind, haben die Wichtigkeit des Eisens nicht zu beeinträchtigen vermocht.

Den amerikanischen Kulturvölkern war das Eisen nicht bekannt; die Völker der Südsee und Australiens benutzten überhaupt keine Metalle. Dagegen haben die afrikanischen Neger eine eigenartige Eisenkultur entwickelt. Für Hoch- und Nordasien sind die Metallschätze des Altai bedeutend geworden, die seit uralter Zeit ausgebeutet werden und neuerdings abermals große Erträge liefern. Stellenweise ist das Gold, wo es in größerer Menge auftrat, von primitiven oder Halbkulturvölkern zu Schmuck und Geräten verarbeitet worden, so namentlich von Mittel- und Südamerikanern, die dadurch Anlaß zur Sage vom Goldlande (El Dorado) gaben. Das Zink und dessen Legierung mit Kupfer (Messing) ist in China seit langer Zeit bekannt.

5. Die natürlichen Werkzeuge des Menschen.

Der Mensch ist von Natur für den Kampf ums Dasein nicht eben glänzend ausgerüstet: er ist ein mäßig schneller Läufer, leidlicher Kletterer, erträglicher Schwimmer; Schutzwaffen besitzt er kaum, seine Angriffswaffen imponieren nicht sonderlich. Gesicht und Gehör sind gut, aber nicht hervorragend entwickelt, der Geruchssinn ist schwach. Vielleicht ist es aber gerade der Mangel einseitiger Vorzüge und Begabungen, der den Fortschritt fördert; einem so unvollkommen ausgestatteten, aber geistig schon regsamen Wesen, wie es der Mensch am Anfange seiner höheren Entwicklung gewesen sein dürfte, mußte sich beständig der Wunsch aufdrängen, die natürlichen Werkzeuge und Hilfsmittel durch künstliche zu verstärken oder zu ersetzen. Bei primitiven Völkern ist die Zahl der Werkzeuge noch gering, die Organe des Körpers müssen infolgedessen noch manche unmittelbare Arbeit verrichten, für die wir sie nicht mehr verwenden; besonders die Zähne dienen

als Schneide- und Reißwerkzeuge beim Bearbeiten von Fellen oder Bast, mit den Füßen stampft man Lehm und keltert man Trauben, mit den Fäusten walkt man das Leder u. dgl. Das wichtigste, für den Fortschritt bedeutsamste äußere Organ des Menschen ist unbedingt die Hand, die als ausgeprägtes Greiforgan ausgezeichnet dazu geschickt ist, Werkzeuge zu erfassen und sich durch sie beliebig zu verstärken. Im übrigen passen sich gerade wegen der Erfindung der Werkzeuge die äußeren Organe des Menschen nicht mehr durch Veränderungen ihres Baues neuen Bedingungen an, wie wir das bei den Tieren so häufig finden: was sich beim Menschen fortbildet, ist das Gehirn, mit andern Worten seine geistige Fähigkeit; sein mächtiges Gehirn sichert dem Menschen die Herrschaft über die Erde.

6. Die künstlichen Werkzeuge.

Mögen die Werkzeuge und Maschinen, die der Mensch erfindet, auch noch so kunstvoll sein, er folgt in ihnen doch bewußt oder unbewußt fast immer den Vorbildern, die ihm die Natur des eigenen Körpers oder des Körpers mancher Tiere und Pflanzen bietet; seine Werkzeuge sind, wie Kapp nachgewiesen hat, nur „Projektionen seiner Organe". Das Muster des Hammers ist die geballte Faust, des Meißels der Zahn, der Kleidung die Haut, der Gefäße der Magen, des Blasebalgs die Lunge u. s. w. Lange vor der Erfindung des Panzers trugen Schildkröten und Krokodile ihre schirmenden Rüstungen, und das Vorbild der Geschosse, die selbst diese Panzer durchschlagen, sind die Früchte mancher Pflanzen, die zerplatzend die Samenkörner weithin ausstreuen. Selbst die Elektrizität ist bei dem bekannten Zitterrochen schon in den Dienst organischer Wesen gestellt, künstliches Licht verbreiten Leuchtkäfer und jene kleinen Lebewesen, die das Meeresleuchten hervorbringen, und eine mit Brennstoffen geheizte Maschine ist im Grunde jeder tierische Körper. Manchen Vorbildern, wie dem Vogelflug oder Schwimmen der Fische unter Wasser streben wir mit unsern Luftschiffen und Unterseebooten noch immer in höchst unvollkommener Weise nach. Eine bewußte Nachahmung wird allerdings, namentlich auf primitiven Kulturstufen, nur ausnahmsweise vorkommen. Eher findet sich schon ein halbbewußtes Benutzen der vorhandenen Muster, indem man die Werkzeuge der Tiere einfach in den Dienst des Menschen stellt: Große Zähne dienen dann als Meißel oder auch als Waffen, indem man z. B. (besonders in Mikronesien) Haifischzähne reihenweis an Holzschwertern befestigt; man erzeugt mit Vogelflügeln Wind zum Anfachen des Feuers, man benutzt die Felle der Tiere als Gefäße oder als Kleidung, feste Tierschädel als Helme oder auch als Wasserbehälter, Kokos- oder Muschelschalen als Schüsseln. Ganz ungezwungen treten dann im Notfalle an die Stelle der organischen Gebilde auch unorganische: Den Zahn ersetzt vorteilhaft ein spitzer Stein, die Haifischzähne als Kriegswaffe vertreten Splitter von Feuerstein oder Obsidian. Ebenso werden die organischen Dinge nun zu Zwecken benutzt, für die sie im Tier- oder Pflanzenkörper nicht bestimmt waren: Die Muschelschale wird zum Schabinstrument, die rauhe Haut mancher Fischarten zur Feile, der Ast eines Baumes zum Grabstock, zur Keule oder zum Speer,

der Knochensplitter zum Messer, das Horn zum Trinkgefäß. Der Kreis der Möglichkeiten erweitert sich, wenn man mit Hilfe der bereits erfundenen Werkzeuge die Gegenstände umformt und neue durch Zusammensetzen verschiedener Dinge schafft: Indem man die Holzkeule mit dem zugeschärften Steine verbindet, erzeugt man das Beil; die Spitze des Rohrpfeiles wird durch scharfe Steinsplitter, Knochen- oder Rochenstacheln verstärkt, der als Meißel dienende Zahn erhält einen hölzernen Handgriff. Alle diese Errungenschaften folgen freilich nicht so methodisch aufeinander, wie sie hier aufgezählt sind, um den Überblick zu erleichtern. Auch ist immer zu bedenken, daß nie ein Volk alle ihm zu Gebote stehenden Möglichkeiten ausnützt; es werden immer gewisse Stoffe, Geräte und Waffen bevorzugt, andere vernachlässigt, oft ohne daß sich noch bestimmte Gründe für dieses Verhalten finden lassen.

7. Die Naturkräfte.

Die Körperkraft des Menschen ist im Durchschnitt nicht bedeutend. Allerdings läßt sie sich durch Beharrlichkeit und durch Anwendung einfacher mechanischer Hilfsmittel in ihrer Wirkung beträchtlich erhöhen; einen Baumstamm mit einem Schlag zu zerteilen ist nicht möglich, aber durch beständig fortgesetztes Behauen mit einem Beile, das als Keil wirkt, läßt sich das Ziel dennoch erreichen. Auch ein Ansammeln der Kraft, die dann plötzlich zur Entladung kommt, läßt sich mit einfachen Mitteln bewirken, so schon beim Bogenschießen oder beim Aufstellen mancher Wildfallen, wo ein emporgewundener Baumstamm oder Felsblock im rechten Augenblick zerschmetternd niederstürzt. Das Gewaltigste aber hat der Mensch dadurch erreicht, daß er fremde Kräfte in seinen Dienst stellte; er hat die Haustiere in seinen Dienst gezwungen und er hat auch die Naturkräfte, die ihn so oft feindlich bedrohen, zu seinen Zwecken gebändigt. Anfänge einer Verwendung der Naturkräfte finden sich früh: Die Sonnenwärme wird zum Trocknen und Dörren, also besonders zum Konservieren der Nahrungsmittel benützt und noch viel ausgedehnter ist die Verwendung der künstlichen Wärme des Feuers. Die Kraft des Windes wird besonders in der Schiffahrt ausgenützt, aber keineswegs von allen Naturvölkern, die des fließenden Wassers hat nur bei höher kultivierten Völkern die gebührende Beachtung gefunden. Die Benützung der Kräfte des Dampfes und der Elektrizität ist erst eine Kulturerrungenschaft der neuern Zeit.

B. Die Technik.

1. Bedeutung der Technik.

Die Technik ist das geistige Element, das den Menschen die Gegenstände des stofflichen Kulturbesitzes mit Hilfe der Kräfte, Werkzeuge und Stoffe herstellen läßt. Wer die Technik beherrscht, vermag die Kulturgüter der Menschheit, auch wenn sie verloren gegangen sind, immer von neuem zu fertigen, solange ihm jene Hilfsmittel zu Gebote stehen; wer die Technik

nicht kennt, kann weder seine Kräfte noch die besten vorhandenen Stoffe für Kulturzwecke nützen. So sind die technischen Kenntnisse kostbare Güter, die von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden; selbst das roheste Naturvolk besitzt deren wenigstens einige und hält an ihnen nach Möglichkeit fest. Ein Volk lernt vom andern technische Kenntnisse, aber mancher Stamm verliert auch wieder das Erlernte, wenn er auf Wanderzügen in Gebiete gelangt, die ihm die nötigen Rohstoffe zur Ausübung der Technik nicht bieten. So scheinen die Polynesier auf ihren Koralleninseln die Töpferei verlernt zu haben und ebenso die Kunst der Eisenbereitung. Auch sonstige widrige Schicksale können ein Volk in seinen technischen Kenntnissen verarmen lassen.

2. Die Erzeugung des Feuers.

Wie die vorgeschichtlichen Funde lehren, verstand der Mensch schon zur Eiszeit Feuer zu erzeugen; es ist also nicht möglich, mit voller Sicherheit anzugeben, auf welchem Wege er zu dieser Erfindung gelangt ist, die, wie für den Daseinskampf überhaupt, so besonders für die Technik allmählich unermeßliche Wichtigkeit erlangt hat. Auch die Frage muß wohl unentschieden bleiben, ob man zuerst das durch Naturkräfte (Blitzschläge, Waldbrände, Vulkane) hervorgerufene Feuer kennen und nutzen gelernt hat, und erst dann dazu gelangt ist, es willkürlich zu entzünden, oder ob man es zufällig selbst erzeugt und nach und nach erst seinen Nutzen erkannt hat. Für die zweite Möglichkeit spricht mancherlei, vor allem die Tatsache, daß die Kenntnis des Feuermachens sich ungezwungen aus andern technischen Tätigkeiten entwickelt zu haben scheint. Wenn wir nämlich auch von der Erfindung des Feuerzündens keine geschichtliche Kunde mehr haben, so läßt sich doch aus der Beschaffenheit der primitiven Feuerzeuge sehr wohl ein Schluß darauf ziehen, auf welche Weise die Erfindung angeregt worden ist. Von vornherein darf man vermuten, daß nicht éin selten wiederkehrender Zufall die Menschen mit dem Feuer vertraut gemacht hat; das Feuer hat zu gefährliche und erschreckende Eigenschaften, als daß man bei einmaliger Bekanntschaft seine guten Seiten überhaupt verstehen könnte: Nur wenn es etwas Alltägliches wurde, konnte man sich mit ihm befreunden. Nun sind in der Tat, wie die Feuerzeuge beweisen, die Methoden des Feuerzündens aus einfachen, beständig geübten technischen Arbeiten entstanden, nämlich aus der Bearbeitung des Holzes und der Steine. Beim Bohren des Holzes wird man oft bemerkt haben, daß sich das in den Bohrlöchern angesammelte Holzmehl entzündete; hier war also Feuerzeug und Zunder von Anfang an vereinigt. Auf diesem Wege ist das Feuerbohren erfunden worden; das Bohren wird durch einfache quirlende Bewegung mit den Händen ausgeführt (s. die Abb. 13), oder man benutzt zusammengesetzte Feuerzeuge, indem man den Bohrer durch eine Schnur in Bewegung setzt (s. die Abb. 14) wohl auch durch ein aufgesetztes Stück Holz oder Leder (Bohrmütze) fest gegen die Unterlage drückt. In ähnlicher Weise sind beim Glätten des Holzes die weniger verbreiteten Reibfeuerzeuge erfunden worden und bei der Bearbeitung des Bambus im malaiischen Archipel die Feuersäge und die Feuerpumpe. Daß anderseits beim Zerschlagen harter Steine Funken entstehen, weiß jedes

Kind; um ein brauchbares Feuerzeug zu schaffen, war die Erfindung eines Zunders nötig. Gewisse Steine werden, wie schon ihr Name besagt (Feuerstein, Pyrit) mit Vorliebe benutzt. Die einzige wichtige Verbesserung dieses Schlagfeuerzeuges besteht darin, daß man den einen Stein durch ein Stück Eisen oder Stahl ersetzt. Für die Kriegskunst ist diese Art des Feuerzeuges dadurch wichtig geworden, daß man es auch als Gewehrschloß jahrhundertelang verwendet hat. Verbesserte chemische Feuerzeuge sind von den Kulturvölkern erst in neuerer Zeit erfunden worden. — Wie man allmählich die Feuerzeuge verbessert hat, so hat man auch die Eigenschaften des Feuers erst nach und nach erkannt und nutzen gelernt: Die primitiven Völker brauchen es als Wärme- und Lichtquelle, zur Bereitung der Speisen, zum Aushöhlen von Baumstämmen, zum Biegen und Härten des Holzes, zum Trocknen und Räuchern von Leichen oder Nahrungsmitteln, zum Sprengen

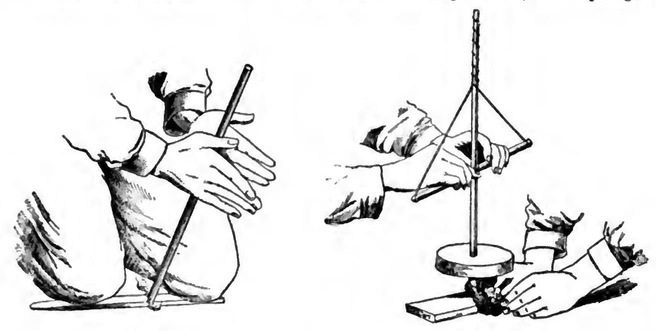


Abb. 13. Abb. 14.
Erzeugung des Feuers durch Bohren.

von Felsblöcken, zu Jagdzwecken durch Anfachen von Wald- und Steppenbränden, zum Roden und Düngen des Bodens für den Ackerbau, zu Rauchsignalen, auch wohl als Kampf- und Verteidigungsmittel; die Kulturvölker haben diesen Zwecken zahlreiche neue hinzugefügt, vor allem das Ausschmelzen und Bearbeiten der Metalle, die Erzeugung der Dampfkraft u. s. w., so daß nahezu alle höheren Formen der Technik auf die Benutzung des Feuers gegründet sind.

3. Bearbeitung der Felle und der Baumrinde.

Als Hülle für den menschlichen Körper, der nur schlecht gegen die Kälte geschützt ist und auch nach der Erfindung des Feuers nur zeitweilig vor den schädlichen Einflüssen niederer Temperaturen bewahrt werden konnte, boten sich von selbst die Felle erlegter Tiere. Freilich erfüllten sie zunächst ihren Zweck nur höchst ungenügend: Dieselbe Haut, die sich so geschmeidig um alle Glieder des Tieres legt, wird hart und steif, wenn man

sie abzieht und an der Luft trocknet. Durch mechanische und chemische Behandlung muß man die Felle erst wieder geschmeidig machen. Die Naturvölker begnügen sich meist damit, die Felle zu strecken, zu schaben, zu kneten und zu walken; viele verstehen es auch, sie durch Einreiben mit Fett, Tran, saurer Milch, Tierleber und -gehirn oder Butter geschmeidig zu machen. Das Gerben mit Pflanzenstoffen, namentlich den Rinden gewisser Bäume, ist nur wenigen primitiven Völkern bekannt. — Als eine Nachahmung der Behandlung tierischer Felle darf man wohl die weitverbreitete Herstellung von Rindenstoffen betrachten. Man entfernt von der Baumrinde, die man in möglichst großen Stücken gewinnt, die äußere gröbere Schicht und macht dann die feinere Bastschicht durch Einweichen und durch Klopfen mit hölzernen oder elfenbeinernen Hämmern geschmeidig; oft ist die Hammerfläche mit eingegrabenen Verzierungen versehen, so daß die Stoffe ein geripptes oder gemustertes Aussehen erhalten. Feine Rindenstoffe werden stellenweise noch im malaiischen Archipel hergestellt, besonders aber in Polynesien, wo sie Tappa oder Gnatu heißen, und in den Wahumastaaten (Uganda, Unyoro u. s. w.) in Mittelafrika.

4. Flechten und Weben.

Felle und Baumrinden liefern fertige flächenhafte Stoffe, denen man durch die technische Behandlung nur größere Geschmeidigkeit zu geben sucht. Sehr früh haben es aber die Menschen verstanden, solche Stoffe auch künstlich durch Verflechten biegsamer und mehr oder weniger elastischer Dinge, besonders der Baumzweige und Grashalme, herzustellen; auch durch Zerschneiden von Fellen und Rindenbast oder durch Zusammendrehen dünner Fasern ließen sich geeignete Flechtstreifen anfertigen. Meist verwendet man beim Flechten ein besonderes Instrument, die Flechtnadel. Je nach der Natur der verwendeten Stoffe und der Art der Technik können die Geflechte von sehr verschiedener Beschaffenheit sein und den mannigfachsten Zwecken dienen: Grobe steife Matten werden als Windschirme und Wände der Hütten gebraucht, feine Geflechte als Kleiderstoffe, geflochtene Gefäße oder Körbe dienen zum Aufbewahren trockener Gegenstände; selbst aus Grashalmen äußerst dicht geflochtene Wassergefäße kommen bei den Australiern vor. Aus der Flechtkunst entsteht durch allerlei einfache Übergänge die Weberei, bei der die Fäden der sogenannten Kette durch eine eigenartige Maschinerie auseinandergespreizt und durch das Hindurchwerfen des „Schützen“ mit dem „Einschlag“ miteinander verflochten werden. In das Gebiet der Flechtkunst gehört auch das Nähen, das man bei primitiven Völkern mit Hilfe von Dornen oder Fischgräten auszuführen pflegt. Stellt man aus Fäden kein dichtes Geflecht dar, sondern ein weitmaschiges, das dann durch Verknoten der einzelnen Schnüre zusammengehalten wird, so entsteht das Netz; die Technik des Netzflechtens ist den meisten Naturvölkern wohlbekannt. Eine notwendige Vorbereitung zum Herstellen von Geweben oder Netzen bildet das Spinnen der Fäden. Manchmal bedient man sich allerdings auch natürlicher Fasern, wie sie manche Pflanzen (Agave, Ananas, Raphiapalme, Phormium tenax u. s. w.) in Menge darbieten.

5. Bearbeitung des Holzes.

Die primitive Holztechnik pflegt deshalb sehr mühsam zu sein, weil man das Zusammensetzen und Verbinden von Holzstücken (Schreinerei) meist nicht versteht; nur die Eskimo haben die Kunst gelernt, die kleinen Stücke Treibholz, die an die Küsten des Polarmeeres getrieben werden, zu größeren Geräten zusammenzufügen. Im allgemeinen beschränkt man sich auf das Behauen und Aushöhlen größerer Holzblöcke, um Gefäße, Schilde, Boote u. dgl. zu fertigen, oder man begnügt sich, durch einfaches Abhauen und Glätten aus geeigneten Ästen Speere, Bogen, Holzgriffe u. s. w. zu fertigen. Hierbei bedient man sich gern des Feuers zum Fällen und Aushöhlen der Baumstämme, man verkohlt auch wohl die Außenseiten der hölzernen Gefäße oder versieht sie mit Brandmalerei. Zum Behauen des Holzes dienen Steinbeile, zur weiteren Bearbeitung steinerne Messer und Bohrer, auch wohl Muschelschalen. Durch Benutzung der Metalle wird die Holztechnik ungemein erleichtert und verbessert.

6. Bearbeitung der Steine.

Die Bearbeitung der Steine mit Hilfe nichtmetallischer Werkzeuge ist wohl die Technik, die den heutigen Kulturvölkern am gründlichsten verloren gegangen ist, nachdem sie sich im Laufe langer Zeiträume zu großer Vollkommenheit entwickelt hatte; die symmetrisch geformten, durch Absplitterung feinster Teilchen vollendeten, wohl auch noch geschliffenen und polierten Steinwaffen und -werkzeuge der jüngeren Steinzeit Nordeuropas sind in ihrer Art vollendete Meisterwerke, die lange Erfahrung und Übung voraussetzen und unendlich hoch über jenen kunstlosen Feuersteinsplittern stehen, die z. B. als Spuren der ältesten Bewohner des Sommetales in Frankreich erhalten geblieben sind. Jahrtausende mögen zwischen diesen beiden Extremen der Steintechnik liegen. In der Hauptsache kann man drei Arten der Technik unterscheiden: Das Absprengen scharfkantiger Splitter oder größerer zu Äxten und Hämmern geeigneter Stücke, das Schleifen und Polieren und endlich das Durchbohren der Steine. Die erstgenannte Art ist auch die älteste, die in der sogenannten älteren Steinzeit fast ausschließlich geübt, aber auch später noch vervollkommnet wird und bei manchen Naturvölkern der Gegenwart noch im Gebrauch ist. Nicht durch plumpes Zerschlagen der Steine, sondern durch sorgfältiges Drücken und Klopfen mit Hilfe hölzerner oder hörnerner Gerätschaften löst man von einem Steinkern (Nucleus) messerartige Stücke ab, oder erteilt man einem im Rohen geformten Werkzeuge die gewünschte Gestalt. In der jüngeren Steinzeit tritt das Schleifen und Polieren mit Hilfe feuchten Sandes hinzu. Mit dieser Arbeit verwandt ist auch das Durchbohren der Steine, das meist mit Hilfe spitzer Steine oder zylinderförmiger Knochen- oder Rohrstücke durch quirlende Bewegung mit den Händen oder mit künstlichen Bohrgeräten ausgeführt wird. Noch heute gibt es Naturvölker, wie die Polynesier, die das Durchbohren der Steine nicht kennen. Im alten Europa hat man auch mit Hilfe scharfkantiger Feuersteinsplitter Steinsägen hergestellt.

7. Töpferei.

Die Töpferei, diese Erfindung der Frauen (vgl. S. 75), ist deshalb besonderer Beachtung wert, weil wir hier den Weg der Erfindung und die Entwicklung der Technik verhältnismäßig am besten überschauen können. Das Bedürfnis nach Gefäßen, mit denen sich Flüssigkeiten schöpfen und zum Munde führen ließen, noch mehr der Wunsch, Wasser zu transportieren und längere Zeit aufzubewahren, mußte dem Menschen sehr nahe liegen. Die Natur bot in Frucht-, Eier- und Muschelschalen mancherlei Gefäße dar, auch die Haut der Tiere ließ sich leicht zu Schläuchen verarbeiten; selbst wasserdichte Körbe hat man, wie erwähnt, hergestellt. Fast alle diese Gefäße aber haben den Nachteil, daß man sie nicht an das Feuer stellen, also kein Wasser auf diese Weise in ihnen erhitzen kann. Viele Naturvölker kochen deshalb auch mit Hilfe glühender Steine, die sie in das Wasser werfen. Nun lag es nahe, die feuergefährlichen Gefäße durch eine Lehmkruste gegen die Wirkung des Feuers zu schützen; in ähnlicher Weise suchte man schon vorher Körbe durch Beschmieren mit Lehm wasserdicht zu machen. Damit war der entscheidende Schritt zur Erfindung der Töpferei getan: Man mußte bald bemerken, daß der Ton erhärtete und daß, selbst wenn das ursprüngliche Gefäß verkohlte, nunmehr ein ganz brauchbares, feuerfestes Tongefäß übrig blieb. Viele vorgeschichtliche Tongefäße lassen noch erkennen, daß sie tatsächlich in Körben geformt und zugleich gebrannt sind; später hielt man die Erinnerung an diese ursprüngliche Technik wenigstens dadurch fest, daß man die Tongefäße mit Vorliebe mit Flechtornamenten verzierte. Als man das Formen der Töpfe in Körben aufgab, baute man, wie noch jetzt viele Naturvölker, die Gefäße aus Tonrollen auf, worauf man mit einem geeigneten Holze die Seiten glatt strich. Die Tongefäße sind an und für sich porös und lassen stets etwas Wasser durchsickern; indem man sie vor dem Brennen mit Harz bestreicht oder in einem stark rußenden Feuer brennt, wie das auch in Griechenland geschah, hebt man diesen Übelstand auf. Das eigentliche Glasieren ist den meisten Naturvölkern unbekannt, ebenso die Töpferscheibe.

8. Anfänge der Metalltechnik.

Die Metalltechnik ist untrennbar verbunden mit gewissen Vorarbeiten, die den Bergbau, also das Gewinnen des Metalles oder seiner Erze und meist auch die Verhüttung, d. h. die Reduzierung der Erze zu gediegenem Metall umfassen. Anfänge des Bergbaues gehen allerdings auch der Steintechnik teilweise voraus, da manche Gesteine durch Abbau gewonnen und dann im bergfeuchten Zustand, wo sie verhältnismäßig weich und bildsam sind, verarbeitet werden müssen. Der Metallbergbau erfolgt in zwei Formen: Entweder gewinnt man die Metalle durch das Waschen und Schlämmen metallhaltiger Sand- und Erdschichten, der sogenannten Seifen, oder man sucht sie auf ihren natürlichen Lagerstätten im festen Gestein auf. Zum Reduzieren der Erze genügt manchmal das Erhitzen mit Holzkohle, meist aber müssen Röstprozesse u. dgl. vorhergehen. Da Zinn- und Kupfererze am leichtesten zu bearbeiten sind, erklärt es sich ungezwungen, daß die aus

Zinn und Kupfer bestehende Bronze so früh in Gebrauch gekommen ist. — Die Eigenschaften der Metalle sind erst nach und nach erkannt und benutzt worden. Man lernte allmählich, sie durch Gießen und durch Hämmern in neue Formen zu bringen, Bleche und Draht herzustellen und schadhafte Stellen durch Löten auszubessern. Die Eigenschaft des Eisens, bei mäßiger Hitze zu erweichen und sich schmieden oder schweißen zu lassen, bei geeigneter Behandlung aber zu Stahl zu erhärten, ließ allmählich neue technische Verfahren entstehen.

C. Geräte und Waffen.

1. Aufbau und Zerstörung.

Geräte und Waffen scheinen in einem vollkommenen Gegensatz zu stehen: Wenn die einen dem Menschen dazu dienen, aufzubauen und Neues zu schaffen, sind die andern im Gegenteil Mittel der Zerstörung. Aber in Wahrheit ist dieser Gegensatz nicht so groß: Allem Aufbauen geht ja ein Zerstören voran, mögen wir nun Bäume fällen und behauen, Tiere erlegen oder Steine zersprengen. Viele Werkzeuge sind in dem Maße Zerstörungsmittel, daß sie ohne weiteres auch als Waffen verwendbar sind, wie die Messer und Äxte; man kann sogar sagen, daß im Anfange der Kulturentwicklung ein scharfer Unterschied zwischen Werkzeugen und Waffen gar nicht bestanden hat und daß es deshalb durchaus gerechtfertigt ist, beide Arten von Gerätschaften nebeneinander zu behandeln. Erst allmählich ist eine Differenzierung eingetreten, die aber noch lange nicht vollständig durchgeführt ist; ein gutes Beispiel ist das Seitengewehr der Soldaten, das als Waffe dienen soll, im Feldzuge aber zu den verschiedensten andern Zwecken nebenbei verwendet wird. Der Hauptgesichtspunkt einer übersichtlichen Einteilung ist also weniger die Eigenschaft als Waffe oder Werkzeug, sondern der unmittelbare Zweck (Schneiden, Stechen, Zertrümmern), der sowohl friedlichen wie kriegerischen Aufgaben entsprechen kann. Der Gruppe der zugleich als Waffen und Werkzeuge brauchbaren Gerätschaften stehen die Geräte im engern Sinne gegenüber, die mehr der Bequemlichkeit des Daseins als der Technik oder dem Kriege dienen (Gefäße und Hausgeräte).

2. Schneidende Werkzeuge und Waffen.

Das älteste und wichtigste schneidende Werkzeug ist das Messer, das schon in frühester Zeit in Gestalt scharfkantiger Steinsplitter erscheint, seine höchste Ausbildung aber erst nach der Entdeckung der Metalle erlangt. Sehr alt scheint auch der Gebrauch zu sein, das Messer durch einen hölzernen oder beinernen Griff handlicher zu machen. Oft hat man die Klinge mit ihrer ganzen stumpfen Längsseite in den Griff eingelassen; von dieser Art ist das sogenannte Weibermesser (Ulu) der Eskimos. Häufiger und nach der Erfindung der metallenen Klingen fast allgemein ist dagegen die Klinge nur an einem Ende im Griff befestigt, so daß das freie Ende zugespitzt und das Messer zugleich in ein Stichwerkzeug verwandelt werden kann. Aus dieser Form des Messers entwickelt sich als vergrößerte Hieb- und Stichwaffe das

Schwert. Auffallend früh erscheinen kleine, aber sehr scharfkantige Steinmesser, die man als Rasiermesser deutet. Schneidende Werkzeuge sind im Grunde auch die Äxte, die eine scharfe Kante besitzen. Als Verwandte der Messer können ferner die Schabinstrumente gelten, die in der Urzeit eine außerordentliche Rolle gespielt haben, sowie die Reißinstrumente, z. B. mit Feuersteinsplittern besetzte Sägen und Sicheln, mit Obsidiansplittern oder Haifischzähnen bewehrte Schwerter u. dgl.

3. Stechende Werkzeuge und Waffen.

Natürliche Stechwerkzeuge stehen den Menschen in Fischgräten, Rochenstacheln, Hörnern und Dornen massenhaft zur Verfügung, andere lassen sich durch Zersplittern von Knochen, Holz und Steinen leicht herstellen. In der Tat treten unter den urzeitlichen Funden die Nadeln, Pfriemen und Dolche in großer Zahl auf. Wie in der Flechtkunst und Näharbeit die stechenden Instrumente zur Geltung kommen, ist schon erwähnt, ebenso wie sich das Messer zu einer Verbindung von Schneide- und Stichwaffe entwickelt. Ausschließlich Jagd- und Kriegswaffe ist der Speer, die mächtigste und bedeutsamste Form der stechenden Gerätschaften, die sich dadurch auszeichnet, daß hier gewissermaßen der dolchbewaffnete menschliche Arm künstlich durch einen Holzschaft verlängert ist, ähnlich wie ja auch das Schwert als eine Verlängerung des Armes gelten kann. Ursprünglich mögen die Speere nur zugespitzte hölzerne Stangen gewesen sein, aber schon früh hat man begonnen, steinerne oder knöcherne Dolchklingen statt der Holzspitzen anzubringen oder auch natürliche Stechwerkzeuge (Hörner, Rochenstacheln) aufzusetzen. Man kann hierbei entweder die Spitze in den gespaltenen Schaft einklemmen und durch Umschnüren befestigen, oder, wie das z. B. bei einem geraden Gazellenhorn am leichtesten möglich ist, die ausgehöhlte Spitze über den Schaft stülpen. Bei den steinernen Speerspitzen hat man fast nur die erste, bei den metallenen meist die zweite Befestigungsart gewählt. Die Pfeile sind nichts als verkleinerte Speere und nach denselben Grundsätzen konstruiert.

4. Zertrümmernde Werkzeuge und Waffen.

Die zertrümmernden Werkzeuge sind die einfachsten und rohesten, also vielleicht auch die ältesten von allen. Man hat beobachtet, daß Affen, die eine harte Frucht nicht zu öffnen vermögen, sie mit Hilfe eines Steines zertrümmern; einfache Feldsteine als rohe Schlaginstrumente benutzt auch der Mensch mit Vorliebe, wie denn z. B. die Neger noch heute beim Schmieden des Eisens meist gewöhnliche von der Erde aufgelesene Steine als Hämmer verwenden. Auch als Waffe bot sich ein zertrümmerndes Instrument, der knorrige Ast oder Holzknittel, dem Menschen wohl am frühesten dar. Beide Arten von Schlaggeräten haben sich weiter entwickelt. Indem man den Stein durchbohrte und mit einem hölzernen Stiel versah, erfand man den wuchtigen Hammer; bearbeitete man den ungefügen hölzernen Ast und gab man ihm eine handlichere Form, so entstand die Keule. Manche Völker, namentlich

die Bewohner der Südsee, besitzen sehr mannigfaltige und zierliche Keulenformen, darunter auch solche, die mit einer scharfen Kante versehen sind und also Übergänge zu den Hiebwaffen bilden. Kleine steinerne Handkeulen finden sich besonders auf Neuseeland. Im alten Peru verstärkte man auch die Keulen durch runde oder zackige durchbohrte Steine, die man am Schlagende befestigte, und ähnlich verfährt man noch heute in Melanesien. — Zu den zertrümmernden Werkzeugen gehören endlich die Stampf- und Reibgeräte, die meist aus Stein gefertigt sind; in der Regel treten sie in Verbindung mit steinernen Mörsern und Reibschalen auf.

5. Fernwaffen.

Die bisher erwähnten Werkzeuge und Waffen ließen sich leicht nach ihrem Zweck und ihrer Wirksamkeit ordnen. Die Arten der Wirksamkeit aber können sich noch in einem andern Sinne unterscheiden: Der Mensch ist nicht nur im stande, die Waffen als Verstärkungen seiner Hand und Verlängerung seines Armes zu gebrauchen, sondern die eigentümliche Beschaffenheit seiner oberen Extremitäten befähigt ihn auch, Gegenstände fortzuschleudern und mit ihrer Hilfe einen Gegner schon auf größere Entfernung zu treffen. Im Grunde wird schon mit Speeren, Schwertern, Stöcken und Keulen etwas derartiges erzielt, da ihre Wirkung beim Schlag oder Stoß über den natürlichen Spielraum des Armes hinausreicht; aber als Fernwaffen im engeren Sinne bezeichnen wir doch nur die Waffen, die durch Wurf oder Schuß fortbewegt werden. Dieser Aufgabe aber lassen sich sowohl schneidende, wie stechende und zertrümmernde Werkzeuge anpassen, so daß wir mühelos eine weitere Einteilung der Fernwaffen erhalten; weniger wichtig ist es zunächst, ob die Waffen einfach mit der Hand oder mit Hilfe eines Wurfgerätes geschleudert werden. Als schneidende Wurfwaffe ist außerordentlich weit verbreitet das flache Wurfholz, das meist säbelartig gekrümmt ist; es war im alten Babylonien und Ägypten wohlbekannt und ist noch jetzt in Afrika, Amerika und Australien zu finden. Die vollkommenste Form ist der bekannte australische Bumerang. Eiserne, offenbar dem Wurfholz nachgebildete Wurfmesser finden sich in Südindien und Mittelafrika. Wurfbeile benutzten unter andern die Franken zur Zeit der Völkerwanderung als nationale Waffe. Von den stechenden Fernwaffen ist zunächst der Wurfspeer zu nennen, der entweder mit der bloßen Hand geworfen wird oder mit Hilfe besonderer Vorrichtungen (Wurfschlinge, Wurfstock, Wurfbrett, vgl. die Abb. 15), die meist hebelartig wirkend den Arm verlängern und dadurch die Schleuderkraft verstärken. Als eine sinnreiche Maschine zum Fortschnellen kleiner Speere (Pfeile) kann man den Bogen bezeichnen: Durch das Anziehen der Sehne und Spannen des Bogens wird Kraft aufgesammelt, die dann im richtigen Augenblick plötzlich ausgelöst wird. Man unterscheidet einfache, verstärkte und zusammengesetzte Bogen; erstere sind vorwiegend in Afrika, Melanesien und Südamerika verbreitet, letztere beiden in Asien und Nordamerika. Auch die Arten des Bogenspannens (mit 2 Fingern, 3 Fingern, Daumen und Zeigefinger u. s. w.) sind verschieden; zum Schutz des Armes gegen die zurückschnellende Bogensehne werden oft besondere

Armbänder getragen. Ein verbesserter Bogen ist die Armbrust, die in Europa und China selbständig erfunden worden ist. Als eine weitere sinnreiche Maschine zum Fortschleudern kleiner Pfeile ist noch das Blasrohr anzuführen, das im malaiischen Archipel und in Südamerika verbreitet ist; die winzigen Pfeile sind nur wirksam, wenn sie mit Gift bestrichen werden. — Die einfachste zertrümmernde Fernwaffe ist der rohe Stein, der mit der Hand geworfen wird; durch die Erfindung der Schleuder wird der Arm künstlich verlängert, die Wurfkraft also vermehrt. Die Schleuder ist in allen Erdteilen bekannt, aber sehr lückenhaft verbreitet. An ihre Stelle tritt vielfach die Wurfkeule, meist ein kurzer Stab mit dickem Knopf; ihr wichtigstes Verbreitungsgebiet ist Ost- und Südafrika. — Fernwaffen eigener Art sind noch die Wurfschlinge (Lasso) und die mit Kugeln beschwerte Wurfschlinge (Bolas), beide besonders in Südamerika verbreitet.



Abb. 15. Wurfbretter der Eskimo, Alaska.
(Nach Hellwald, Naturgeschichte des Menschen.)

Kein Volk der Erde benutzt alle die angeführten Waffen nebeneinander, vielmehr sind meist nur einige wenige bekannt und beliebt. Es liegt das zum guten Teil daran, daß große Fertigkeit im Gebrauche einer Waffe nur durch das Beispiel und durch lange Übung erreicht wird; so bildet sich leicht eine nationale Waffe heraus, neben der andere keine Bedeutung erlangen können. Natürlich wirken dabei verschiedene Gründe auf die Auswahl bestimmend ein.

6. Axt und Hacke, Grabstock.

Obwohl Axt und Hacke im Grunde zu den schneidenden Werkzeugen gehören, verdienen sie doch ebenso gut eine besondere Behandlung wie der Grabstock, der unter die stechenden Werkzeuge zu rechnen ist: Alle drei Geräte entwickeln sich nicht nur in eigenartiger Weise, sondern sind zugleich von unermeßlicher Bedeutung für die Technik und vor allem für die Entstehung des Ackerbaues. Die Axt ist zunächst nichts weiter als ein großer Steinmeißel oder -keil, der an einem hölzernen Stiel befestigt ist. Das Befestigen des Steins am Holze ist aber keine leichte Aufgabe und wird in sehr verschiedener Weise gelöst. Zunächst kann man den Stein einfach in das keulenartig verdickte Ende des Stieles seitlich einfügen; aber er sitzt dann zu nahe am Stiel, um zu allen Verrichtungen brauchbar zu sein. Man

verbessert das Werkzeug dann dadurch, daß man Steinaxt und Hacke vereinigt. Die hölzerne Hacke, wie sie noch jetzt als Ackergerät bei manchen Naturvölkern üblich ist, besteht einfach aus einem natürlich gegabelten Aststück, wobei man das längere Stück als Handgriff, das kürzere, im nahezu rechten Winkel davon abstehende, als eigentliches Hackwerkzeug benutzt. Fügt man nun an das kürzere Ende einen zugeschärften Stein an, so hat man eine neue Axtform, wobei man wieder den Stein durch Einklemmen (s. die Abb. 16), Festbinden, durch Anlehnen an einen treppenförmigen Absatz des Holzes u. s. w. befestigen kann. Eine weitere Verbesserung findet statt, wenn man das Schlagstück der Hacke aus einem besonderen Stück Holz oder Horn herstellt und in den Stiel so einsetzt, daß es drehbar ist; man



Abb. 16. Steinaxt aus Deutsch-Neuguinea.

kann dann die Schneide der Axt nach Belieben senkrecht und wagrecht stellen. Nach der Erfindung des Metallgusses fertigt man auch Äxte und Beile aus Metall. Die Bronzebeile sind entweder durch vorspringende „Schaftlappen“ an den Vorsprung des Holzstiels befestigt (Palstab) oder becherförmig ausgehöhlt und über den Vorsprung gestülpt (Kelt). Mit der Zeit hat man noch manche andere Arten der Befestigung kennen gelernt. — Der Grabstock, ein noch älteres Ackerbaugerät als die Hacke, dient schon den primitivsten Völkern als Werkzeug zum Wurzelgraben. In seiner einfachsten Form ist es ein bloßer zugespitzter Stock, aber manche Völker haben ihn verbessert, indem sie z. B. sein stumpfes Ende mit einem durchbohrten Stein beschweren (Buschmänner), oder den Griff durch ein Querholz handlicher machen (Tinneh-Indianer) oder durch einen seitlichen Vorsprung, auf den man den Fuß setzen kann, dem Werkzeug einen spatenartigen Charakter geben (Maori). Schaufelartig verbreiterte Grabstöcke kommen in Deutsch-Neuguinea vor.

Andere primitive Sammel- und Ackerbaugeräte sind u. a. Keulen zum Zertrümmern der Erdschollen, besondere Haumesser zum Ausroden des Gestrüpps, trogartige Gefäße zum Ausschaufeln der Erde. Als Erntewerkzeuge erscheinen im prähistorischen Europa Sicheln, die mit Feuersteinsplittern besetzt sind; auch die metallenen Sicheln haben bei manchen Völkern noch heute eine gezähnte Schneide.

7. Gefäße.

Natürliche Vorbilder der Gefäße finden sich in großer Zahl: Schnecken- und Muschelschalen, hohle Eier, Schildkrötenpanzer, Schädelkapseln und viele Schalen von Früchten sind da zu nennen, andere Gegenstände, wie Baumblätter, Tierhäute oder Baumrinde lassen sich leicht zu Flüssigkeitsbehältern umformen. Auch die Technik befaßt sich früh mit der Herstellung künstlicher Gefäße, wobei wieder sehr verschiedene Methoden entstehen, je nachdem es sich um die Anfertigung von Behältern für Flüssigkeiten oder für trockene Stoffe handelt. Im ersten Falle liefert vor allem die Töpferei die Holzarbeit oder die Metalltechnik die nötigen Gefäße, im zweiten Falle vorwiegend die Flecht- und Webkunst (Körbe, Säcke). Die Tongefäße werden ihrem beliebtesten Vorbild, den Fruchtschalen entsprechend, oft mit halbkugelförmigem Boden verfertigt, so daß man besondere Geräte zum Aufstellen oder Aufhängen der Töpfe anbringen muß; erst allmählich hat man gelernt, durch flache Form des Bodens oder durch tönerne Füße dem Gefäße einen festen Stand zu geben. Um die Flüssigkeiten vor dem Verdunsten und vor Verunreinigung zu schützen, fertigt man Gefäße, in denen sie längere Zeit aufbewahrt werden sollen, gern mit Hals und kleiner Ausgußöffnung, die sich noch durch einen Deckel oder Pfropfen schließen läßt (Flasche). Trinkgefäße sind oft mit einem Handgriff oder Henkel versehen; bei den Schöpfgefäßen (Löffeln) ist der Handgriff sehr stark entwickelt, oft auch schön verziert. — Als ein Gefäß eigener Art ist die Lampe zu bezeichnen, ein Ölbehälter, der durch Vermittlung des Dochtes eine Flamme speist. Die einfachsten Lampen sind die der Eskimo, flache Gefäße aus Seifenstein mit einem oder mehreren Dochten; sie dienen gleichzeitig als Leucht-, Koch- und Heizgeräte. Die Kulturvölker haben schon früh prächtige Lampen aus Ton und Metall gefertigt, aber erst seit verhältnismäßig recht kurzer Zeit sind durchgreifende technische Verbesserungen der Lampen vorgenommen worden.

8. Hausgerät.

Die Menge der Hausgeräte ist selbst bei primitiven Völkern nicht immer ganz gering. Namentlich an Geräten zum Sitzen und Liegen fehlt es nicht. Während als Liegegerät meist Betten gebräuchlich sind (Afrika Nordamerika), bedient man sich anderwärts der Hängematten (Brasilien, Neuguinea), oder man begnügt sich mit Matten, die man einfach auf die Erde legt (Polynesien). Als Kopfstütze benutzt man meist nicht ein Kissen, sondern schemelartige hölzerne Geräte (Nackenstützen, Kopfschemel), die zugleich den Vorteil haben, daß die oft sehr künstlichen Frisuren durch sie nicht in Unordnung gebracht werden (vgl. die Abb. 17). Zu den Liegegeräten gehört auch die Wiege, die in ihrer ältesten Form als Hängewiege noch jetzt

weit verbreitet ist. Überhaupt ist bei primitiven Stämmen die Zahl der Geräte, die aufgehängt werden, besonders groß; es gibt sogar eigene Gerätschaften zum Aufhängen von Gegenständen, ähnlich wie bei uns Kleiderhaken u. dgl. Zu den Hausgeräten kann man häufig auch den Herd rechnen, der zuweilen nur aus einigen Feldsteinen besteht oder aus einer Erhöhung von gestampftem Lehm.

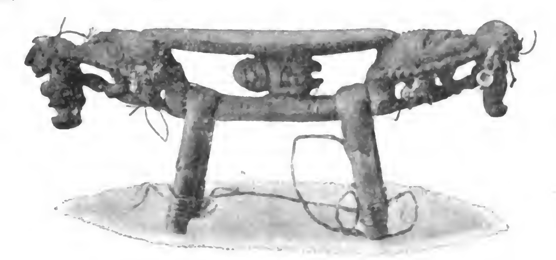


Abb. 17. Kopfstütze aus Deutsch-Neuguinea.
(Nach Krieger, Neuguinea.)

9. Jagd- und Fischereigerät.

Ein Teil der Jagd- und Fischereigeräte fällt einfach mit den Waffen zusammen: es ist nur zu bemerken, daß die Waffen dann meist ihren besonderen Zwecken angepaßt sind. Sehr mannigfaltig sind z. B. die Spitzen der Jagdpfeile, auch abgestumpfte oder mit kugelartiger Verdickung versehene kommen vor, die kleine Pelztiere töten sollen, ohne das kostbare Fell zu verletzen. Die Fischerei wird vielfach ebenfalls mit Pfeil und Bogen betrieben. Neben den Jagdwaffen aber finden sich zahlreiche Fanggeräte, die teilweise dadurch merkwürdig sind, daß in ihnen die Menschen zum ersten Mal etwas wie Maschinen konstruieren: Die Fallen, die sich beim Eintritt des Wildes schließen oder seine Füße mit einer Schlinge fesseln oder endlich einen Stein u. dgl. zerschmetternd herabfallen lassen, sind gewissermaßen Kraftsammler, die automatisch in Tätigkeit treten (s. die Abb. 18). Einfacher, aber nach ähnlichen Grundsätzen erbaut, sind die Fallgruben. Die Fischerei benutzt neben einigen einfachen Geräten, wie den aus Holz, Knochen, Muschelschalen oder Stein gefertigten Angelhaken, den meist mehrzinkigen Fischspeeren und den Netzen, auch sinnreich konstruierte Fischfallen. Meist sind sie in der Art wirksam, daß die Fische leicht den Weg hinein-, aber schwer oder gar nicht wieder herausfinden; man dämmt zu diesem Zwecke oft ganze Flüsse ab und läßt nur eine Öffnung frei, hinter der sich die Fischfalle befindet.

Um Jagd- und Kriegswaffen wirksamer zu machen, bedient man sich gern gewisser Gifte; namentlich die Pfeile, die man mit dem Bogen oder dem Blasrohre entsendet, sind häufig vergiftet. Oft handelt es sich dabei um Leichengift, das man aus verwesenden Tier- oder Menschenkörpern gewinnt, noch häufiger aber um pflanzliche Gifte (Kurare,

Strychnin u. dgl.). Auch beim Fischfang verwendet man Giftstoffe, die man ins Wasser streut, um die Fische zu betäuben. Die Kulturvöker haben sämtlich mit Bewußtsein auf den Gebrauch der Giftstoffe im Kampfe verzichtet und selbst auf der Jagd bedient man sich ihrer höchstens noch zur Vertilgung von Raubzeug. Es ist das ein auffallendes Beispiel für die Tatsache, daß sich die Menschheit mit steigender Kultur veredelt und selbst die Grausamkeiten des Krieges durch einen Zug ritterlichen Edelmutes mildert.

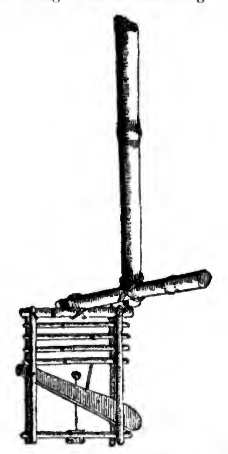


Abb. 18. Affenfalle der Battak.
(Nach v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras.)

D. Schmuck und Kleidung.

1. Der Schmuck.

Wie an natürlichen Waffen, so ist der Mensch auch arm an natürlichen Hüllen des Leibes und an schmückenden Abzeichen. Nackt und glatt umschließt ihn die Haut; kein Pelz- oder Federkleid, keine buntfarbige Zeichnung, keine eigenartigen Auswüchse beleben das einförmige Äußere. Höchstens der Bart der Männer bildet eine schwache Parallele zu der Mähne des Löwen und ähnlichen schmückenden Haarwucherungen vieler Tiere. Aber so wenig der Körper davon zeigt, so tief liegt doch der Wunsch nach einer spielenden Ausschmückung der Leibesoberfläche im Menschen begründet, und sobald es die Not des Daseins nur einigermaßen gestattet, widmet er sich diesem Ziele mit einer Ausdauer, die er oft für nützliche Arbeiten nicht aufwenden mag. Es ist auffallend, daß bei den Naturvölkern die Männer mehr Schmuck zu tragen pflegen, als die Frauen; bei den Tieren ist bekanntlich ebenfalls im allgemeinen das Männchen reicher geschmückt. Wenn man somit die Entstehung des Schmuckes aus einem

Triebe erklären kann, der nur in bewußter Weise die unbewußte Entwicklung in der Tierwelt wiederholt, so wird doch bald der Schmuck auch neuen Zwecken dienstbar gemacht (vgl. unter 3). Anderseits verschmilzt er leicht mit der Kleidung, die nun ebenfalls einen schmückenden Charakter annimmt und durch bunte Farben, Bänder, Schleifen und Knöpfe den Schmucktrieb befriedigen hilft. Kleidung und Schmuck zusammen bilden die Tracht.

2. Arten des Schmuckes.

Viele Versuche, den Körper zu schmücken, beeinflussen unmittelbar die Oberfläche des Leibes: Die Haut wird mit bunten Farben bemalt oder auch dauernd gefärbt und mit Ornamenten geschmückt, indem man sie aufritzt oder mit Nadeln sticht und dann Farbstoffe in die Wunden reibt (Tättowierung). Häufig schlägt man auch einige Zähne ganz oder teilweise aus oder man feilt die Vorderzähne spitz; mit Vorliebe beseitigt man durch Auszupfen oder Rasieren die Körperhaare, klebt das Kopfhaar mit Lehm oder Harz zu einer dichten Masse zusammen oder bildet durch Hineinflechten fremden Haares abenteuerliche Frisuren. Selbst bei einem so kultivierten Volke wie den Chinesen, findet sich die Sitte, durch künstliche Verkrüpplung die Füße der Frauen zu „verschönern“. Mancher Schmuck führt auch mittelbar zur Verunstaltung des Körpers: Um Schmucksachen anbringen zu können, durchbohrt man Ohren, Nase und Lippen; Arm- und Beinringe, die sehr dicht anliegen, verursachen Anschwellungen und Verkümmerungen der Muskeln, schwerer Halsschmuck läßt Geschwüre entstehen, Zusammenschnüren der Hüften schädigt die inneren Organe. — Man kann im übrigen den Schmuck nach verschiedenen Gesichtspunkten einteilen: Nach dem Stoffe (Muscheln, Samenkerne, Korallen, Federn, Edelsteine, Metall u. s. w.), nach der Stelle des Körpers, an der er getragen wird (Arm-, Bein-, Hals-, Kopf-, Fingerschmuck u. s. w.), endlich auch nach seiner Beziehung zum Bau des Körpers (Hängeschmuck, der die aufrechte Haltung versinnlicht, Richtungsschmuck, der durch seine Richtung das Vorwärtsschreiten andeutet). Die Form des Schmuckes (Ringe, Ketten, Stifte, Bänder u. s. w.) ist ebenfalls beachtenswert. Da der Schmuck in der Regel für wertvoll gilt, ja sogar oft als Geld benutzt wird, entsteht leicht die Sitte, große Schmuckmassen beständig am Körper zu tragen. Namentlich die Frauen afrikanischer Stämme unterliegen oft beinahe unter der Last metallischer Schmucksachen, besonders der schweren um den Hals geschmiedeten Messingreifen, die sie nicht einmal nachts ablegen können. Im Orient und in Indien betrachtet man Schmucksachen noch heute als die sicherste Kapitalsanlage.

3. Schmuck als Abzeichen.

Man kann den Schmuck, ebenso wie in vielen Fällen die Kleidung, auch als eine Art Zeichensprache betrachten: Wer reich geschmückt ist, sucht die Aufmerksamkeit anderer zu erregen, er spricht gewissermaßen zu ihnen und kann durch die besondere Art des Schmuckes auch deutliche Auskunft über seine Eigenschaften und seine Absichten geben. Bei den

Kulturvölkern ist das noch recht wohl zu beobachten: Eine Frau, die mit einer Menge kostbarer Brillanten prangt, will ihren Reichtum zur Schau stellen, während eine andere, die zu dunkler Kleidung gar keinen oder einfachen, wenig glänzenden Schmuck trägt, dadurch Trauer versinnlicht. Der Kranz von Myrten oder Orangenblüten im Haare bezeichnet die Braut, ebenso haben kirchliche Würdenträger besondere schmückende Kennzeichen, und vollends die Orden und Ehrenzeichen sind ein Schmuck, der eine sehr deutliche Sprache redet. Beim Militär sind die schmückenden Epauletten, Schnüre und Knöpfe meist zugleich Symbole des Ranges. In noch höherem Maße findet sich dergleichen bei den Naturvölkern. Viele Schmucksachen der Männer deuten auf Kriegs- und Jagdtrophäen, besonders bei nordamerikanischen Indianern, wo man aus dem Federschmuck oft die ganze kriegerische Laufbahn des Trägers ablesen kann. Kinder, junge Leute und Verheiratete unterscheiden sich häufig durch die verschiedenen Arten des Schmuckes; jedes Fest hat seine besondere Bemalung und sonstige Verzierung des Körpers. Auch wer in den Krieg zieht oder Blutrache üben will, läßt das gern in der Art seines Schmuckes erkennen. Aber die Wirkungen des Schmucktriebes erstrecken sich weiter: Viele Nutzgeräte werden mit Verzierungen versehen, bis endlich wirkliche Prunkgeräte und -waffen entstehen, die nur noch als Abzeichen des Reichtums und Ranges dienen. Die Kopfbedeckung wird zum Häuptlingsschmuck (Krone!), die Keule zum zierlichen Abzeichen der Würde (Szepter!), ebenso Schwerter, Speere und Wurfmesser. Auch Trinkgefäße werden gern aus edlen Stoffen hergestellt und sind dann sprechende Symbole des Reichtums; im Orient dienen kostbare Teppiche oft dem gleichen Zweck.

4. Die Kleidung.

In der Hauptsache darf man die Kleidung als ein Hilfsmittel bezeichnen, das den Schutz des nackten Körpers gegen die Unbilden der Witterung übernimmt. Sie hat vor den natürlichen Haar- oder Federhüllen der Tiere denselben Vorzug wie die Werkzeuge und Waffen vor den natürlichen Arbeits- und Kampfmitteln: Sie ist nicht fest mit dem Körper verbunden, sondern kann verstärkt, verringert oder ganz abgelegt und überhaupt beliebig verändert werden. Eine andere Frage ist freilich, ob die ersten Anfänge der Kleidung wirklich dem Schutzbedürfnis dienen oder einen andern Zweck erfüllen. Manche gewichtige Gründe sprechen dafür, daß die ersten Hüllen mehr auf die geschlechtlichen Verhältnisse und die Entstehung des Schamgefühls Bezug haben, und anderseits erscheint sehr früh die Kleidung als eine Art Schmuck. Jedenfalls können die unbedeutenden Hüllen, wie Blätter, Grasbüschel, Leder- oder Zeuglappen, Perlengehänge u. dgl., die wir bei tropischen Naturvölkern noch heute finden, kaum als Schutzmittel gegen die Kälte oder sonstige klimatische Verhältnisse betrachtet werden. Mit steigender Kultur vermehrt sich überall die Kleidung, erscheint Nacktheit immer mehr als anstößig; die unkultivierten Eskimo dagegen, die durch das Klima zu stärkster Verhüllung des Körpers gedrängt werden, gehen doch im warmen Innern ihrer Winterhäuser so gut wie nackt. Die Entwicklung der Kleidung aus ihren Anfängen zu höheren Formen ist also

kein ganz einfaches Problem. Dazu tritt noch die Tatsache, daß die Kleidung ebenso wie der Schmuck als Abzeichen gilt: Selbst bei den Naturvölkern pflegen die Frauen anders gekleidet zu sein als die Männer, die Unverheirateten anders als die Eheleute oder Witwen. Rang und Reichtum, Ansprüche und Gemütsstimmung finden in der Kleidung bei niederen wie höher stehenden Völkern ihren Ausdruck (Hoftracht, Uniform, Trauerkleidung, Gesellschaftsanzug).



Abb. 19. Samojede und Frau.
(Nach Lampert, die Völker der Erde.)

5. Die Kleidungsstoffe.

Die natürlichen Hüllen der Tiere bieten sich auch als erste schützende Kleiderstoffe von selbst dar und sind besonders im Polargebiete noch heute vorwiegend im Gebrauch (s. die Abb. 19). Immerhin bedarf es

gewisser technischer Hilfsmittel, um die Felle größerer Säugetiere, die in erster Linie in Betracht kommen, wirklich brauchbar zu machen (vgl. S. 86). Die Eskimo und andere arktische Völker verstehen auch aus Fischhäuten und zusammengenähten Vogelbälgen Kleider herzustellen; wasserdichte Stoffe werden von ihnen aus Seehundsdärmen gefertigt. Statt der Tierfelle benutzt man vielfach die Rinde der Bäume (vgl. S. 86). Trennt man das Haar oder die Wolle der Tiere vom Fell, so sind besondere Methoden nötig, um die losen Massen zu festen Stoffen zu verbinden. Am einfachsten erreicht man das durch Pressen und Verfilzen der Wolle, eine Technik, die von den hochasiatischen Nomadenstämmen zur höchsten Blüte gebracht worden ist. Anderseits führte die Flechtkunst, die zunächst kaum zur Herstellung von Kleiderstoffen benutzt worden ist, zur Weberei hinüber, die es gestattet, aus pflanzlichen Fasern wie aus Wollfäden schmiegsame Gewänder zu fertigen. Manche Filz- und Webstoffe werden dagegen absichtlich so dick und schwer hergestellt, daß sie als Schutz gegen feindliche Waffen dienen können. Das führt zu den Panzern und Rüstungen hinüber, die auch nur Abarten der Kleidung sind. Außer den eben genannten Stoffen müssen die Felle der Dickhäuter besonders oft als Schutzkleid dienen. In Nordamerika und an den Küsten des Beringsmeeres kennt man Panzer aus Holzstäben oder -platten, in Mikronesien solche aus Kokosfasern. Die Bronzezeit Europas kennt bereits metallene Helme und Beinschienen, bis dann später mit Hilfe des Eisens die vollkommensten Rüstungen gefertigt worden sind.

6. Kleidung und Klima.

Soweit die Kleidung als Schutz gegen die Unbilden der Witterung dient, wird sie durch die klimatischen Verhältnisse stark beeinflußt. Man unterscheidet in diesem Sinne die boreale, die subtropische und die tropische Tracht. Die tropische Tracht ist im allgemeinen am schwächsten entwickelt, obwohl dort, wo reichlicher und leicht zu erlangender Kleidungsstoff vorhanden ist, die Kleidung ziemlich umfangreich sein kann (so im Gebiete der Rindenstoffindustrie an den großen afrikanischen Seen, besonders in Uganda). Vielfach fehlt die Kleidung in den Tropen ganz oder es geht wenigstens ein Teil des Volkes (Kinder, junge Mädchen, Männer) vollständig nackt. Die subtropische Tracht wird charakterisiert durch ein hemdartiges Unterkleid und ein mantelartiges, leicht ablegbares Oberkleid (vgl. Tunika und Toga bei den Römern); große Teile des Leibes (Arm, Schenkel, oft auch die Brust) bleiben in der Regel unverhüllt. Die boreale Tracht strebt dagegen nach möglichst vollständiger Verhüllung des Körpers; da die nordischen Kulturvölker gegenwärtig die Führung der Menschheit haben, so breitet sich in ihrem Gefolge die boreale Tracht weithin aus. Ihre Kennzeichen sind das dicht anliegende Unterkleid (Hemd) mit darüberliegendem, ebenfalls fest anschließendem Obergewand (Rock), ferner die Hose, die bei den eigentlichen Polarvölkern auch von den Frauen getragen wird (vgl. Abb. 19), die doppelte Fußbekleidung (Strümpfe und Schuhe) und der gewohnheitsmäßige Schutz des Kopfes durch Hüte oder Mützen. Durch weitere

Unterkleider und Überröcke, Pelze oder Mäntel kann die Kleidung noch weiter vervollständigt werden.

7. Die Mode und die Volkstrachten.

Würde die Kleidung keinen andern Zweck erfüllen als den Schutz des Körpers, so würde sie sich im Laufe der Zeit nur wenig verändern, oder doch nur aus Nützlichkeitsgründen; wie man die Felle und Rindenstoffe allmählich durch gewebte Stoffe ersetzt hat, so könnten auch weitere Verbesserungen eingeführt werden und schließlich die Art der Kleidung beeinflussen. Statt derartiger langsamer und auf reinen Nützlichkeitserwägungen beruhender Umbildungen finden wir aber bei den Kulturvölkern jenen auffallend raschen und niemals endenden Wechsel der Tracht, den wir Mode nennen. Er wird dadurch erzeugt, daß die Tracht zugleich ein ästhetisches Wohlgefallen erweckt, indem sie den Körper schmückt; alle ästhetischen Werturteile aber sind dem Wandel unterworfen, da es stets verschiedene Geschmacksrichtungen gibt, die mit wechselndem Erfolg um die Herrschaft streiten. Selbst die Stimmung der Zeit und der Geschmack des jeweilig tonangebenden Volkes spiegelt sich in der Tracht (deutsche Tracht vorherrschend zur Reformationszeit, spanische während der Gegenreformation, französische seit Ludwig XIV.). Bei der Kleidung tritt der weitere Umstand hinzu, daß ihre Neuheit und Kostbarkeit auf Reichtum schließen läßt; die wohlhabenden Stände wechseln deshalb häufig die Mode, um sich von den niederen auch äußerlich möglichst zu unterscheiden. Im Gegensatz zur Unruhe der Mode steht die lange Dauer der Volkstrachten. Überall, wo ein gewisser Stillstand in der Entwicklung eintritt, wo die Kräfte des Beharrens überwiegen und fremde Einflüsse wenig wirksam sind, nimmt auch die Tracht einen stetigen Charakter an: Sie wird zum Abzeichen eines Volkes oder einer kleineren Gruppe und ändert sich dann oft lange Zeit so gut wie gar nicht. Daher halten sich Volkstrachten besser auf dem Lande als in Städten, besser in einsamen Gebirgstälern oder auf Inseln als in dichtbevölkerten, von Handel und Verkehr belebten Gebieten. Eine unbegrenzte Dauer ist ihnen jedoch nicht beschieden; auch die scheinbar ältesten Volkstrachten Europas entstammen keineswegs einer sehr frühen Zeit, sondern haben sich erst in den letzten Jahrhunderten entwickelt. Es findet eben auch hier ein Wechsel der Mode statt, nur daß er unendlich viel langsamer ist als in den Mittelpunkten des Kulturlebens.

E. Bauwerke.

1. Natürliche Schutzmittel als Vorbilder.

Der Kleidung und dem Bau von Wohnungen verdankt es der Mensch, daß er sich fast allen klimatischen Bedingungen der Erde anzupassen vermocht hat. Durch die Kleidung wird bei kalter Witterung eine erwärmte Luftschicht unmittelbar über der Oberfläche des Körpers festgehalten; durch den Bau von Wohnstätten gelingt es, größere Räume in ihrer Temperatur

derartig zu beeinflussen, daß sie einen gesunden und behaglichen Aufenthalt für den Menschen bieten, mag die Gluthitze des Sommers oder die Eiskälte des Winters in der Natur herrschen. Das Ideal wird freilich von den primitiven Völkern nur sehr unvollkommen erreicht, aber die Wohnstätten sind doch auch für sie ein mächtiges Hilfsmittel im Kampfe ums Dasein. Der Bau von Wohnungen geht auf natürliche Vorbilder zurück, aber nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise auf die Bauwerke der Tiere (Bienenzellen, Vogelnester, Biberbauten u. dgl.); was der Mensch in seinem Schutzbedürfnis aufgesucht und dann bewußt nachgeahmt hat, sind die Höhlen und Erdlöcher einerseits, die dichtbelaubten Bäume und Sträucher anderseits. Die Erdlöcher, die nachweislich mit die ältesten natürlichen und wohl die ersten künstlichen Zufluchtsstätten des Menschen gewesen sind, bieten Schutz gegen die Winde, der vor allem dann nötig ist, wenn ein wärmendes Feuer entzündet wird. Durch darübergelegte belaubte Äste läßt sich leicht auch der Regen etwas abhalten. Die Höhlen sind dort, wo sie infolge der Beschaffenheit des Bodens häufiger vorkommen, gern benutzt worden, oft von vielen Generationen hintereinander; sie bieten noch den Vorteil, daß der Eingang in der Regel leicht geschlossen und verteidigt werden kann, sind aber kein besonders gesunder Aufenthalt. Immerhin gibt es noch heute in Europa Höhlenwohnungen. Die eigentlichen Wohnbauten gehen mehr auf das Vorbild der schützenden Bäume und Gesträucher zurück. Die Buschmänner pflegen noch heutzutage sich ein einfaches Obdach dadurch zu schaffen, daß sie die Zweige eines Busches oben und nach der Windseite hin dicht zusammenflechten. Geflochtene Windschirme sind ein sehr verbreitetes primitives Schutzmittel; lehnt man deren zwei wie ein Paar Kartenblätter aneinander, so hat man bereits eine wirkliche Hütte.

2. Konstruktion.

Eine vollkommene Wohnung, die nach allen Seiten Schutz gewährt, besteht aus drei Hauptteilen: dem Dach, den Seitenwänden und dem Fußboden. Die Wohnstätten der Naturvölker in tropischen Gegenden besitzen nicht immer diese Teile: Erdlöcher und Windschirme gewähren nur seitlichen Schutz, manche Hütten sind nichts als Dächer auf Pfählen und endlich finden wir in Neuguinea auch Versammlungsorte der Männer, die nichts weiter sind als erhöhte Fußböden ohne Wände und Dach. Am häufigsten fehlt naturgemäß der Schutz von unten, da man die Hütten einfach auf die Erde stellen und allenfalls durch ausgebreitete Matten, durch Bänke, Schemel und Betten den Körper vor der unmittelbaren Berührung mit dem Boden bewahren kann; alle Pfahlbauten dagegen müssen einen künstlichen Fußboden besitzen. Die meisten tropischen Häuser werden aus Holz oder Flechtwerk errichtet. Indem man ein Gerüst von zusammengebogenen Stäben mit Streifen von Flechtwerk oder mit dicht verflochtenem Gras belegt, erhält man die halbkugel- oder bienenkorbförmigen Hütten, die in Südafrika besonders verbreitet sind. Stellt man dagegen nach Art der Windschirme geflochtene Tafeln her, mit denen man das viereckige Hausgerüst belegt, so entsteht die viereckige Hüttenform, die bei den Malaien

und vielen Afrikanern gebräuchlich ist. Als eine besondere Gruppe sind die **Pfahlbauten** zu betrachten, die teils im seichten Wasser, teils auf dem festen Lande errichtet werden und noch heute im malaio-polynesischen Gebiete sehr häufig sind. Es kommt vor, daß zunächst eine Plattform errichtet wird, auf der dann die runden oder viereckigen Hütten stehen; in der Regel

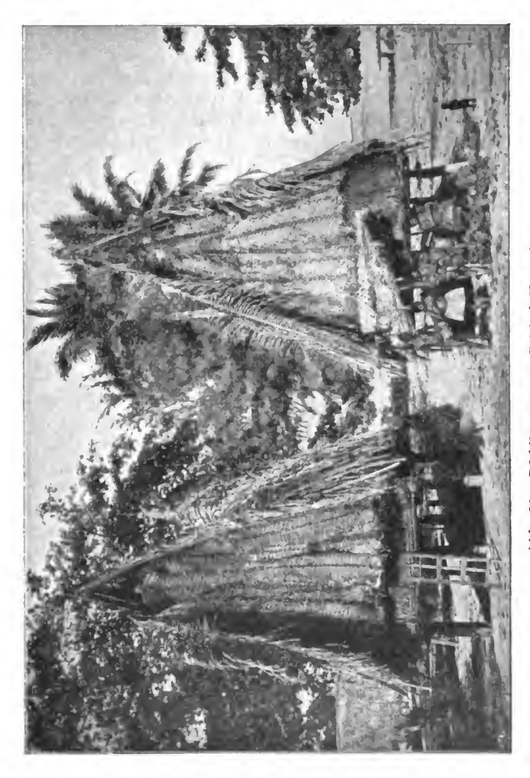


Abb. 20. Pfahlbauten aus Britisch-Neuguinea. (Nach Krieger, Neuguinea.)

aber bilden die Hauptpfähle zugleich das Gerüst der Hütte, die dann meist viereckig und aus geflochtenen Tafeln aufgebaut ist (s. die Abb. 20). Die Pfahlbauten erfüllen verschiedene Zwecke: Sie heben die Wohnstätte über die Miasmen des Erdbodens hinaus, sie bieten einen gewissen Schutz vor feindlichen Angriffen, die Vorräte in ihnen lassen sich leichter vor Ratten

und anderm Ungeziefer schützen u. s. w. Auch Häuser auf hohen Bäumen kommen vor, besonders in Neuguinea, indes dienen sie nur in Zeiten der Gefahr als Luginsland und Zufluchtstätte.

3. Baustoffe.

Die Konstruktion der Bauwerke hängt zum guten Teil von den vorhandenen Baustoffen ab. Als einfachste flächenhafte Stoffe bieten sich wie zur Kleidung, so zum Hüttenbau Felle und Baumrinde; man braucht sie nur an rohen Holzgerüsten zu befestigen, um Dächer und Seitenwände zu schaffen. In der Tat sind Fell- und Rindenhütten bei den primitivsten Völkern besonders häufig. Wie dann in der Kleidung Flecht- und Webstoffe die Felle und Rinden verdrängt haben, so auch beim Hüttenbau; es ist schon erwähnt, daß man Hütten unterscheiden kann, die gewissermaßen aus dem Ganzen geflochten sind und solche, die aus geflochtenen Tafeln, ähnlich wie Kartenhäuser, zusammengesetzt werden. Aus gewebten und Filzstoffen errichtet man Zelte und Yurten (s. unten). Rein aus Baumstämmen oder gar Brettern erbaute Häuser sind bei Naturvölkern selten, weil das Bearbeiten des Holzes mit den primitiven Werkzeugen außerordentlich mühevoll ist; am häufigsten findet man Holzhäuser bei den Küstenvölkern Nordwestamerikas, eines ungemein holzreichen Gebietes. Hütten aus Lehm haben sich vielfach wohl in der Weise entwickelt, daß man Erdlöcher mit einem Lehmrande umgab und auf diesen das Dach legte; andere mögen aus der Sitte entstanden sein, die aus Flechtwerk erbauten Häuser durch einen Lehmbewurf gegen Wind und Regen widerstandsfähiger zu machen. Erdhütten (Temben) sind besonders häufig in Ostafrika. Daß man mit Vorteil zunächst regelmäßige Lehmziegel formt und aus diesen dann erst die Hütten erbaut, hat man anscheinend zuerst in Babylonien gelernt; auch das Brennen der Ziegel, das den weichen Lehm zu einem widerstandsfähigen Stein umschafft, ist dort erfunden, wenn auch wegen des trockenen Klimas für den Hausbau wenig verwendet worden. Eine ganz eigentümliche Vorgeschichte hat vielfach das steinerne Haus: Aus dem Brauche, die Verstorbenen in Höhlen beizusetzen, hat sich der andere entwickelt, in Ermangelung von Höhlen steinerne Grabkammern (Dolmen, Hünengräber) zu bauen und steinerne Monumente (Menhirs) oder Steinkreise (Cromlechs) an den Gräbern zu errichten. Die ersten Steinhäuser sind also für die Toten errichtet worden; die alten Ägypter z. B. begruben ihre Verstorbenen anfangs in Höhlen und später in steinernen Grabkammern (Mastabas) und Pyramiden, während die Lebenden in leichten Rohr- und Lehmhütten hausten. Aus den Grabstätten entwickelten sich dann steinerne Tempel der Götter, schließlich Festungen und Paläste der Fürsten und erst auf diesem Umwege gelangte man dazu, auch gewöhnliche Wohnhäuser aus Stein zu errichten. Die Naturvölker kennen steinerne Wohnhäuser so gut wie gar nicht.

4. Klimatische Einflüsse.

Der Einfluß des Klimas und der durch das Klima bedingten Wirtschaftsweise auf den Hausbau ist nicht zu verkennen. Da primitive Völker

meist wenig im stande sind, ihre Wohnstätten allen Temperaturschwankungen anzupassen, so besitzen viele von ihnen, namentlich die in der gemäßigten und kalten Zone wohnenden, zwei ganz verschiedene Arten von Häusern: das leichte und luftige Sommerhaus, das oft nur ein Zelt ist, und das halb-



Abb. 21. Arabisches Zeltlager.
(Nach Lampert, Die Völker der Erde).

unterirdische Winterhaus. Die nomadischen Stämme wieder sind genötigt, ihren Wohnplatz häufig zu wechseln und sie bevorzugen demnach leicht bewegliche Hüttenformen, das aus gewebten Stoffen hergestellte Zelt (Araber, Kurden, s. die Abb. 21) und die aus Filzstoffen erbaute Yurte (Hochasiaten); die sibirischen und nordamerikanischen Stämme benutzen auch zeltartige

Hütten aus Fellen oder Baumrinde. Auf den Flüssen Südchinas, Indonesiens und Hinterindiens finden sich auch schwimmende Häuser. Das eigenartigste Wohnhaus der Naturvölker ist jedenfalls das polare Winterhaus, eine halbunterirdische, aus Steinen oder Schneeblöcken und Fellen errichtete Wohnung mit langem, tunnelförmigem Eingang. Daneben besitzen die Eskimo noch größere Häuser, die zu Versammlungen und zugleich als Baderäume dienen.

5. Bauten für verschiedene Zwecke.

Die meisten Naturvölker errichten mehr als eine Art von Bauwerken. Die oft völlig verschiedenen Sommer- und Winterhäuser sind schon erwähnt; vielleicht noch wichtiger ist vielfach der Unterschied zwischen Männer- und Familienhäusern, der in seiner tieferen Bedeutung bei der Besprechung der Gesellschaftsformen gewürdigt worden ist (S. 49). Das Männerhaus ist fast durchweg größer, aber auch luftiger als die kleinen Familienhäuser; aus ihm entstehen andere eigenartige Gebäude, wie Gemeinde- und Rathäuser, Tempel, Häuptlingshäuser, Wachhäuser, Herbergen u. s. w. Tempel können auch auf andern Wegen aus kleineren Heiligtümern, Priesterwohnungen u. dgl. hervorgehen. Besondere Küchen neben den Wohnhäusern kommen häufig vor. Noch allgemeiner verbreitet sind bei allen ackerbauenden Völkern die Vorratshäuser für Getreide und andere Früchte, oft ungemein zierliche kleine Gebäude, die man wegen der Rattenplage gern auf Pfählen errichtet. Selten sind Ställe für das Vieh; meist begnügt man sich mit einem Pferch, den man mit Dorngestrüpp umgibt, Kleinvieh nimmt man meist mit in das Wohnhaus oder bringt es bei Pfahlbauten, die auf festem Lande stehen, zwischen den Hauspfählen unter. Eine Gruppe für sich bilden die Totenhäuser, die von vielen Völkern mit besonderer Sorgfalt aus Stein oder Holz erbaut werden und oft schöner verziert sind als die Wohnungen der Lebenden.

6. Dorfanlagen.

Eine große Verschiedenheit in der Anlage der Siedelungen herrscht bei den Völkern der Erde: Wirtschaftliche Gründe, Schutzbedürfnis, gesellschaftliche Zustände und manche andere Ursachen wirken da bestimmend mit ein. Viehzüchtende Völker, wie die Kaffern Ostafrikas, legen ihre Wohnhütten gern rund um die Viehhürde an; in ähnlicher Weise erbauten ja auch die altslavischen Völker ihre Runddörfer. Wo streng durchgeführte Sippen- oder Familienverfassung herrscht, bewohnt oft jede kleine Familie ein Haus oder einen Weiler für sich, oder das Dorf zerfällt in eine Anzahl von Häusergruppen; so war z. B. die Siedelungsweise der meisten Kelten, die in Westdeutschland (Westfalen) von den später einwandernden Deutschen übernommen worden ist, die Siedelung in Einzelhöfen. Die echtgermanische Art der Ansiedelung ist dagegen das unregelmäßige Haufendorf. Viele Naturvölker, besonders in Afrika und Indonesien, legen ihre Ortschaften in langen Straßenzeilen an. Wo das Männerhaus seine alte Bedeutung bewahrt, bildet es meist den Mittelpunkt der Ortschaft, ja die Familienhäuser erscheinen oft nur als Anhängsel dieser großen Gebäude. Noch mehr: Die

sämtlichen Häuser einer Siedelung können zu einem einzigen Langhaus verschmelzen (Indonesien, Mittelamerika). Das Schutzbedürfnis zwingt viele Stämme, ihre Dörfer dichtgedrängt auf steilen Bergen oder in Sümpfen oder endlich versteckt im Dickicht des Urwalds anzulegen, oft weit entfernt von ihren Äckern und Weiden; in diesem Fall errichtet man gern in den Feldern kleine Farmhäuser, die man zur Erntezeit und sonst während der Feldbestellung bewohnt.

7. Befestigungen.

Unstete Völker und Nomaden, deren bester Schutz in ihrer Beweglichkeit liegt, pflegen ihre Wohnstätten selten mit einer Befestigung zu umgeben; umsomehr sind die seßhaften Ackerbauer darauf angewiesen, ihre Siedelungen vor Überfall zu schützen, namentlich in Gegenden, wo die Kopfjägerei, der Kannibalismus oder der Sklavenraub herrschen. Wie man zu diesem Zwecke die Ortschaften an schwer zugänglichen Stellen anlegt, ist schon erwähnt; durch Anpflanzung von Gestrüpp und Dornen, durch die nur schmale gewundene Pfade führen, erschwert man die Annäherung noch mehr. Im übrigen sind reihenweis eingerammte, oft oben zugespitzte Pfähle die beliebteste Art der Befestigung, die gern noch durch tiefe Gräben verstärkt wird. Gerüste hinter den Palissaden dienen zur Aufstellung der Verteidiger. Der Zugang wird durch Fallgruben und durch scharfe Holz- oder Bambussplitter, die man in den Boden steckt, noch besonders gesichert, verschließbare Eingangstore finden sich häufig. Die Einführung der Feuerwaffen hat viele Naturvölker veranlaßt, die Befestigungskunst weiter auszubilden und kugelsichere Verschanzungen anzulegen. Bedeutendes im Festungsbau leisten besonders die ostafrikanischen Neger und die Maori Neuseelands.

F. Verkehrsmittel.

1. Erhöhung der Beweglichkeit und Tragfähigkeit des Menschen.

Der Mensch ist, wie immer wieder betont werden muß, nach keiner Seite hin von der Natur körperlich hervorragend ausgestattet, vielmehr zeichnet er sich mehr durch eine harmonische Gleichmäßigkeit seiner Eigenschaften aus. So ist denn auch die Schnelligkeit seines Laufes im Vergleich mit dem zahlreicher Tiere nicht bedeutend und ebensowenig ist er im stande, mit seinen natürlichen Hilfsmitteln große Lasten von der Stelle zu bewegen. Auch beim Klettern, Schwimmen und Durchschreiten sumpfigen Bodens oder tiefen Schnees zeigt sich, daß die gegebene körperliche Ausrüstung nicht allen Anforderungen genügt. Gerade in diesen letzten Fällen hat man schon früh zu mechanischen Hilfsmitteln gegriffen: Stricke oder Zweige werden z. B. von den Australiern beim Erklettern glatter Baumstämme mit Erfolg benutzt, Stelzen sind vielen Naturvölkern bekannt und noch weiter verbreitet ist wenigstens in ihren Anfängen die Schiffahrt. Im Polargebiet ist der Schneeschuh fast allen Völkern vertraut. Zur Erhöhung der menschlichen Schnelligkeit und Tragfähigkeit hat man dagegen stellenweise schon früh tierische Kräfte in Dienst gestellt, während zahl-

reiche Völker bis zur Gegenwart diese Hilfe nicht kennen oder nur unvollkommen ausnutzen. Die südamerikanischen Kulturvölker z. B. verwendeten das Lama nur als Lasttier.

2. Fahren und Reiten.

Nur die Völker der alten Welt und auch von diesen nur ein Teil, haben Zug- und Reittiere gezüchtet. Wie es scheint, ist die Zähmung des Rindes, das schon früh zum Ziehen von Wagen verwendet worden ist, der des Pferdes, des Esels und des Kamels vorangegangen. Daraus erklärt es sich wohl, daß das Pferd in der älteren Zeit in Babylonien, China und Griechenland (vgl. die Epen Homers) zunächst nur als Zugtier gedient hat; nomadische Stämme arischen oder mongolischen Ursprungs scheinen es zuerst auch zum Reiten benutzt zu haben. Dem Wagen ist wahrscheinlich die räderlose, schlittenartige Schleife vorangegangen, die noch jetzt stellenweise zum Befördern von Lasten in Gebrauch ist; ihre Urform ist wohl der belaubte Ast eines Baumes. In den polaren Gegenden hat sich der eigentliche Schlitten entwickelt, der entweder Kufen aus Holz oder Horn besitzt (Grönland, Alaska) oder kahnförmig gebaut ist und auf seiner glatten Unterseite dahingleitet (Lappland). Zum Ziehen der Schlitten dienen im Polargebiet Renntiere oder Hunde. Ein Vorspiel des Fahrens ist auch der Transport von Personen oder Lasten in Traggeräten (Sänften, Tipoyas); man setzt wohl auch säuftenartige Vorrichtungen auf den Rücken von Lasttieren (Pferden, Kamelen, Elefanten). Unter den Arten des Wagens ist der zweirädrige Karren, der auch als Kriegswagen diente, die älteste Form. Die Erfindung der Räder dürfte auf die runden Hölzer zurückgehen, mit deren Hilfe man seit alter Zeit schwere Lasten, wie etwa die mächtigen Steine zum Bau von Hünengräbern, fortzubewegen verstand. Das älteste Rad ist eine solide Holzscheibe mit dem Loch für die Achse im Mittelpunkt. Besonders wichtig ist die Zugkraft der Tiere für den Ackerbau geworden, noch bedeutsamer aber sind die Zug- und Reittiere für den Verkehr und damit die gesellschaftliche und wirtschaftliche Verbindung der Menschen unter einander. Erst die neueste Entwicklung der europäischen Kultur hat ihre Kräfte größtenteils durch andere ersetzt.

3. Straßen.

Schon für die einfache Fortbewegung des Menschen selbst ist ebener, nicht zu glatter Boden am angenehmsten; noch unentbehrlicher ist er, wenn Lasten fortgeschafft werden oder gar Wagen dahinrollen sollen. Anfänge künstlicher Wege kennen denn auch alle primitiven Stämme, vielleicht abgesehen von den Steppennomaden und auch von den eigentlichen Polarvölkern, die für ihre Schlitten auf den Schnee- und Eisflächen leicht freie Bahn finden. In der gemäßigten und vor allem der tropischen Zone ist das Beseitigen pflanzlicher Hindernisse die wichtigste Arbeit des primitiven Wegbaues; viele Karawanenstraßen der Neger sind einfache durch den Busch gehauene Pfade, die in der Hauptsache durch die beständige Benutzung gangbar erhalten werden. Wo das Überschreiten sumpfiger Strecken nötig

ist, hat man sich überall durch Anlegen von Bohlwegen oder Knüppeldämmen zu helfen gewußt. Mit Steinen gepflasterte Straßen kommen in Polynesien vor. Im allgemeinen muß der Handel, der Straßen fordert, meist vor dem Schutzbedürfnis zurücktreten: Gute Wege führen den Feind ins Land, während die pfadlose oder nur von heimlichen Schleichwegen durchzogene Wildnis Schutz gewährt; diese Anschauung war noch in den europäischen Staaten des Mittelalters sehr verbreitet. Den Wasserweg zieht man in primitiven Verhältnissen den mühsam herzustellenden Landwegen immer vor; es erklärt sich daraus zum guten Teil die dichte Bevölkerung an Flüssen, wie sie z. B. im Kongogebiete so auffallend hervortritt. Kriegerische und eroberungslustige Staaten haben dagegen immer viel Wert auf gute Landstraßen gelegt (amerikanische Kulturvölker, Römer, Franzosen unter Napoleon I.).

4. Brücken.

Wenn sich die Naturvölker beim Anlegen von Wegen im allgemeinen auf dürftige Anfänge beschränken können, so sind sie doch genötigt, den Brücken größere Sorgfalt zuzuwenden, da viele Wasserläufe wegen ihrer Breite, ihrer reißenden Strömung, ihrer versumpften Ufer oder endlich wegen der darin hausenden Alligatoren nur mit Schwierigkeit und Gefahr zu überschreiten sind. Die Natur selbst gibt die Vorbilder für die primitiven Brücken: Oft genug mag ein zufällig quer über einen Fluß gestürzter Baumstamm einen Pfad dargeboten haben, bis man das Beispiel nachahmen und verbessern lernte; in tropischen Gegenden aber spinnen die Lianen ihre zähen Ranken über schmälere Wasserläufe hin und bilden das Muster der geflochtenen Hängebrücken, die in Hinterindien und Afrika besonders gebräuchlich sind. Selbst Hängebrücken mit hölzernen Pfeilern kommen in Afrika vor. Seilbrücken mit einem daranhängenden Korbe, der nebst dem darinsitzenden Reisenden mit Hilfe eines zweiten Seiles über den Fluß gezogen wird, finden sich in Mittelamerika.

5. Anfänge der Schiffahrt.

Es gibt Völker, wie die meisten Polynesier, die mit dem Wasser außerordentlich vertraut sind und sich als ausgezeichnete Schwimmer bewähren; im allgemeinen hat aber der Mensch eine geringe natürliche Anlage und Neigung zum Schwimmen und ist deshalb seit alter Zeit bestrebt gewesen, diesen Mangel durch geeignete Hilfsmittel zu ersetzen. Auch in diesem Falle also weist ihn gerade der mäßige Grad seiner Leistungsfähigkeit auf die Bahn des Fortschritts. Als Hilfsmittel standen zunächst alle Körper zur Verfügung, die leichter als Wasser und dabei genügend massig sind, um auch den Leib eines Menschen mit über die Flut zu heben, also vor allem Baumstämme; erst allmählich erkannte man, daß ausgehöhlte Körper schwimmfähiger sind als massive und daß sie zugleich am besten zur Aufnahme von Menschen und Gütern geeignet sind. Indem man massive Schwimmkörper zu größeren Fahrzeugen mit einander verband, erfand man die Flöße; neben solchen aus Baumstämmen sind auch andere aus Rohr

oder Binsen weit verbreitet. Aber auch aus künstlich hergestellten Hohlkörpern, nämlich aufgeblasenen Tierhäuten, werden floßartige Fahrzeuge gefertigt. Einer größeren Entwicklung waren die eigentlichen Schiffe fähig, als deren älteste, noch jetzt sehr beliebte Form der ausgehöhlte Baumstamm, der Einbaum, zu nennen ist. Auch hier mögen natürliche Vorbilder zunächst benutzt worden sein. Man höhlt in der Regel die Bäume durch Axt und Feuer aus und verbreitert dann durch Auseinanderspreizen und verschiedene andere technische Hilfsmittel den oberen Teil der Öffnung. Durch aufgesetzte Bordbretter läßt sich der nutzbare Hohlraum noch vergrößern.

6. Entwickeltere Schiffsformen.

Der Einbaum ist wegen seiner Schmalheit unbequem und überdies, da er keinen Kiel besitzt, sehr zum Umschlagen geneigt. Man kann diesen Nachteilen einigermaßen abhelfen, indem man zwei Einbäume der Länge nach nebeneinander legt und dann durch Querhölzer, auf denen sich eine breitere Plattform errichten läßt, fest verbindet (s. die Abb. 23); solche Doppelboote finden sich noch in Polynesien und Westafrika. Statt eines zweiten Bootes



Abb. 22. Sibirisches Rindenboot.
(Nach Hellwald, Naturgeschichte des Menschen.)

kann man den Einbaum auch durch einen oder zwei Auslieger vor dem Umschlagen bewahren; es sind das Baumstämme oder Balken, die parallel mit dem Boote, mit dem sie durch Querhölzer verbunden sind, im Wasser schwimmen. Auch in diesem Falle lassen sich auf den Querhölzern Plattformen und selbst kleine Hütten herstellen. Die Boote mit Ausliegern sind besonders verbreitet im Gebiet der malaiischen Rasse von Madagaskar bis Hawaii. — Einen ganz andern Entwicklungsgang schlägt die Schiffahrt dort ein, wo man schwimmende Hohlkörper aus Baumrinde (s. die Abb. 22) oder Fellen fertigt. Der Bau der Boote selbst ist hier weniger von der Natur vorgezeichnet und bedarf schon deshalb größerer Kunstfertigkeit, weil die dünnen Fell- oder Rindenwände der Boote durch ein inneres Gerüst gestützt werden müssen; dafür ist man aber auch im stande, die Form des Schiffes viel willkürlicher zu bestimmen, als das beim Einbaum möglich ist. Fast ganz ohne Bootgerippe sind nur die aus einem Stück Baumrinde gefertigten Kähne mancher südamerikanischen Stämme; Nordamerika ist dagegen das Land kunstvoller Rinden- und vor allem Lederboote. Die aus Fellen gefertigten, oben offenen Weiberboote (Umiak) der Eskimo sind wahrscheinlich ältere Formen als die geschlossenen, nur mit einer oder mehreren Sitzöffnungen versehenen Männerboote (Kajak). Alle derartigen Boote müssen durch Nähen zusammengefügt werden; sie sind dann wieder die Vorbilder der zusammengesetzten Holzboote geworden, die noch in der vorgeschicht-

lichen Zeit Europas mit Stricken gewissermaßen genäht und dann mit Asphalt oder Pech gedichtet wurden. Den Naturvölkern ist ja die Schreinerkunst so wenig bekannt wie die Verwendung metallener Nägel. Die undichte Beschaffenheit der Boote macht es erklärlich, daß Schöpfgeräte zum Entfernen des eingedrungenen Wassers sehr verbreitet sind.



Abb. 23. Doppelboot von den Fidschi-Inseln.
(Nach Hellwald, Naturgeschichte des Menschen.)

7. Schiffsgerät.

Viele Boote der Naturvölker sind reich verziert, namentlich die Schiffsschnäbel nehmen oft gewaltige Dimensionen an und stellen in ihren Schnitzereien gern mythische Gestalten oder schützende Ahnenbilder dar (Melanesien, Neuseeland, Kamerun); um so geringfügiger und einfacher pflegt das Schiffsgerät zu sein. Zur Fortbewegung der Fahrzeuge verwendet man in seichtem Wasser oft nur Stangen. Die Ruder der Naturvölker sind kürzer als die unseren und werden in der Art gebraucht, daß der Ruderer bei seiner Tätigkeit das Gesicht nach dem vorderen Ende des Schiffes wendet. Ein besonderer Steuermann ist deshalb überflüssig und in der Tat kommen Steuerruder, die sich von den andern Rudern nur in der Größe zu unterscheiden pflegen, bei Naturvölkern nur vereinzelt vor. Die Kunst

des Segelns ist selbst bei Küstenvölkern nicht allgemein bekannt; von den eigentlichen Naturvölkern haben sie nur die Polynesier erfolgreich benutzt und verbessert. Auch in seiner einfachsten Form setzt das Segel einen senkrechten Pfahl, den Mast voraus, an den es befestigt wird sowie mindestens eine Querstange (Raa), die zum Ausspannen des Segels dient. Das dreieckige ostpolynesische Segel wird mit einer Seite am Mast befestigt, mit der andern an einer Raae, die unten den Mast berührt; der Mast ist beweglich und kann je nach der Windrichtung im vorderen oder hinteren Teil des Schiffes aufgestellt werden. Das westpolynesische Segel ist nicht direkt am Mast befestigt, sondern an zwei Raaen, kann also gerefft und umgestellt werden (vgl. Abb. 23). In Ostasien und Indonesien ist das viereckige Segel mit zwei Raaen gebräuchlich. Die Segel bestehen meist aus Flechtwerk oder gewebten Stoffen, Ledersegel sind selten. In sehr einfacher Form erscheint bei den Naturvölkern auch der Anker, meist nur ein großer, an einem Strick befestigter Stein. Bemerkenswert sind noch die Seekarten der Marschall-Insulaner, gitterartig aus Rohr und kleinen Muscheln verfertigt; sie deuten die Lage der Inseln und die Dünungsverhältnisse des Meeres an.

Zweiter Teil: Der geistige Kulturbesitz.

A. Die Religion.

1. Die Anfänge religiösen Lebens.

Die Entwicklung des geistigen Kulturbesitzes hat viel Ähnlichkeit mit der des stofflichen; liegt ja doch den Formen der materiellen Kultur ebenfalls eine geistige Entwicklung zu Grunde, und anderseits pflegt jeder geistige Fortschritt von materiellen Wirkungen begleitet zu sein, so daß in Wahrheit eine scharfe Trennungslinie zwischen den beiden Gebieten nicht besteht. Die Betrachtung der stofflichen Kulturbesitztümer hat uns nun besonders zweierlei gelehrt: Einmal haben wir gesehen, daß allen Errungenschaften der höheren Kultur bescheidene und oft höchst unscheinbare Anfänge vorhergehen, die der Unkundige nur zu leicht mißachtet, während sie dem Forscher als die Keime der höheren Formen sehr merkwürdig und lehrreich erscheinen. Zweitens aber hat sich gezeigt, daß die Bahn der Entwicklung nicht immer einfach und klar ist: aus einer Grundform können sich durch Spaltung und Differenzierung neue, oft höchst verschiedene Arten entwickeln und anderseits verschmelzen oft mehrere Anfangsformen zu neuen, vollkommneren Gestalten. Wir sahen z. B. wie sich aus dem einfachen zugespitzten Grabstock der Spaten, die Hacke, der Pflug, aber auch der Speer und der Pfeil herausbildeten, und wir finden dann wieder im Gewehr der Neuzeit mit seinem Bajonett und Kolben Schieß-, Stich- und Hiebwaffe in eins verschmolzen, oder in unserer Kleidung das Schutzbedürfnis, das Schamgefühl und den Schmucktrieb gleichzeitig befriedigt. So muß man sich denn auch bei der Untersuchung der geistigen Kultur gewöhnen, die schwachen und oft wunderlichen Anfänge in ihrer wahren Bedeutung zu verstehen;

man muß sich vor allen Dingen hüten, die hochentwickelten Begriffe des Kulturlebens ohne weiteres auf diese Anfänge zu übertragen. Ein solcher Kulturbegriff ist zweifellos das, was wir Religion nennen; das Wort bedeutet gegenwärtig eine ganze Gruppe engverbundener Anschauungen, Lehren und Vorschriften, die wir bei den Naturvölkern noch teils getrennt, teils mit ganz andern Lebensbegriffen eng verbunden, jedenfalls aber in sehr unvollkommener, oft kaum recht kenntlicher Form antreffen. Religion im Sinne der Kulturwelt haben die Naturvölker nicht, wohl aber besitzen sie die Keime der einzelnen Anschauungen, die in der Religion endlich zu einer gewaltigen Einheit verschmelzen. Als solche Keime sind in erster Linie der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode und an eine allgemeine Beseelung der Natur (Manismus und Animismus) zu nennen. Alle Anfänge der Religion führen freilich im Grunde auf eine Wurzel, das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Gewalten, zurück, das sich zunächst als Furcht, später als Verehrung und endlich als vertrauende Liebe äußert; aber die Entwicklungsformen dieses Gefühls sind äußerst mannigfaltig.

2. Manismus.

Die Religionsforschung neigt der Ansicht zu, daß wir in der Scheu vor den Geistern Verstorbener, die man kurzweg als Manismus bezeichnen kann, die älteste Form der Religionsanfänge zu sehen haben. Eine der ältesten und bedeutsamsten ist sie zweifellos. In der Tat muß der Tod eines Verwandten und Freundes einen tiefen Eindruck auf die Hinterbliebenen machen und die Frage anregen, wo denn eigentlich jene lebendige Kraft und jenes Bewußtsein hingekommen sind, die den erstarrenden Körper noch eben erst beseelten. Die Zahl der Antworten auf diese Frage ist außerordentlich groß und ebenso mannigfaltig sind die daraus entspringenden manistischen Gebräuche. Die Beobachtung, daß der Leichnam in Fäulnis übergeht und durch seine bloße Nähe schädlich und giftig wirken kann, hat vielfach dazu geführt, daß man sich der Toten mit ängstlicher Scheu entledigt, sie im Walde aussetzt, ins Wasser wirft oder verbrennt. Aber allgemein ist diese Scheu vor dem entseelten Körper keinesfalls: Gibt es doch jetzt noch Völker, die die Leichen ihrer verstorbenen Verwandten verzehren! Andere begraben die Toten im Boden der Hütten oder sie bewahren die Mumien oder Skelette der Verstorbenen in ihren Wohnungen auf. So zeigen sich schon früh die beiden Hauptformen des Manismus: Man fürchtet einerseits die Toten, die man sich gern als schreckende Gespenster denkt, und man rechnet doch anderseits darauf, daß sie auch nach dem Tode als Freunde und schützende Hausgeister ihren Verwandten nahe bleiben. Beide Anschauungen schließen sich bei der unlogischen Denkweise der Naturvölker keineswegs aus; man hilft sich dann wohl mit der Erklärung, daß die verschiedenen Seelen nicht das gleiche Schicksal haben, die Vornehmen z. B. im Jenseits besser gestellt sind als die Sklaven, oder man nimmt an, daß die Seele sich in mehrere Teile spaltet, die dann verschiedene Wege gehen. So können die mannigfachsten manistischen Anschauungen ruhig nebeneinander bestehen. Einige mögen näher erwähnt sein. Eine Reihe von Vorstellungen geht von der

Idee aus, daß die Seele nach dem Tode als körperloses, aber zuweilen sichtbares Gespenst umherschweift, weshalb man bei der Bestattung allerlei

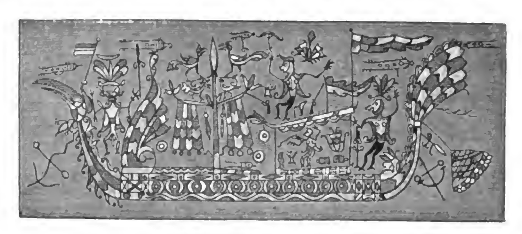


Abb. 24. Dajakische Abbildung eines Totenschiffs.
(Nach Frobenius, Flegeljahre der Menschheit.)

Mittel (Schreien, Schießen u. dgl.) anwendet, um sie von den Wohnungen der Menschen fortzuschrecken; daraus entsteht der Glaube, daß die Seele



Abb. 25. Ahnenfigur aus Niederländisch-Neuguinea.
(Nach Krieger, Neuguinea.)

endlich in ein Seelenland oder Totenreich wandert und dort ein ähnliches Leben wie auf der Erde weiter führt. Man sucht die Seelenländer, deren man oft mehrere zugleich annimmt, bald auf hohen Bergen oder im Himmel,

bald im Innern der Erde oder in der Tiefe des Meeres, namentlich aber jenseits des westlichen Horizontes dort, wo die Sonne hinabsteigt. Der Tote erreicht sie auf schwierigen gefahrvollen Pfaden oder mit Hilfe eines Totenschiffs (s. die Abb. 24). Eine andere Gruppe von Anschauungen läßt die Seele sich in Pflanzen, namentlich Bäumen, und in Tieren wiederverkörpern; vielfach hält man die Würmer, die sich in den Leichen bilden, für Seelentiere, noch häufiger Schmetterlinge, Käfer, Vögel und besonders Schlangen. Ein dritter Ideenkreis entsteht aus der Annahme, daß der Geist des Verstorbenen an körperlichen Resten, besonders dem Schädel, haftet, oder daß er in künstlich verfertigte Ahnenbilder (s. die Abb. 25) übergeht; alle Arten von Reliquien- und Bilderkultus haben in diesen Vorstellungen ihre Wurzel.

3. Animismus.

Die Annahme, daß alle unbelebten Dinge beseelt und alle natürlichen Vorgänge auf bewußte Wirkung unsichtbarer Wesen zurückzuführen seien (Animismus) ist vielleicht sehr eng mit dem Manismus verwandt: Die Gewohnheit, in Pflanzen, Tieren und Naturerscheinungen Geister Verstorbener zu sehen, ließ endlich die ganze Natur als von geistigen Wesen belebt denken. Indes bedurfte es kaum dieses Umweges: Der Mensch ist an sich geneigt, die Welt als ein Spiegelbild seines Ichs zu betrachten und überall bewußt handelnde Kräfte zu vermuten, die auf ihn selbst Bezug haben; ist es doch selbst dem Kulturmenschen noch möglich, gegen plötzlich eintretendes schlechtes Wetter, das ihm seine Pläne zu nichte macht, wie gegen ein bewußt boshaftes Wesen zu toben, oder auch im Zorn dem Stuhl, an den er sich gestoßen hat, einen Tritt zu versetzen. Dem Naturmenschen scheinen denn auch insbesondere die Gegenden, in denen Gefahren drohen, von unheimlichen Wesen belebt: Im Dickicht des Urwaldes, in Flüssen und Stromschnellen, im Meere, in Sümpfen und Mooren hausen schadenfrohe Geister, die besonders des Nachts gern ihre Tücke üben. Da Wesen dieser Art an irgend welche Gegenstände gebunden sein können, so ist es möglich, sie den Menschen günstig zu stimmen, wenn man diese Gegenstände feststellt und ihnen einen Kultus weiht: Hier liegt eine Hauptwurzel der Verehrungsformen, die man sehr allgemein und ungenau als Fetischismus zu bezeichnen pflegt, die man aber richtiger animistische Geisterverehrung mit materieller Unterlage nennen sollte; der Neger, der irgend einem seltsam geformten Stein seinen Kultus widmet, wendet sich nicht an den Stein als solchen, sondern an den Geist, der diesen Stein bewohnt. Andere sogenannte Fetische sind einfache Amulette (vgl. unten 5).

4. Anfänge der Mythologie.

Manismus und Animismus können als Versuche bezeichnet werden, natürliche Vorgänge zu erklären und zugleich in Gestalt von Kulthandlungen daraus die nötigen Folgerungen zu ziehen. Im allgemeinen aber sind die phantastischen Erklärungen von Dingen und Vorgängen, die wir als Mythen oder Sagen zu bezeichnen pflegen, nicht von Anfang an eng mit dem Kultus

verknüpft. Es ist das ein sehr wichtiger Punkt: Die Mythen eines Volkes haben den Zweck, die Fragen nach den Ursachen der Welt, ihrer Kräfte und ihres Inhalts zu beantworten, aber sie sind noch keine Religion in unserem Sinne, so lange nicht gleichzeitig den mythischen Gestalten gläubige Verehrung gezollt wird. Diese Verehrung nun fehlt, wie schon unsere Volkssagen beweisen, häufig ganz und gar: Man glaubt wohl an Feen und Elfen, Waldgeister, Kobolde und Nixen, aber man widmet ihnen nur ausnahmsweise einen Kultus. In ähnlicher Weise sehen die meisten Naturvölker in den Sternen und Sternbildern allerlei mythische Wesen, aber ein wirklicher Sternkultus ist sehr selten. Anderseits können wieder Göttergestalten, die tatsächlich religiöse Bedeutung hatten, nach Einführung einer neuen Religion noch in der Volkssage ein schattenhaftes Dasein fristen, ohne mehr Verehrung zu genießen (Wodan als „wilder Jäger", Rodensteiner, Kaiser Barbarossa). Die Mythologie, die den Verstand, und der Kultus, der den Willen zu befriedigen sucht, sind eben nur lose miteinander verbunden.

5. Die Kultformen.

Wenn die Mythologie ohne Kultus bestehen kann, so ist anderseits der Kultus nicht denkbar ohne eine mythische Grundlage: Wer Opfer oder Gebete darbringt, wird immer eine wenn auch unbestimmte Vorstellung haben, wen er damit beeinflussen will. Die Mythologie beruhigt den Verstand, der Kultus den Willen: in allen bedrängten oder bedenklichen Lagen hat der Mensch den dunklen Trieb, etwas zu tun, um das Schicksal und die unsichtbaren Mächte zu seinen Gunsten zu stimmen, und die Kultusformen bieten ihm die Mittel, diesen Trieb in herkömmlicher, sozusagen erprobter Weise zu befriedigen. So kommt es, daß häufig eine große Zahl von Göttergestalten verehrt wird und für jede Not des Lebens ein besonders bewährter Gott oder Heiliger vorhanden ist. Die Kulthandlungen bestehen überall in der Hauptsache aus Opfern, Gebeten und Gelöbnissen. Die Opfer sind wohl die älteste Kultform, denn sie entspringen zunächst einfach aus dem Wunsche, böse Geister und vor allem die Seelen der Verstorbenen zu versöhnen: Man gibt einen Teil seiner Besitztümer hin, um das Übrige zu retten. Den Verstorbenen gibt man gern ihr gesamtes totes und lebendes Eigentum mit ins Grab, da man sich scheut, es selbst zu benutzen; wo Vielweiberei, Sklaverei und Despotismus mächtiger Häuptlinge nebeneinander bestehen, entwickeln sich aus dieser Wurzel furchtbare Menschenschlächtereien (Dahomeh, Aschanti, Benin). Zu den einmaligen Opfern bei der Bestattung treten dann regelmäßige Gaben von Nahrungsmitteln an die Abgeschiedenen. Das Übermaß der Opfer hat oft schwere wirtschaftliche Schädigungen im Gefolge; das führt zuweilen zu dem Ausweg, daß man nur noch symbolische Gaben darbringt, so die Chinesen papierne Nachbildungen von Goldbarren. Auch im andern Sinne legen höher entwickelte Völker Symbolik in die Opfergaben, indem sie den Göttern z. B. Nachbildungen kranker Glieder weihen (so schon die Völker des klassischen Altertums). Die Gebete treten bei den Naturvölkern gegenüber den materiellen Opfergaben sehr zurück; man erwartet eben von bloßen Worten nicht viel Wirkung. Erst manche

schon auf höherer Stufe stehende Stämme, wie die meisten Hamiten Ostafrikas (Galla, Massai) beten gern und mit Andacht. Um so häufiger sind Gelöbnisse bei Naturvölkern. Schon die rohesten Stämme enthalten sich gewisser Nahrungsmittel zeitweilig oder dauernd und führen dafür allerlei mythische oder mystische Gründe an; bei andern, wie bei vielen Westafrikanern, gibt es eine ganze Auswahl von Gottheiten, deren Schutz man dadurch erlangen kann, daß man sich zeitlebens gewisser Speisen enthält oder daß man bestimmte Unbequemlichkeiten auf sich nimmt. Viele Kasteiungen dieser Art fallen allerdings schon in das große Gebiet der Mystik.

Bei höheren Kulturvölkern treten manche Veredelungen der Kultformen auf, die aber doch auf die angeführten Wurzeln zurückgehen: Das Gebet gilt (ähnlich wie die Zaubersprüche) für wirksamer, wenn es in gebundener Rede und singendem Ton vorgetragen wird, und so entwickeln sich die rituellen Gesänge und die Kirchenmusik. Das Opfer wird immer weniger materiell: Statt der blutigen Menschenopfer bringt man Tiere, statt der Tiere pflanzliche Nahrungsmittel, statt der Nährstoffe endlich Blumen und Wohlgerüche (Weihrauch). Anderseits bemerkt man, daß die Opfergaben von den Geistern oder Göttern nicht wirklich verzehrt werden. Man nimmt also an, daß diese nur das Geistige genießen, und verspeist das Materielle selbst (Opferschmäuse, die oft den Göttern zu Gefallen in wüste Völlerei ausarten, Leichenschmäuse).

6. Die Mystik.

Unter dem Namen der Mystik faßt man die Gruppe von Anschauungen am besten zusammen, die den Menschen selbst übernatürlicher Kräfte und Wirkungen für fähig hält, sei es durch Steigerung der eigenen geistigen Macht, sei es dadurch, daß er überirdische Wesen in seine Dienste zwingt. Dieser Keim der Religion ist bei den Naturvölkern von unermeßlicher Wichtigkeit, während er unter dem Einfluß höherer Gesittung zurückgeht oder sich wunderbar veredelt (Laotse, Buddha). Wahrscheinlich ist die Furcht vor üblen Einflüssen und der Versuch, sich dagegen zu schützen, älter als die aktive Zauberei. Alle Naturvölker kennen Vorsichtsmaßregeln gegen „bösen Blick“ und Hexerei, wobei als beständig wirksamer Schutz die Amulette und Talismane besonders geschätzt sind. Die unendliche Zahl der Amulette läßt sich in mehrere Gruppen ordnen: Man will die bösen Einflüsse durch Drohungen (Hörner, Zähne und Klauen von Raubtieren, Dornen, Nesseln u. dgl.) oder üble Gerüche und Geschmäcke (Knoblauch, Alaun, Schwefel, Assa foetida u. dgl.) abschrecken, oder man sucht sie durch erbärmliches Äußere, angehängte Lumpen und Scherben zum Mitleid zu stimmen, oder man hofft sie endlich durch Blumen, Glöckchen und Wohlgerüche in gute Laune zu bringen. Das Eisen, das als Neuerung den an ältere Kulturformen gewöhnten Geistern verhaßt ist, gilt auch als gutes Schutzmittel. In Wahrheit ruht die Wirkung der Amulette natürlich in dem Umstand, daß sie den Träger mit Mut und Vertrauen erfüllen, was in gefährlichen Augenblicken in der Tat seine Rettung sein kann. Die aktive Zauberei läuft meist auf symbolische Handlungen, Beschädigen von Bildern an Stelle des nicht zu erreichenden Feindes, Giftkocherei, Beschwörungen u. dgl. hinaus. Eine besonders wichtige Art ist der Regenzauber; man benutzt zum Herbeilocken des Regens besonders gern Bergkristalle, die man für gefrorenes Wasser hält, oder man „sät“ den Regen, indem man Wasser auf

die Felder spritzt. — Ein anderer Zweig der Mystik ist die Divination. Der Trieb, in zweifelhaften Fällen auf warnende oder ermutigende Vorzeichen zu achten, liegt tief im Menschen und braucht nur in ein System gebracht zu werden, um dauernden Einfluß auf alle Verhältnisse zu üben. In diesem Sinne achten die Dayak auf Borneo so aufmerksam auf die verschiedenen Vogelstimmen des Waldes, daß sich fast ihr ganzes Tun und Treiben danach richtet; wie im alten Rom der Vogelflug gedeutet wurde, ist bekannt genug. Auch das Beschauen der Eingeweide geopferter Tiere findet sich noch bei manchen Naturvölkern. Daneben hat man Mittel, auf bestimmte Fragen auch bestimmte Antworten zu erhalten; besonders gern benutzt man zu diesem Zwecke Würfel verschiedener Art, oder befrägt heilige Tiere. Aber auch von bestimmten Menschen erwartet man, daß sie sich durch allerlei Mittel (Gesang, Tanz, Narkotika, Fasten, Beten u. dgl.) in einen Zustand überirdischer Klarheit (Ekstase) versetzen, der es ihnen möglich macht, die Zukunft zu erkennen (Prophetie). Endlich sucht man auch durch Befragen der Geister Verstorbener (Spiritismus) Auskunft zu erhalten. — Natürlich werden auch Krankheiten vielfach auf mystischem Wege behandelt, indem man Zauberformeln und Beschwörungen anwendet, oder den Kranken selbst in Ekstase zu setzen sucht; die Zaubersprüche bilden eine der ältesten Formen der Dichtung und der schriftlich überlieferten Literatur der meisten Völker. Die meisten Heilmittel der Mystik laufen auf die Wirkungen der Suggestion und des Hypnotismus hinaus, die erst in neuerer Zeit von den Kulturvölkern wissenschaftlich genauer erforscht worden sind.

7. Entstehung des Priestertums.

Mit der wachsenden Zahl der Kultformen und -regeln wird es immer unmöglicher, daß jeder einzelne Angehörige des Volkes sie alle beherrscht und den Dienst der Geister und Götter in genügender Weise pflegt, um diese unsichtbaren Gewalten nicht zu erzürnen. Es muß sich also schon nach dem Grundsatze der Arbeitsteilung eine bestimmte Gruppe von Menschen herausbilden, die sich der Ausübung religiöser Zeremonien ausschließlich widmet. Da man annimmt, daß diese Priester, wie wir sie schon bei Völkern niederer Kultur nennen können, mit den Göttern auf einem besseren Fuße stehen als die übrigen Volksgenossen, so erlangen sie schon auf diesem Wege Macht und Ansehen. Indessen wäre der außerordentlich große, bald günstige, bald verhängnisvolle Einfluß der Priester bei so vielen Völkern kaum erklärbar, wenn man nicht wüßte, daß die Hauptmacht der Priester, Medizinmänner und Zauberer auf ihrer Pflege mystischer Kräfte beruhte: Als Regenbeschwörer, Zauberärzte, Geisterbanner und Propheten wissen sie sich wichtig und unentbehrlich zu machen. Derartige Kräfte besitzt denn auch nicht jeder ohne weiteres; entweder ist das Priestertum erblich und die Würde geht vom Vater auf den Sohn über, oder die Kandidaten müssen eine lange Lehrzeit durchmachen und vor allem die Fähigkeit erwerben, sich in Ekstase zu versetzen und dann Krankheiten zu heilen, die Zukunft zu verkünden u. dgl. Typische Zauberpriester dieser Art sind die Schamanen der sibirischen Naturvölker. Bewußten Betrug üben sie nicht oder doch nur nebenbei; die

ekstasische Raserei, die bei den Schamanen besonders durch eintönigen Trommelschlag und Tanz hervorgerufen wird, pflegt nicht erheuchelt zu sein. Bei manchen Völkern genießen die Priester großes Ansehen, bei andern sind sie mißachtet oder fehlen ganz; anderwärts unterscheidet man verschiedene Arten, die ihre besondere Aufgaben haben, so in Westafrika. Auf einer höheren Stufe stehen die Priester überall dort, wo sie sich zu den Hütern des Wissens und der Überlieferung eines Volkes aufschwingen; in diesem Sinne hat ja auch das christliche Priestertum im Mittelalter höchst segensreich gewirkt. An Macht, aber nicht gerade an günstigem Einfluß auf die Kultur nimmt das Priestertum dann zu, wenn es sich mit der Häuptlingsmacht verbündet und vor allem, wenn es durch Leitung der Gottesurteile die Rechtspflege nach seinem Willen lenken kann. In Westafrika sind die Fetischpriester, die bei den Gottesurteilen den Gifttrank bereiten, infolge ihrer Unredlichkeit und Bestechlichkeit eine wahre Geißel des Landes. — Mit dem Priestertume erwachsen die Tempel, die aus verschiedenen Anfängen entstehen: Entweder wandelt sich die Wohnung des Priesters, in der er seine Zauberkünste übt, zur Kultstätte um, oder das Männerhaus wird zum Tempel (vgl. S. 107), oder man erbaut über Grabstätten, heiligen Steinen (Kaaba!) oder sonst an geweihten Orten Häuser für die Götter. Kleine Geisterhütten finden sich bei vielen Naturvölkern. Die Tempel dienen oft nebenbei verschiedenen Zwecken, sind aber gerade dadurch befähigt, zugleich Mittelpunkte des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens zu werden: Im alten Griechenland entstand um das Stammesheiligtum die Hauptstadt, und der Tempel mit seinen Schätzen war zugleich eine Art Bankinstitut, in dessen geheiligtem Bezirk auch die Märkte und Messen stattfanden. Indem man alle Kräfte aufwandte, um möglichst schöne, große und kostbare Tempel zu bauen, hob man die Architektur und die bildenden Künste auf eine höhere Stufe, und zugleich wurden durch die Götterverehrung auch die Dichtkunst, der Tanz und die Musik gepflegt und veredelt. Als Führer dieses Fortschritts zu höherer Kultur erscheinen überall die Priester, die erst nach und nach den Sinn für edlere Lebensformen auf die übrigen Angehörigen des Volkes verbreiten.

8. Göttersysteme.

Wie ein wildes Rankenwerk wuchern die Anschauungen über Götter- und Geisterwelt, über die Entstehung der Erde und ihr zukünftiges Schicksal empor; an jedes Naturschauspiel, an jeden seltsamen Felsen oder Baum knüpfen sich Mythen und Sagen, die sich oft in ihren unlogischen, phantastischen Deutungen gegenseitig widersprechen, und auch wo bereits die Gestalten der Gottheiten festere Umrisse angenommen haben, finden sich doch in jeder Landschaft örtliche Besonderheiten und mythische Erzählungen, die man anderwärts nicht kennt. Es ist das Werk der Priester und Dichter, daß bei den kultivierten Völkern aus diesem Wirrwarr übersichtliche Göttersysteme entstehen; man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß Homer und Hesiod den Griechen erst die geordnete Götterwelt des Olymps geschaffen haben. Bei den Germanen sehen wir die Dichter der Edda in ähnlicher Weise beschäftigt,

aber das Werk war hier zur Zeit, als das Heidentum erlosch, noch nicht völlig gelungen. Die Systeme können sich nach zwei Richtungen entwickeln: Entweder sucht man für Alles und Jedes eigene Göttergestalten zu schaffen und kommt dann zu riesenhaften, verwickelten Konstruktionen, wie die Inder, oder man vereinfacht das bunte Durcheinander und eröffnet sich damit einen Weg, der endlich zum Monotheismus führen muß, wie das bei den Juden der Fall war: Der Stammesgott Jahve, neben dem man ursprünglich die Götter der andern Völker ruhig gelten ließ, wurde schließlich der einzige Gott. Übrigens ist die Idee eines höchsten Gottes auch vielen Naturvölkern, z. B. den meisten Negern, bekannt; nur meint man in der Regel, daß diese höchste Gottheit sich wenig um die kleinen Angelegenheiten der Erde kümmert und so wendet man sich statt an ihn lieber an die Fetischgeister und Dämonen, die auf der Erde umherschweifen und je nach ihren Eigenschaften und Kräften von den Priestern klassifiziert werden.

9. Lichtgötter.

Soweit sich die Religionen der aufstrebenden Völker nicht zum Monotheismus oder zu veredelten Formen der Mystik entwickeln, pflegen sie ihre Göttersysteme vorwiegend aus Licht- und Himmelsgöttern zu bilden, denen als minder wichtige Gruppe gewöhnlich einige Erdgottheiten gegenüberstehen. Besonders gilt das von den Systemen der arischen Völker. Die Vielzahl der Lichtgötter, die oft zugleich als Gewittergottheiten auftreten, erklärt sich zum Teil daraus, daß die einzelnen Stämme und vielleicht selbst noch kleinere Gruppen eines Volkes ihre besonderen Gottheiten haben, die man nachträglich zu einem System vereinigt, und ferner daraus, daß ältere Götter gewissermaßen aus der Mode kommen und dann durch neue ersetzt werden, ohne doch ganz in Vergessenheit zu geraten (bei den Indern Varuna, dann Indra, endlich Brahma, bei den Griechen Uranus, Kronos, zuletzt Zeus). Auch durch genealogische Abstammung denkt man sich die Götter verbunden, indem man von einer Gestalt neue Gottheiten mit besonderen Funktionen als Geschwister oder Kinder abzweigt; in diesem Verhältnis stehen die meisten Bewohner des Olymps zu Zeus. Im übrigen erscheinen viele Lichtgötter, die nicht in das System aufgenommen sind, als Helden der Sage (Achill, Siegfried, Herakles). Alle Lichtgötter und Helden haben gewisse Wesens- und Schicksalszüge gemeinsam, die dem scheinbaren Laufe der Sonne entsprechen. In Dunkelheit geboren und in abgelegenen Gegenden erzogen (Zeus, Cyrus, Siegfried, Theseus, Ödipus), treten sie ihre strahlende Siegerlaufbahn an. Sie sind unverwundbar bis auf eine Stelle ihres Leibes (Achill, Siegfried), oder nur durch ein besonderes Geschoß zu töten (Baldur), aber sterblich sind sie in ihrer irdischen Laufbahn eben doch, wie ja auch die Sonne zuletzt untergehen muß. Das weiße Gewölk, das am Himmel schwebt, wird als wallende Frauengewänder gedeutet und gibt Gelegenheit zu scherzhaften Sagen (Achill unter Mädchen erzogen, Herakles am Weiberhof der Omphale, Thor als Freya verkleidet). Für den ernsten Kampf aber sind die Götter und Helden mit den unfehlbar treffenden Glutpfeilen der Sonne (Apoll, Herakles) oder den Gewitterwaffen (Zeus, Indra, Thor) ausgerüstet; als ihr

Gegner erscheint am häufigsten der Gewitterdrache, der den Regen nicht zur Erde lassen will (Drachenkämpfe des Indra, des babylonischen Bel, des Apoll und zahlreicher Helden der Sage). Im Norden ist es mehr der Streit gegen die eisigen Mächte des Winters, der den Lichthelden obliegt (Thors Kämpfe gegen die Winterriesen). Endlich ereilt aber den Lichtgott das unabwendbare tragische Ende, wobei oft die Glutröte des Abendhimmels dichterisch verklärt wird (Herakles im blutigen Nessushemd verbrennt sich selbst, Baldur treibt auf brennendem Schiffe ins Meer hinaus). Am großartigsten hat die germanische Mythologie das tragische Ende der Lichtgötter in der Götterdämmerung ausgebildet. Häufig treten die Lichthelden als Zwillinge auf, deren einer in der Regel das helle Tagesschicksal der Sonne verkörpert, der andere ihr düsteres Nacht- und Winterleben; oft fällt der eine von der Hand des andern (Baldur und Hödur, Romulus und Remus, Kastor und Pollux). Manche unterirdische Gottheiten sind wohl auch nur ins Dunkel versetzte Lichtgötter; die eigentlichen Erdgottheiten sind meist weiblichen Geschlechts (Proserpina, Kybele, Hel). Auch der griechische Meeresbeherrscher Poseidon ist ursprünglich ein Licht- und Himmelsgott.

10. Religion und Sittlichkeit.

Bei den höheren Kulturvölkern sind religiöse Gebräuche und sittliche Vorschriften so eng miteinander verbunden, daß man an einen ursprünglichen Zusammenhang beider glauben, ja vielleicht gar sie für identisch halten könnte. Ein Blick auf die Naturvölker aber lehrt uns, daß alle Grundformen der Religion, Kultus wie Mythologie und Mystik zunächst gar nichts mit Moral und Nächstenliebe zu tun haben; im Gegenteil erscheinen viele religiöse Gebräuche, wie die blutigen Menschenopfer, die rituelle Unzucht, die Entmannung orientalischer Priester, die Völlerei zu Ehren der Götter u. dgl., für unsere Auffassung als höchst unsittlich und verwerflich. Erst mit dem Fortschritt der Kultur reinigen sich die Vorstellungen von der unsichtbaren Welt, und damit entwickelt sich die Religion allmählich und nicht ohne Schwierigkeiten zu einem Hort der Sittlichkeit. Die Schwierigkeiten liegen besonders darin, daß alle Religionen einen ausgesprochen konservativen Zug haben, daß sie also an alten Mißbräuchen zäh festhalten. Anderseits freilich vermag die Religion, wenn sie einmal einen höheren Aufschwung genommen hat, der Menschheit die erhabensten sittlichen Ideale zu geben. Besonders lehrreich ist es, wie sich die Vorstellungen über das Leben nach dem Tode allmählich veredeln und den Zwecken sittlicher Erziehung angepaßt werden: Ursprünglich ist von Lohn und Strafe im Jenseits nicht die Rede, höchstens glaubt man, daß die Reichen und Vornehmen, denen große Schätze mit ins Grab gegeben worden sind, auch im Seelenland ein begünstigtes Los haben, oder man hält die für besonders unglücklich, die kein regelrechtes Begräbnis erhalten. Ein Fortschritt ist es schon, wenn man den im Kampfe Gefallenen ein besseres Schicksal zuschreibt. Nach und nach beginnt man die verschiedenen Vorstellungen über das Leben im Jenseits, die meist nebeneinander bestehen (vgl. 2), derart in ein System zu bringen, daß man die einzelnen Arten des Fortlebens als Be-

lohnungen oder Strafen auffaßt und entsprechend weiter ausgestaltet. Besonders häufig findet sich der Gedanke, daß der Tote auf dem Wege ins Seelenland schmale Brücken überschreiten, schwierige Fragen beantworten oder mit Dämonen kämpfen muß; ein Totengericht kannten bereits die alten Ägypter. Die Ankündigung von Strafen und Belohnungen ist zweifellos ein sehr brauchbares Mittel, rauhe und selbstsüchtige Gemüter an die Gebote der Nächstenliebe zu gewöhnen; mit der steigenden Veredlung der Menschheit aber verlieren auch diese Ideen mehr und mehr ihren grobsinnlichen Charakter, und als wirksamste Antriebe zur Sittlichkeit entfalten sich die Liebe zu Gott und das Vertrauen in eine höhere Führung.

B. Die Kunst.

1. Wesen der Kunst.

Wie die geheimnisvollen Kräfte des Lebens, die den Körper des Menschen aufbauen, den Leib aus irdischen Stoffen gleich einer neuen Schöpfung zusammensetzen, so vermag auch der Geist mit Hilfe der Körperkräfte die vorhandenen Stoffe zu neuen Gebilden umzuformen, ja er vermag aus Worten und Vorstellungen eine reiche Welt der Gedanken und der Phantasie zu schaffen. Tut er das mit bestimmten Absichten, so entstehen die Schöpfungen der materiellen Kultur und auf rein geistigem Gebiete die Ergebnisse der wissenschaftlichen und philosophischen Forschung; tut er es in spielender Weise und sind die Werke, die er schafft, rein um ihrer selbst willen als Offenbarungen des innern Lebenstriebes vorhanden, dann gehören sie dem Gebiete der Kunst an. Was unter dem Zwange der Not und des Daseinskampfes unentwickelt und unvollkommen bleibt, das zeigt uns im leichten Spiel der Kräfte die Kunst als befreit von irdischen Banden, als Ideal; was wir durch Gedankenarbeit mühsam zu erforschen und zu enträtseln suchen, steht in den Gebilden der Kunst lebendig vor unserem Geiste. Aus geringfügigen und ungeschickten Anfängen erhebt sich die Kunst allmählich zu den höchsten Höhen; in ihren Anfängen aber ist sie ebensowenig etwas Einheitliches wie die Religion. Anderseits bilden wieder die Keime mancher Kunstarten, vor allem der Zeitkünste, noch etwas wie ein unklares Chaos, aus dem sich erst die einzelnen Zweige zu selbständiger Bedeutung entfalten. Jedenfalls zerfallen alle künstlerischen Bestrebungen von Anfang an naturgemäß in zwei Hauptgruppen, die Zeitkünste (Tanz, Musik, Dichtung, Mimik) und die Raumkünste (Plastik, Malerei). Aber noch in anderm Sinne ist eine Einteilung möglich, die besonders bei den Raumkünsten entscheidend hervortritt: Die Kunst kann ganz frei um ihrer selbst willen da sein, wie etwa das Gemälde einer Landschaft oder eine ideale Statue, und sie kann unfrei, mit einem Nebenzweck verbunden oder gar nur zur Verzierung eines praktischen Gegenstandes vorhanden sein. Im ersten Falle strebt sie nach selbständiger innerer Harmonie, im zweiten muß sie sich den gegebenen Zwecken und Formen anpassen und erhält dadurch einen ganz andern Charakter. Die groteske Art vieler Kunstwerke der Naturvölker, z. B. der

geschnitzten Ahnenbilder, erklärt sich daraus, daß man durch sie alle möglichen nebensächlichen Beziehungen oder Wünsche andeuten will und das eben nur durch überladene Attribute und wunderliche Verzerrungen zu ermöglichen weiß; das Kunstwerk ist immer zugleich eine Art Bilderschrift.

2. Kunstformen.

Die Kunstwerke sind in ihrer Art organischen Geschöpfen zu vergleichen: wie diese können sie nicht völlig formlos und verschwommen sein, vielmehr muß ein ordnendes Prinzip ihnen gewissermaßen einen festen Körper verleihen. In der organischen Welt offenbart sich dies ordnende Prinzip zweifellos in den verschiedenen Arten der Wiederholung, die wir als Symmetrie, Harmonie, Ähnlichkeit, Gleichheit u. s. w. bezeichnen: Die Körper sind nicht aus einem bunten Durcheinander verschiedener Teile zusammengesetzt, sondern bauen sich symmetrisch aus gleichen oder ähnlichen Zellen und Organen auf. Ganz dasselbe gilt von den Werken der Kunst; ihre äußere Form wird durchweg vom Gesetz der Wiederholung beherrscht. Namentlich bei den Zeitkünsten tritt das hervor, da hier eine straffe Geschlossenheit nur durch regelmäßige Wiederholung des Ganzen oder einzelner Teile zu erzielen ist; auf die einzelnen Arten der zeitlichen Wiederholung (Rhythmus, Takt, Reim u. s. w.) ist noch zurückzukommen. Die freien Raumkünste, soweit sie sich mit der Nachbildung der organischen Natur befassen, also z. B. einen menschlichen Körper plastisch darstellen, bedürfen der Wiederholung weniger, da ja eben der Körper selbst schon symmetrisch ist, oder sie besitzen sie doch nur in ihrer feinsten Form, der harmonischen Ausgleichung und Abwägung der einzelnen Teile. Treten aber die Raumkünste dienend auf, besonders als Ornament oder in der Architektur, so können sie der rhythmischen Wiederholung gleichfalls nicht entbehren.

3. Der Tanz.

Der Tanz hat für die Naturvölker und überhaupt für primitive Menschen eine weit größere Bedeutung als für die Vertreter höherer Kulturstufen. Das ist leicht erklärlich: Man kann den Tanz als die körperlichste, geistig am wenigsten bedeutsame Kunst bezeichnen; wer ein mehr physisches als geistiges Leben führt, wird immer am meisten geneigt sein, Kraftüberschüsse und Gefühle im Tanz künstlerisch zu entladen. Dabei wird der Tanz überdies vielen Nebenzwecken dienstbar gemacht: er eignet sich vorzüglich dazu, wichtige Momente und festliche Gelegenheiten zu betonen und auszukosten, er vermittelt (bei den Naturvölkern allerdings weniger) die Anknüpfung von Liebesbündnissen, er gilt sogar als treffliches Mittel zur religiösen Ekstase (vgl. die tanzenden Derwische). Die einfachsten Formen des Tanzes bestehen aus der bloßen Wiederholung gewisser Sprünge und Wendungen; häufig bewegen sich die Tanzenden dabei um einen Mittelpunkt. Man unterscheidet Gefühlstänze, die irgend eine triebartige Empfindung (Freude, Trauer, Kampflust, Liebe, Zorn) ausdrücken sollen, und mimische Tänze, unter denen besonders zahlreiche Nachahmungen von Tieren, Jagdszenen u. dgl.

vorkommen. Der Tanz ist aufs engste mit der **Musik** verbunden, die allerdings oft nur als taktmäßiges Geräusch (Händeklatschen, Stampfen, Klappern) auftritt. Allmählich entwickeln sich die Tänze aus einem allgemeinen Vergnügen, an dem jeder ohne Unterschied teilnimmt, zu kunstreicheren Formen: Es tanzt immer nur ein Teil der Anwesenden, während die andern zuschauen und die musikalische Begleitung ausführen, oder es ist auch schon ein besonderes Orchester vorhanden. Tanzvirtuosen und Tanzmeister gibt es bei vielen Naturvölkern, z. B. bei Fidschianern und Polynesiern. In der Regel tanzen die Geschlechter gesondert, auch pflegen sich die Tänze der Männer von denen der Frauen zu unterscheiden. Religiöse **Maskentänze** kommen



Abb. 26. Neubritannier mit Schädelmaske.
(Nach v. Luschan, Beiträge zur Völkerkunde.)

besonders häufig im Zusammenhang mit den Männerbünden und dem Totenkult vor; aus ihnen haben sich hier und da Anfänge des Schauspiels entwickelt, meist in der Form von Zwischenspielen zwischen den einzelnen Tanzaufführungen.

Die Abb. 26 zeigt einen Neubritannier mit einer Maske, die aus dem Vorderteil eines Totenschädels hergestellt ist. Der Träger stellt also den Geist eines Verstorbenen dar, der bei Gelegenheit eines Festes zu den Seinen zurückkehrt.

4. Die Musik.

Die **Musik** ist bei den primitiven Völkern noch eng verbunden mit der Dichtung und mit dem Tanze; erst mit der Vervollkommnung der Instrumente vermag sich die reine, selbständige Musik zu entwickeln. Die Anfänge der Musik bei den Naturvölkern sind noch wenig untersucht. Auch hier finden sich zweifellos die drei Grundprinzipien, **Rhythmus**, **Harmonie** und **Melodie**; aber es scheint, daß nicht nur die Begabung für die Musik über-

haupt, sondern auch die für diese einzelnen Prinzipien sehr verschieden verteilt ist. Man kennt Völker, die einen ausgeprägten Sinn für Rythmus, aber sehr wenig melodische Erfindungskraft haben, andere wieder vernachlässigen den Rythmus fast ganz. Die Tatsache, daß die Harmonie der Naturvölker oft mit der unseren wenig übereinstimmt, ist verschieden gedeutet worden; während die einen (z. B. Fillmore) annehmen, daß alle Melodik der Naturvölker auf den zerlegten tonischen Dreiklang und die darauf beruhende Skala (D-F-A-C-E-G-H-D) zurückzuführen ist und die scheinbaren Abweichungen auf unreiner Intonation beruhen, meinen andere (z. B. K. Stumpf), daß verschiedene Harmoniesysteme möglich und tatsächlich auch vorhanden sind. Die Melodien der Naturvölker schreiten meist in geringen Intervallen fort und erscheinen uns deshalb eintönig; mehrstimmige Gesänge kommen selten vor.

5. Musikalische Instrumente.

Die höhere Entwicklung der Musik knüpft nicht an den Gesang an, der ja an und für sich der größten Vervollkommnung fähig ist und auch die Ausführung polyphoner Kompositionen gestattet, sondern an die Verbesserung der musikalischen Instrumente. Bei den Ostjaken ist es z. B. nachgewiesen, daß sich mit der Einführung neunsaitiger Instrumente neben den früher gebräuchlichen fünfsaitigen auch die Zahl der beim Gesang verwendeten Töne erst entsprechend vermehrt hat. Man kann die Instrumente in zwei allerdings nicht scharf getrennte Gruppen teilen, in die Taktschläger und die Melodieträger. Die Taktschläger haben in der Regel nur einen Ton, können aber, wenn man sie in größerer Zahl verwendet und entsprechend abstimmt, ebenfalls Melodien wiedergeben (vgl. die Glockenspiele). Bei den Naturvölkern sind die einfacheren Taktinstrumente, als deren erste Vorbilder das Klatschen mit den Händen oder das Schlagen mit Stöcken auf den Boden erscheinen, am beliebtesten; zum Tanze genügt ja auch der taktmäßige Lärm oft vollkommen, da eben in diesem Falle die Tanzbewegungen die Melodie vertreten. Alle möglichen tönenden Körper werden verwendet: Aus dem hohlen Baumstamm, den man mit Stöcken bearbeitet, entwickelt sich die hölzerne Trommel, aus dieser die Felltrommel; hohle, vertrocknete Fruchtschalen, in denen die Kerne klappern, eröffnen die lange Reihe künstlicher hohler Klapperinstrumente, neben denen sich auch einfache, aus Muscheln, Vogelschnäbeln, Holz- oder Metallstücken zusammengesetzte Rasseln zahlreich finden. Viele Blasinstrumente, namentlich die trompetenartigen, haben auch nur einen Ton oder sie sind bloße Schallverstärker, in die man hineinschreit. Als Melodieträger erscheinen bei den Naturvölkern Saiteninstrumente und Flöten. Der enge Zusammenhang der einfachsten Saiteninstrumente mit dem Bogen ist nicht zu bezweifeln; in Afrika wird die Bogensehne, die man zuweilen durch einen angebundenen, als Schallkörper dienenden Kürbis verstärkt, noch häufig zu musikalischen Zwecken benutzt. Allmählich vermehrt man die Zahl der Saiten und gibt dem Schallkörper eine geeignetere Form, bis auf diesem Wege guitarre- oder violinenartige Instrumente entstehen. Verwendet man dagegen

einen mit Hörnern geschmückten Tierschädel als Schallkörper und spannt man die Saiten mit Hilfe der Hörner an, so ist man auf dem Wege zu leier- und harfenartigen Instrumenten. Die Flöten, aus Rohr, Holz, Knochen u. s. w. gefertigt, haben meist mehrere seitliche Löcher, so daß sich eine größere oder geringere Zahl von Tönen mit ihnen hervorbringen läßt; auch Reihen zusammengebundener abgestimmter Flöten (Pausflöten) kommen bei Naturvölkern vor. Die Zusammensetzung abgestimmter Schlaginstrumente zu Melodieträgern ist besonders in Afrika häufig: Das Negerklavier (Marimba) besteht aus einer Reihe tönender Holzstücke mit kleinen darunter gebundenen Kürbissen als Resonanzkörpern; andere Instrumente bestehen aus Reihen von Bambussplittern, die auf einem hohlen Holzkasten befestigt sind und dadurch zum Tönen gebracht werden, daß man sie niederdrückt und dann emporschnellen läßt. — Fast allenthalben pflegt man, namentlich bei Tanzfesten, eine große Anzahl Instrumente zu einem Orchester zu vereinigen, dessen Leistungen allerdings für europäische Ohren selten angenehm sind.

6. Die Dichtung.

Wie die Musik ist auch die Dichtung, die mit ihr in den Anfängen meist eng vereinigt erscheint, aus sehr unscheinbaren Keimen erwachsen. Beide Kunstarten haben auch manche wichtige Züge gemeinsam. Wenn in der Musik Rhythmus und Harmonie als Formelemente dem eigentlichen Inhalt, der Melodie, gegenüberstehen, so sind auch in der Dichtung Form und Inhalt wohl zu unterscheiden. In beiden Fällen erscheinen die verschiedenen Arten regelmäßiger Wiederholung als eigentliches Formprinzip, aber der schöne, fast mathematisch genaue Aufbau der Wiederholungen wird von der Menschheit erst nach und nach erlernt; anfangs fehlt es in der Musik wie in der Dichtung nicht an plumpen, unsicheren Versuchen. Und wie man in der Musik versucht hat, aus den ungewissen Anfängen besondere Harmoniesysteme abzuleiten, so könnte man auch fast jedem Naturvolke eine eigene Art von Metrik zuschreiben. Alle Fragen dieser Art werden erst gelöst werden können, wenn reicheres Material vorliegt und wenn vor allen Dingen genaue Kenner der sprachlichen Eigentümlichkeiten einzelner Völker sich einer gründlichen Analyse der verschiedenen primitiven Dichtungsformen widmen, zu denen ja auch die europäischen Volkslieder teilweise gehören. Jedenfalls zeigen sich schon auf sehr tiefen Stufen der Kultur bedeutende Unterschiede in der Form der Gesänge. Zuweilen überwiegt die einfachste, kindlichste Art der Wiederholung: Irgend ein Satz wird als endloser Singsang immer wieder vorgetragen. So sangen afrikanische Ruderer, die Wißmann belauschte, unaufhörlich „Bohnen, Mutter, Bohnen, Bohnen, heute Bohnen"; australische Eingeborene wurden, als einer ihrer Genossen nach England fuhr, nicht müde, immer wieder die Sätze zu wiederholen: „Wohin wandert das einsame Schiff? Ach, meinen Freund werde ich nicht wiedersehen! Wohin wandert das einsame Schiff?" Manchmal zeigt sich in solchen Sätzen auch schon ein Gefühl für Rhythmus. Den Reim, der ja nur eine besondere Art der Wiederholung ist, kennen viele Naturvölker, indes wenden sie ihn meist in sehr willkürlicher und unvoll-

kommener Form an. Der Parallelismus, der nicht die Worte, sondern den Inhalt in neuer Gestalt wiederholt, ist nicht weniger verbreitet, ebenso stehende Redensarten, die ja noch bei Homer als wichtiges Formelement auftreten. — Nach dem Inhalt lassen sich die Dichtungen zunächst allgemein in lyrische und epische einteilen; dramatische sind bei Naturvölkern kaum vorhanden, während die Verwendung der Dichtung zu didaktischen und Gedächtniszwecken sowie als Hilfsmittel mystischer Heilungen (vgl. S. 119) nicht selten ist. Die lyrische Dichtung drückt meist in einfachster Form irgend eine Stimmung oder ein Gefühl aus; Sehnsucht, Haß, Liebe, Trauer bestimmen am häufigsten den Inhalt. Für Kulturmenschen ist der Sinn der primitiven Lyrik oft nur schwer verständlich, weil sie durchaus subjektiv ist und auf Erlebnisse persönlichster Art anspielt; es fehlt sogar nicht an Liedern, die aus fremden Sprachen entlehnt oder so veraltet und verstümmelt sind, daß sie die Singenden selbst nicht mehr verstehen — in solchen Fällen bildet der Text eben nur noch eine Unterlage der Musik, ähnlich wie in manchen sinnlosen Refrains unserer Volkslieder (valleri juchhe! halli hallo! u. s. w.). Die Anfänge der epischen Dichtungen sind meist langgedehnte, in singendem Tone vorgetragene Geschichten, denen durch Parallelismus und allerlei sonstige Wiederholungen ein gewisser künstlerischer Halt gegeben wird; die finnischen Epen bestehen z. B. fast ganz aus parallelen Doppelzeilen, die auch in der Regel von zwei Sängern abwechselnd vorgetragen wurden.

7. Freie bildende Künste: Malerei.

Als Malerei mögen hier kurzweg alle Kunstarten zusammengefaßt sein, die auf einer glatten Fläche durch verschiedene Arten der Technik die Wirklichkeit nachzubilden suchen. In der Hauptsache ruft man die Bilder entweder dadurch hervor, daß man sie in die Fläche einritzt, oder dadurch, daß man trockene oder nasse färbende Substanzen, wie Kohle, Kreide, Oker, Pflanzensäfte, Blut u. s. w., auf sie aufträgt. Das Mischen der Farben mit Fett und Öl ist vielen Naturvölkern bekannt; man verwendet solche Mischungen namentlich beim Bemalen des Körpers, das vielleicht überhaupt die älteste Form malerischer Betätigung ist. Im übrigen sind allerdings die ältesten flächenhaften Bildwerke, die uns erhalten sind, in Knochen oder Horn eingeritzt; aber es ist anzunehmen, daß eben nur Bilder dieser Art unzerstört geblieben sind. Diese ältesten eingeritzten Bilder, die man besonders in Höhlen Frankreichs und der Schweiz zahlreich aufgefunden hat, stellen meist in treuer und lebendiger Wiedergabe Tiere aller Art, in seltenen Fällen auch Menschen dar; unter den Tieren finden sich viele längst ausgestorbene oder verdrängte, wie das Mammut und das Renntier, was allein schon auf ein sehr hohes Alter der Funde schließen läßt. Es ist nun sehr merkwürdig, daß wir schon in so früher Zeit Werke der freien bildenden Kunst finden, Werke, die offenbar keinem andern Zwecke dienten als dem der ästhetischen Freude an künstlerischen Schöpfungen; man sollte doch meinen, daß ein solches reines Kunstschaffen erst auf höheren Kulturstufen möglich sei, und man hat deshalb die ersten Funde

prähistorischer Tierbilder auch sehr skeptisch aufgenommen. Allein ein Blick auf die Menschen der Gegenwart belehrt uns, daß auch jetzt noch gerade eine Reihe tiefstehender Völker, die hauptsächlich von der Jagd leben, eine besondere Gabe für die freie Darstellung von Tieren, Jagdszenen u. dgl. zeigt; die Eskimo und die Buschmänner verdienen hier namentlich genannt zu werden. Es ist offenbar die Freude am Jägerleben und die innige Teilnahme am Leben der Tiere, die sich in diesen freigeschaffenen Kunstwerken wiederspiegelt. Bei höher entwickelten Völkern wird dagegen die Kunst allen möglichen Nebenzwecken dienstbar gemacht und gewinnt dadurch einen verzerrten Charakter, der erst bei weiterem Fortschritt der Kultur ganz allmählich wieder überwunden wird (vgl. die Anfänge der griechischen Kunst).

8. Plastik.

Die Plastik, d. h. die körperhafte Wiedergabe natürlicher Vorbilder oder von ihnen abgeleiteter phantastischer Schöpfungen, macht eine ganz ähnliche Entwicklung durch wie die Malerei. Ob sie älter ist als diese, ist schwer zu sagen; einstweilen scheint es, daß plastische prähistorische Funde aus noch älteren Perioden stammen als die eben erwähnten malerischen, neben denen sich übrigens auch Werke der Plastik, wie geschnitzte Tierköpfe, gefunden haben. Plastische Werke können durch Beschnitzen oder Behauen fester Massen (Holz, Horn, Marmor u. dgl.) entstehen oder aus weichen Stoffen (Ton, erweichte oder flüssige Metalle) geformt werden, die später erhärten. Beide Arten der Technik sind den meisten Naturvölkern bekannt, doch überwiegt meist die erstere, deren Ergebnisse dauerhafter zu sein pflegen als die aus Ton und Lehm geformten Gebilde. Von der Herstellung metallener Bildwerke ist bei dem größten Teil der Naturvölker natürlich keine Rede; wo eine höher entwickelte Metalltechnik vorkommt, wie sie z. B. die merkwürdigen alten Bronzen von Benin (Westafrika) zeigen, ist europäischer Einfluß zu vermuten. Die Plastik der Naturvölker nimmt noch leichter groteske Formen an als die Malerei; namentlich die zahllosen Ahnenbilder sind nur äußerst selten einigermaßen treue Abbilder der Wirklichkeit. Gern bildet man, wie in Nordwestamerika und Neuguinea, Baumstämme zu ganzen Reihen über einander hockender Ahnen oder Totemtiere um (Wappenpfähle). Die Osterinsulaner wieder haben aus dem leicht zu bearbeitenden Gestein ihrer Insel so kolossale Ahnen- oder Götterbilder geschaffen, daß man sie lange für Werke eines untergegangenen Kulturvolkes gehalten hat. Anderseits fertigt man wieder vielfach winzige Ahnenbilder, die man als Amulette im Beutel tragen kann (Neuguinea) oder als Schmuck an den Hals hängt (Neuseeland).

9. Unfreie bildende Kunst: Ornamentik.

Unendlich viel zahlreicher und für die Wissenschaft im ganzen auch wichtiger als die Werke der freien bildenden Künste sind die Verzierungen oder Ornamente, die sich als schmückendes Beiwerk an Häusern und Booten, an Waffen und Hausgerät sowie als Bemalung und Tättowierung des Körpers

finden. Aus verschiedenen Gründen sind die Ornamente höchst beachtenswert: Zunächst deshalb, weil sie sich in sehr anziehender Weise beständig entwickeln und umbilden, so daß man gerade an ihnen die Art und Wirkung der künstlerischen Schöpfungskraft studieren kann, und weiter aus dem Grunde, weil jedes Volk eine besondere Art des ornamentalen Stiles ausbildet; mit den Wanderungen der Völker und Kultureinflüsse wandern dann auch die Stilformen, so daß ihr Dasein oft vorgeschichtliche Ereignisse in der willkommensten Weise andeutet. Auch gegenwärtig kommen Übertragungen von Kunststilen vor, wie neuerdings der außerordentliche Einfluß des japanischen Stils auf die europäische Kunst gezeigt hat. — Man unterscheidet geometrische und figürliche Ornamentik; die zur Verzierung ver-

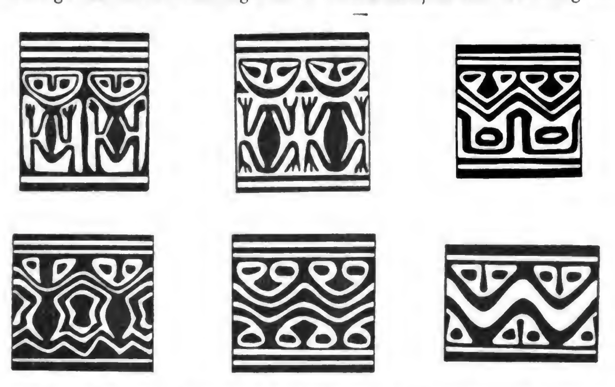


Abb. 27. Entwicklungsreihe stilisierter Menschenfiguren auf Speeren von den Salomonen. (Nach v. Luschan, Beiträge zur Völkerkunde).

wendeten Figuren können dann wieder Pflanzen, Tiere oder Menschen sein, auch wohl unbelebte Dinge (Wolken, Wellen, Pfeile u. s. w.). Früher nahm man an, daß die geometrische Ornamentik mit ihren einfachen Linien, Punkten, Kreisen u. s. w. die älteste Form aller Verzierung sein müsse. Das ist insofern richtig, als sich bei mancher primitiven Technik, wie beim Behauen von Holz und Steinen, vor allem aber beim Flechten und Weben Ornamente dieser Art wie von selbst bilden und als beim Abformen von Tongefäßen in Körben (vgl. S. 90) die geometrischen Ornamente leicht auf die Töpferwaren übertragen und dann wohl auch nach der Verbesserung der Technik aus alter Gewohnheit beibehalten werden; die nordeuropäischen prähistorischen Tongefäße finden wir in der Tat fast durchweg mit geometrischer Ornamentik verziert. Im allgemeinen aber treten dort, wo es die Technik nicht hindert, die geometrischen Verzierungen weit hinter den figürlichen zurück; unter den Ornamentfiguren sind wieder die Tier- und Menschengestalten oder Teile von solchen (Augen, Zähne, Klauen u. s. w.) unendlich

viel häufiger als die Pflanzen. Den primitiven Menschen interessiert eben alles Lebendige mehr als das wenig oder gar nicht Belebte. Dazu kommt der Umstand, daß man in der Ornamentik gern Anspielungen auf den Totenkult, Totemismus und Jagdzauber anbringt, also auf lauteren Anschauungen, die zur Darstellung tierischer und menschlicher Figuren führen müssen. Nun ist es freilich nicht immer leicht, diese Figuren in der Ornamentik als solche zu erkennen. Sobald bestimmte Gestalten nicht um ihrer selbst willen dargestellt, sondern als unfreie Verzierungen verwendet werden, unterliegen sie jener merkwürdigen Umbildung, die man als Stilisieren bezeichnet. Das geschieht schon dadurch, daß man gewisse Teile des Körpers übermäßig hervorhebt und andere verkleinert, wie man das ja auch an den Zeichnungen der Kinder bemerken kann, die z. B. mit Vorliebe die Menschen mit riesigen Köpfen und Spinnenbeinen wiedergeben. Ferner paßt man die Figuren in Form und Farbe den Gerätschaften an, die sie verzieren sollen, man löst sie in Parallellinien oder Spiralen auf, vereinfacht sie oder verzerrt sie auch zu seltsamen Fratzengestalten, bis sie endlich dem ursprünglichen Vorbild kaum mehr ähnlich sehen. Es entstehen so ganze Entwicklungsreihen (s. die Abb. 27). Erst eine genaue Prüfung solcher Reihen läßt erkennen, daß viele anscheinend geometrische oder dem Pflanzenreich entnommene Ornamente in Wahrheit nur stilisierte Menschen- und Tiergestalten sind. Die umgekehrte Entwicklung ist seltener, aber es kommt doch vor, daß aus rein geometrischen Flechtornamenten nach und nach phantastische Figuren von Tieren und Menschen werden. Es ändert eben fast jeder, der ein gegebenes ornamentales Vorbild nachahmt, es nach seiner Laune ein wenig ab, bis ganz neue Formen entstehen; erst wenn sich ein fester Stil herausgebildet hat, wandeln sich die Ornamente wenig oder gar nicht mehr um.

10. Das Spiel.

Das Spiel als bloßer Zeitvertreib steht dem schöpferischen Spiele der Kunst wie eine niedere, aber nahe verwandte Erscheinung zur Seite. Die geringe Wichtigkeit des Spiels für die Kulturvölker, die es nur noch als eine Art Erziehungsmittel der Kinder und als Erholung nach ernster Arbeit kennen, darf uns nicht dagegen blind machen, daß es für die Entstehung der Kultur eine außerordentlich große Bedeutung hat: Die ganze Menschheit ist durch das Spiel erst zur Arbeit erzogen worden! Wie ein Kind nur schwer und allmählich zu nützlicher Tätigkeit zu bewegen ist, aber sich stundenlang mit Eifer und Ausdauer seinen Spielen widmet, so hat auch der Mensch zunächst lässig und spielend die Hand ans Werk des Kulturfortschrittes gelegt, bis er mit der Zeit gelernt hat, die Arbeit selbst als eine Freude, als eine willkommene Auslösung der angesammelten Kräfte zu empfinden. Jeder einzelne lebt somit als Kind die Geschichte der Menschheit noch einmal durch. Man kann Spiele, die mehr der körperlichen Gewandtheit oder Kraft dienen und dem Sport der Neuzeit entsprechen, von solchen unterscheiden, die den Verstand in Anspruch nehmen, wie unser Schach und die meisten unserer Kartenspiele. Zur ersten Gruppe gehört das Ballspiel, das von den Eskimo und den meisten nordamerikanischen

Indianern besonders gepflegt wird, zur zweiten die Brettspiele, die sich namentlich in Afrika und Asien einer großen Beliebtheit erfreuen. Die sogenannten Geduldspiele, wobei z. B. Fäden verschränkt und entwirrt werden, sind weit verbreitet. Sobald das Spiel nicht mehr um seiner selbst willen betrieben wird, sondern das Streben nach Gewinn in den Vordergrund tritt, entartet es leicht; es entstehen dann die Glücksspiele, bei denen nicht mehr die Tüchtigkeit der Teilnehmer, sondern mehr zufällige Umstände die Entscheidung bringen. Viele Naturvölker, besonders die Bewohner Südasiens und Indonesiens, kennen derartige Spiele, unter denen die Hahnen-, Wachtel- und Grillenkämpfe mit den dazugehörigen Wetten an erster Stelle zu nennen sind. Diese Art von Spielleidenschaft kann wirtschaftlich verderblich auf ganze Völker wirken, wie denn z. B. die Chinesen neben dem Opium in der Spielsucht, die gerade in den ärmeren Volksklassen herrscht, ihren schlimmsten Feind zu erblicken haben.

C. Die Wissenschaft.

1. Bedeutung der Wissenschaft.

Die Wissenschaft umfaßt alle Versuche, rein mit Hilfe des Verstandes die Welt zu begreifen und die gewonnenen Erkenntnisse dann für den Fortschritt der Kultur zu verwenden. Im Grunde setzt sie damit eine große Entwicklung fort, die schon mit den Anfängen tierischen Lebens auf der Erde beginnt: Während die Pflanzen, von dunklen Trieben belebt und geleitet, ohne das Licht des Bewußtseins fröhlich gedeihen, dämmert bereits in den niedersten Tieren ein Strahl des Erkennens auf: Mit Hilfe der Sinne gewinnen sie ein Bild der Außenwelt, und mit Hilfe des Gedächtnisses, das sich allmählich entwickelt, speichern sie die gewonnenen Erkenntnisse zu weiterer Benutzung auf. Jede Erscheinung, jeder Reiz wirkt nun nicht mehr allein durch sich selbst auf die Seele, sondern löst zugleich Erinnerungsbilder aus, die das Verhalten bestimmen: Es kann dann ein sehr schwacher Reiz stürmische Gegenwirkungen, wie Schreck, Jubel, Verzweiflung, hervorrufen, während ein starker fast gleichgültig ertragen wird. So schafft das Bewußtsein neben den dunkeln, mächtigen Trieben des Innenlebens, die den Körper aufbauen und erhalten, eine neue Welt des Erkennens und Denkens, und von seinen einfachsten Anfängen führt ein ununterbrochener Weg hinauf bis zu den höchsten Gipfeln philosophischer Weisheit. Das Denken ist zunächst ein Aneinanderreihen von Erinnerungsbildern, die durch Ähnlichkeiten verbunden sind (Assoziationen); auch bei primitiven Menschen ist diese Art des Denkens noch vorherrschend, und im Traume tritt sie besonders lebhaft auf. (Eine solche Reihe wäre z. B. Schneckenhaus, Wohnhaus, Kirche, Kirchturm, Wetterhahn, Haushuhn, Ei, Eierkuchen, Mittagessen.) Durch die Entwicklung der Sprache hat sich auch das Denken auf eine höhere Stufe gehoben; wir denken jetzt meist in Worten und sind infolgedessen auch im stande, abstrakte Ideen zu verfolgen. Damit ist die Grundlage der Wissenschaft gegeben. In der Hauptsache kann man alle Wissenschaft als Frage nach den Ursachen der Erscheinungen und Dinge

bezeichnen, eine Frage, die sich auch dem unkultivierten Menschen häufig genug aufdrängt. Aber so lange man vorwiegend in Assoziationen denkt, kann ein wirklich wissenschaftliches Erkennen nicht aufkommen, da man sich mit der ersten besten Ähnlichkeit als Erklärung begnügt. Südamerikanische Indianer halten die Sonne ihrer Farbe wegen für ein Bündel Papageienfedern; die Ähnlichkeit des Donners mit dem Rollen eines Wagens genügte den alten Germanen, um die Erzählung von Thors Donnerwagen zu ersinnen, die weiteres Nachdenken abschnitt. Erst mit Hilfe der Sprache war es allmählich möglich, die Eigenschaften der Dinge gesondert zu betrachten und zu vergleichen; man erkannte, daß die Sonne zwar goldfarbig wie gewisse Papageienfedern, aber zugleich warm und leuchtend ist, was sich von den Federn nicht behaupten läßt, man sah auch ein, daß ein Wagen zwar auf festem Boden dröhnend dahinrollt, aber nicht im leichten Gewölk, ganz abgesehen von sonstigen Unwahrscheinlichkeiten. Diese Art des Denkens brachte die Wissenschaft einen großen Schritt weiter, führte sie aber bald auf neue Irrwege: Das Spalten der Begriffe, das logische Verknüpfen der Abstraktionen, das Erklären der Welt aus bloßen Spekulationen war lange Zeit die Haupttätigkeit der Wissenschaft (Scholastik). Dazu kam, daß die auf Steigerung des Gefühlslebens beruhenden Bestrebungen (Religion und Kunst) ihre Ziele und Ergebnisse in das rein verstandesmäßige Streben nach Wahrheit mischten und damit die Wissenschaft zur dienenden Gehilfin herabdrückten (Philosophia ancilla theologiae). Ihre volle Freiheit hat die Wissenschaft erst errungen, als man einsah, daß allen Fragen nach dem Warum erst die nach dem Wie voranzugehen haben, d. h. daß man erst alle Erscheinungen und Dinge vorurteilslos und genau untersuchen muß, ehe man es wagt, ihre Bedeutung zu erklären. Diese neue Methode der Forschung hat zu einem mächtigen Aufschwung der Naturwissenschaften geführt, während die Geisteswissenschaften, die sich mit dem Wesen und der Geschichte des menschlichen Geisteslebens befassen, etwas zurückgeblieben sind. — Noch einen besonderen, sehr erklärlichen Zug zeigt die Geschichte der Wissenschaft: Man hat zunächst unter ihren Zweigen die bevorzugt, die eine praktische Seite haben, so vor allem die Heilkunde, die auch bei manchen Naturvölkern auf keiner verächtlichen Höhe steht; die reinen Erkenntniswissenschaften haben sich spät entwickelt und müssen teilweise noch heute um ihre Anerkennung kämpfen.

2. Maß und Zahl.

Die Erkenntnisse und Erfahrungen zu ordnen und hinter den scheinbar zufälligen Ereignissen die unabänderlichen Naturgesetze aufzusuchen, ist eine Hauptaufgabe der Wissenschaft; die Mittel zur Erkenntnis des Gesetzmäßigen in der Natur bietet die Mathematik, die sich, wie alle Regungen des geistigen Lebens, aus sehr bescheidenen Anfängen entwickelt hat. Noch die heutigen Naturvölker haben nur recht geringfügige Begriffe von Maß und Zahl. Von manchen primitiven Stämmen wird berichtet, daß sie nicht bis 3 zählen können; es ist das insofern richtig, als sie eigentliche Zahlworte nur für 1 und 2 haben, so daß sie die nächsten Zahlen nur durch unbe-

hilfliche Zusammensetzungen ausdrücken können und überhaupt nicht im stande sind, weit zu zählen. Wahrscheinlich hat man die Notwendigkeit des Zählens zuerst beim Teilen von Lebensmitteln gefunden, das ja bei der kommunistischen Wirtschaft der Urzeit sehr häufig nötig wurde; da jedes einfache Zerlegen eines Dinges zwei Hälften ergibt, erklärt sich die große Wichtigkeit der Zahl 2. Wo man mit Hilfe der Finger und Zehen weiter zu zählen pflegt, tritt auch die 5 mit ihrem Vielfachen in den meisten Zahlensystemen bedeutsam hervor. Wie die Zahlen, so werden auch die Längen- und Hohlmaße meist nach menschlichen Körperteilen bestimmt (Spanne, Finger- und Armlänge, Elle, Handvoll); die Zeit dagegen teilt man nach kosmischen Vorgängen, vor allem dem Sonnen- und Mondlauf und dem Erscheinen gewisser Sternbilder. Alles das bleibt bei den Naturvölkern in den Anfängen stecken, während die Kulturvölker gerade an den Schwierigkeiten der Zeitrechnung (Unterschiede zwischen Sonnen- und Mondjahr u. dgl.) ihren mathematischen Sinn geübt haben.

3. Erd- und Himmelskunde.

Verhältnismäßig früh erscheinen die Anfänge der Erd- und Himmelskunde, da auch die primitivsten Völker genötigt sind, sich auf der Erde mit Hilfe teils irdischer Merkzeichen, teils der Sternbilder zurechtzufinden und ihr Gedächtnis in dieser Richtung zu schärfen. Namentlich die Jägervölker, die überdies sehr genaue Vorstellungen über die Grenzen ihrer Jagdgebiete zu haben pflegen, besitzen etwas wie ein geographisches Bewußtsein. So erklärt es sich, daß wir die Anfänge der Kartographie ungemein weit zurück verfolgen können. Viele Naturvölker sind mit der Kunst vertraut, Flußläufe, Pfade und Grenzlinien in den Sand zu zeichnen oder sonst in geeignete Gegenstände einzuritzen; die Eskimo besitzen auch plastische Karten der Uferlinien, die aus einem Stock ausgeschnitzt sind. Viele prähistorische Felsenzeichnungen (Petroglyphen), die scheinbar aus einem sinnlosen Durcheinander von Linien und Punkten bestehen, sind nicht ohne Wahrscheinlichkeit als kartographische Darstellungen gedeutet worden. Auch eine Art Wegweiser findet man häufig: An Gebirgspässen oder sonst an Stellen, wo ein Irregehen möglich wäre, sind Steinhaufen aufgetürmt und jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein hinzuzufügen. Manche Naturvölker, wie die Indianer Nordamerikas, verfügen noch über eine große Anzahl anderer Orientierungsmittel. — Die Vorgänge am Himmel erregen schon früh die Aufmerksamkeit, werden aber meist phantastisch gedeutet. Als erster Versuch, Ordnung in das Gewimmel der Sterne zu bringen, erscheint immer das Zusammenfassen gewisser Sterngruppen zu Bildern; die Plejaden, der Orion, der große Bär, die Milchstraße und die Magalhäeswolken erregen meist zuerst die Aufmerksamkeit. Die Regelmäßigkeit im scheinbaren Lauf der Sterne entgeht auch den primitiven Beobachtern nicht und gibt Anlaß zu Bestimmungen der Tages- und Jahreszeiten. Im alten Babylon hat die Beobachtung des Sternhimmels und besonders des rätselhaften Laufs der Planeten neben astrologischen Träume-

reien und religiösen Mythen zweifellos den hohen Aufschwung der mathematischen Studien in diesem Kulturlande verursacht.

4. Geschichte.

Neben der Kenntnis des Raumes, in dem wir leben, entwickelt sich die Kenntnis der Vergangenheit, aus der ja jeder einzelne Mensch gewissermaßen heranwächst. Wenn es wahr ist, daß jeder Lebende nur als ein kleiner, rasch verschwindender Bruchteil eines langlebigen Organismus (Familie, Volk, Gesellschaft) gelten kann, dann gehört eine möglichst klare Erkenntnis der Vergangenheit dieses Organismus unbedingt mit zu jenem höheren Bewußtsein, nach dem die Kultur hinstrebt. Je tiefer die Kulturstufe ist, desto schwächer wird im allgemeinen das Bedürfnis nach Geschichtskenntnis sein, aber außerdem scheinen nicht alle Völker die gleiche historische Begabung zu besitzen: Die Chinesen haben seit uralter Zeit eine Geschichtsschreibung, die gleichfalls hochkultivierten arischen Inder haben es nie über schwache und verworrene Anfänge hinausgebracht. Die Naturvölker pflegen die Zeit überhaupt nicht zu messen, sondern gewissermaßen zu wägen: Ereignisvolle Zeiten erscheinen ihnen überaus lang, friedliche und ereignisarme sehr kurz; man knüpft mit der Erinnerung nicht an bestimmte Jahre, sondern an besonders wichtige Vorgänge an, z. B. einen Krieg, einen großen Brand, eine Überschwemmung. Das Bedürfnis nach einer wirklichen Chronologie entsteht auf einem eigentümlichen Seitenwege: Sobald man beginnt, auf die Zahl und Art der Vorfahren Wert zu legen, ist man genötigt, weiter in die Vergangenheit zurückzublicken und das Chaos der verflossenen Jahre und Menschen einigermaßen wieder zu ordnen. Trockene Genealogien, die bei einzelnen Naturvölkern immerhin Jahrhunderte weit zurückreichen, sind die ersten geschichtlichen Überlieferungen, die freilich meist nur aus einer Reihe von Namen bestehen. Kerbhölzer und andere Merkzeichen dienen dazu, die Ahnenreihen im Gedächtnis festzuhalten; es kommt auch schon vor, z. B. in Neuseeland, daß bestimmte Personen sich besonders der Pflege der genealogischen Register widmen. An die Namen können sich dann leicht weitere Erinnerungen knüpfen und die Anfänge einer wirklichen Geschichtskunde sind damit gegeben. Aber da man an den historischen Berichten im weiteren Sinne kein unmittelbares Interesse hat, sondern sie mehr als Unterhaltung betrachtet, so mischt sich bald die dichterische Phantasie ein, ergänzt die Lücken und färbt die Berichte mit ihren bunten Farben: Die Geschichtschreibung geht in die Mythologie über. In der Tat sind die ersten Blätter jeder Volksgeschichte mit Mythen gefüllt, aus denen erst nach und nach die wirkliche geschichtliche Überlieferung herauswächst. Selbst rein historische Gestalten sehen wir in der Erinnerung des Volkes mythisch verwandelt (Dietrich von Bern, König Etzel, Kaiser Barbarossa).

5. Heilkunde.

In Wahrheit ist die Heilkunde nur eine angewandte Zweigwissenschaft: Sie setzt die Kenntnis des menschlichen Körpers, die durch Anatomie,

Physiologie u. s. w. gegeben wird, ins Praktische um. Würde sich also die Kultur nach einem theoretischen Plane entwickeln, dann hätten erst jene grundlegenden Wissenschaften entstehen müssen, ehe sich die Heilkunde als ihre Anwendung herausbilden konnte. Aber die Kultur wächst eben nicht regelrecht empor wie eine wohlgeschützte Pflanze im Treibhause, sondern sie hat sich in der Not und den Kämpfen des Daseins durchzuringen und was der unmittelbarsten körperlichen Not abhilft, findet eher Teilnahme als die besten geistigen Güter. So erscheint denn die Heilkunde vielleicht als die erste Wissenschaft, die sich selbständig entwickelt und von einer besonderen Menschenklasse vertreten und ausgeübt wird; noch gegenwärtig hat die Medizin der Kulturvölker aus dem Heilmittelschatz primitiver Stämme manche Bereicherung erfahren, wie denn z. B. die ganz in Vergessenheit gekommene Massage auf diesem Wege wieder Aufnahme bei uns gefunden hat. Eine Wissenschaft in unserem Sinne ist natürlich die Heilkunde der Naturvölker keineswegs; neben den bescheidenen Anfängen der wirklichen Medizin nehmen magische Heilmethoden, Zaubersprüche, Geisterbefragungen u. dgl. einen ungebührlich breiten Raum ein. Vielfach werden fast alle Krankheiten auf Zauberei oder den Einfluß böser Geister zurückgeführt und die Heilmethoden entsprechen dann diesen Voraussetzungen. Namentlich die Idee, daß den Körperschmerzen in den Leib gezauberte Steine oder andere Gegenstände zu Grunde liegen, ist weit verbreitet; der Zauberarzt sucht in der Regel den Fremdkörper durch Saugen zu entfernen und weiß dann tatsächlich das Corpus delicti vorzuzeigen. Ein gut Teil Betrügerei wird eben von den „Ärzten" der Naturvölker stets geübt, aber daneben pflegen sie doch einen kleinen Schatz von Heilmitteln zu besitzen, dessen Kenntnis sich in ihrer Familie forterbt. Auch bei den bloß schwindelhaften Heilungsversuchen kann doch immer die Suggestion wirksam sein. Gewisse mechanische Eingriffe, wie Schröpfen, Brennen und Massieren, sind sehr beliebt und besonders gegen Rheumatismen, die bei der dürftigen Bekleidung unter den Naturvölkern sehr verbreitet sind, in der Tat von Erfolg. Die Impfung als Schutzmittel ist merkwürdigerweise einer Anzahl von Naturvölkern bekannt. Sehr beliebt ist auch das Öffnen des Schädels (Trepanation), das an vielen prähistorischen Schädeln nachweisbar ist; wahrscheinlich sollen auf diesem eigentümlichen Wege Geistesstörungen geheilt werden.

DRITTER HAUPTTEIL.

Die Völker der Erde.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Übersicht über die Völker der Erde, die hier gegeben wird, soll nur eine Ergänzung zu den bisherigen Erörterungen und namentlich zu den oben gegebenen Einteilungen der Menschheit nach der Rasse und nach der Sprache bilden. Es ist schon gezeigt worden, daß wir unter Völkern die herkömmlichen großen Gruppen der Menschheit verstehen, daß es aber im übrigen gar nicht möglich ist, den Begriff eines Volkes scharf zu bestimmen. Auf den niederen Stufen der Kultur ist ein Volk etwas ganz anderes als auf höheren, aber auf keiner von diesen Stufen herrscht volle Klarheit über die Bezeichnung der einzelnen Volksgruppen. Das rührt zum Teil daher, daß jede menschliche Gesellschaft zwar als solche von langer Dauer zu sein pflegt, aber in ihrer Zusammensetzung beständig wechselt; sie kann sich vergrößern oder verkleinern, sie kann fremde Elemente in sich aufnehmen und kann sich anderseits in mehrere Gruppen spalten. Im allgemeinen kann man von einem Volke mit um so größerer Bestimmtheit reden, je mehr Charakterzüge den einzelnen Mitgliedern gemeinsam sind. Die beiden Hauptbedingungen sind Einheitlichkeit der Sprache und auch Einheitlichkeit der Rasse insoweit, als wenigstens nicht zu fremdartige Rassen sprachlich vereinigt sein dürfen, wenn man noch von einem Volke reden soll. Zu diesen Gemeinsamkeiten treten fast immer auch solche der Kultur und der gesellschaftlichen Zustände. Bei höherer Kulturentwicklung führt die Verwandtschaft meist zu politischer Einigung, die dann die gemeinsamen Züge noch mehr verstärkt, indem sie einheitliche Gewohnheiten schafft, die Bewohner der verschiedenen Landschaften durch Militärdienst u. dgl. einander näher bringt und endlich einen wertvollen Schatz gemeinsamer geschichtlicher Erinnerungen entstehen läßt. — Ein Überblick über die Völker der Erde ist nur möglich, wenn man die einzelnen Völker nach sprachlicher und sonstiger Verwandtschaft wieder in größere Völkergruppen zusammenfaßt. Im übrigen sind die geographischen Bedingungen auf das Dasein der Völker von so entscheidendem Einfluß, daß man die großen Gruppen wieder am besten nach den Erdteilen ordnet. Europa und Asien lassen sich allerdings nur gemeinsam behandeln.

A. Die Völker Asiens und Europas.

I. Indogermanische (indoeuropäische, arische) Völkergruppe.

A. Europäische Hauptgruppe.

1. Keltischer Zweig.

1. Allgemeines.

Die Geschichte der Kelten bietet ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie große Völker infolge von Mischung und Verlust ihrer ursprünglichen Sprache scheinbar verschwinden können: Der größte Teil der ehemaligen keltischen Völker ist unter den romanischen und germanischen fast spurlos aufgegangen oder hat sich ihnen zugesellt, und nur geringe Reste der einst weit verbreiteten Gruppe sind noch übrig. Die Kelten sprechen einen besonderen Zweig der arischen Sprache. Anthropologisch gehörten sie in der Hauptsache der nordischen blonden Rasse an, haben aber in ihrer Blütezeit als Herrschervölker viele Angehörige anderer Rassen, besonders der alpinen und Mittelmeerrassen, keltisiert und mit sich verschmolzen. Der echt keltische Charakter scheint noch am besten in gewissen Zügen des französischen und des irischen Volkes erhalten zu sein: Tapferkeit, die einen Zug zum Prahlerischen hat, leichte und schnelle Auffassung, aber auch Wankelmütigkeit, ferner Neugierde, Witz, Fröhlichkeit und übermäßige Neigung zu Liebeshändeln werden schon den Galliern zur Zeit Cäsars nachgesagt.

2. Ältere keltische Völker.

Das Kernland der Kelten scheint das heutige Frankreich gewesen zu sein, dessen Bewohner man als Gallier bezeichnet. Von hier aus verbreiteten sich die Kelten erobernd nach allen Seiten: Nach England (Britannier) und Irland, nach Spanien, wo sie sich mit den Iberern mischten (Keltiberer), nach Oberitalien, nach West- und Süddeutschland, nach Böhmen (Bojohemum, Heim der Bojer, eines keltischen Volkes). Einzelne Völkerschaften gelangten bis nach Kleinasien (Galater); da sie hier mit den Königen des hochkultivierten Pergamon in Berührung kamen, so entstanden als Schmuck der Königsburg Marmorbilder besiegter und sterbender Gallier, die auch anthropologisch von höchstem Werte sind, weil sie echt keltische Typen lebenswahr verkörpern. Die Ausdehnung des römischen Reiches brachte es mit sich, daß der größte Teil der Kelten romanisiert wurde mit Ausnahme derer auf den Britischen Inseln. Vielfach waren die Kelten wohl nur die herrschende Schicht über einer größeren Zahl unterworfener altansässiger Völker gewesen, so in Süddeutschland und im Alpengebiet; hier verschwanden sie rasch vor den vordringenden Germanen.

3. Die Kelten der Gegenwart.

Die heutigen Kelten teilt man der Sprache nach in zwei Zweige, den kymrischen (britannischen) und den gälischen. Zur kymrischen Sprachengruppe gehören die keltischen Bewohner von Wales, die Walliser, die ihrer Sprache auch literarisch eine besondere Pflege widmen; ihre Zahl beträgt etwa eine Million. In Cornwall, wo der kornische Dialekt des Kymrischen gesprochen wurde, ist die keltische im XVIII. Jahrhundert verschwunden. Auch das in der Bretagne gesprochene Bretonische gehört zum kymrischen Sprachenzweige und ist nicht etwa ein Rest des Altgallischen; erst im V. Jahrhundert n. Chr. ist es durch Einwanderer aus Wales oder Cornwall nach der damals längst romanisierten französischen Küste gekommen. — Zum gälischen Zweige gehört der Teil der Iren, der noch an der keltischen Sprache festhält (kaum mehr eine Million, hauptsächlich im Westen und Südwesten von Irland), ferner die Galen im schottischen Hochlande und die Bewohner der Insel Man. Überall sind die gälischen Sprachen im Rückgange, so daß man wohl in absehbarer Zeit mit ihrem völligen Verschwinden rechnen muß. Als Völker kann man die keltischen Reste kaum noch bezeichnen, wohl aber fühlen sich unter dem Einfluß der geographischen Lage und der historischen Erinnerungen auch die englisch sprechenden Iren und Schotten als Angehörige besonderer, von den Engländern wohl unterschiedener Völker. Bei den Iren ersetzt der Katholizismus, der den Gegensatz zu den Engländern verstärkt, die sprachliche Besonderheit vollkommen, und auch die presbyterianische schottische Kirche steht im Gegensatz zur englischen Hochkirche. Das ist einer der Fälle, wo die Sprache allein noch keine Volksgemeinschaft erzeugt, wo Volks- und Sprachgrenzen nicht zusammenfallen!

2. Romanischer Zweig.

1. Allgemeines.

Als Romanen faßt man eine Reihe süd- und mitteleuropäischer Völker zusammen, die unter dem Einfluß der römischen Weltherrschaft die römische Sprache angenommen hatten und jetzt Tochterdialekte dieser Sprache reden. Die Sprache der Römer, die zu den italischen Idiomen gehört, war ein Zweig der indogermanischen Sprachengruppen. Höchstwahrscheinlich war sie mit einem Volke nordischer Rasse über die Alpen gekommen, ähnlich wie das Samnitische, Oskische und andere italische Sprachen. Das Römische verdrängte zuerst in Italien selbst verschiedene nichtarische (besonders das Etruskische) und arische Sprachen, wurde dann in Gallien, Spanien, teilweise auch auf der Balkanhalbinsel, ferner in Nordafrika u. s. w. vorherrschend, während in Osteuropa das Griechische den Vorrang behauptete. Wahrscheinlich hatte sich die mittelländische Rasse, die jetzt den größten Bruchteil der romanischen Völker stellt, ursprünglich durchweg nichtarischer Sprachen bedient; dasselbe gilt von der alpinen Rasse, die besonders unter den Franzosen sehr zahlreich vertreten ist. Während so Eroberer nordischen Stammes die romanische Sprachengruppe geschaffen haben, sind besonders in

Südeuropa Vertreter der nordischen Rasse nur noch spärlich unter den Romanen zu finden. Zu den romanischen Völkern rechnet man die Italiener, Franzosen, Spanier, Portugiesen, die alpinen Romanen und die Rumänen. Fast alle diese Völker sind Anhänger der römisch-katholischen Kirche, die ihrem Wesen am besten entspricht.

2. Die Italiener.

Die Italiener bewohnen das Königreich Italien, außerdem den größten Teil Südtirols, das Küstengebiet von Istrien, die Grafschaft Nizza und die Insel Korsika; zahlreich angesiedelt sind sie in Nordafrika, Südbrasilien, Uruguay, Argentinien und im Süden der Vereinigten Staaten. Anthropologisch gehören die Italiener in der Mehrzahl zur mittelländischen Rasse, doch deuten ziemlich zahlreiche Vertreter der nordischen Rasse namentlich in der Poebene darauf hin, daß in frühhistorischer Zeit (Italiker, Kelten) und später im Laufe der Geschichte (Goten, Langobarden) ein starker Zufluß nordischer Elemente stattgefunden hat. Die alpine Rasse ist ebenfalls im Norden am stärksten zugemischt. Während die Italiener bereits am Ausgange des Mittelalters eine hohe gemeinsame Kultur errungen hatten (Dante, Petrarca), ist ihre politische Einigung erst nach der Mitte des XIX. Jahrhunderts erfolgt. Lebhaftigkeit des Geistes und hohe Begabung für alle Zweige der Kunst sind den Italienern besonders eigen. Üble Eigenschaften, wie Jähzorn und rachsüchtige Tücke, fehlen nicht, wie das besonders durch die Tatsache bewiesen wird, daß der größte Teil aller anarchistischen Attentate von Italienern ausgegangen ist. Fleiß und eine an Geiz grenzende Sparsamkeit sind den Italienern nicht abzusprechen; Italien ist denn auch ein emporstrebendes Land, das freilich durch die schlechten sozialen Zustände der Landbevölkerung und die besonders in Süditalien herrschende Korruption an raschem Gedeihen gehindert wird.

3. Die Franzosen.

Die Franzosen zerfallen sprachlich in zwei scharf getrennte Gruppen, die Nordfranzosen (mit der Langue d'oui) und die Südfranzosen oder Provenzalen (mit der Langue d'oc); die Grenze zwischen beiden zieht ungefähr in einem großen nordwärts geschweiften Bogen von Bordeaux nach Lyon und Grenoble. Zu den Nordfranzosen rechnet man auch die Wallonen im südlichen Belgien und die Bewohner der französischen Schweiz sowie eines Teiles Deutsch-Lothringens; außerhalb Frankreichs sind Franzosen in größerer Zahl nur in Algerien und Kanada ansässig. Anthropologisch gehört ein großer Teil der Franzosen der mittelländischen und alpinen Rasse an, daneben aber ist seit alter Zeit die nordische stark vertreten, die durch die Einwanderung der Franken nochmals verstärkt wurde. Die geographische Lage Frankreichs hat dazu geführt, daß alle Einwanderer mit den Urbewohnern rasch verschmolzen sind und daß schon früh das Volk zu politischer Einheit und Macht gelangte. Das auf diese Weise entstehende Gefühl der Kraft und Überlegenheit, verbunden mit einem entschiedenen Streben nach Ruhm und Anerkennung (la grande nation) hat die Franzosen lange Zeit zu sehr unangenehmen Grenznachbarn gemacht. Anderseits haben sie durch ihre geistige

Regsamkeit, ihren Sinn für Klarheit, für geistvollen Witz und für zierliche Lebensformen die europäische Kultur außerordentlich gefördert. Dem starken Zuschuß nordischen Blutes entspricht es, daß große Massen der Franzosen wiederholt versucht haben, sich von der katholischen Kirche loszureißen (Albigenser, Waldenser, Hugenotten), allerdings ohne Erfolg. Die auswandernden Protestanten sind besonders für Deutschland als Vertreter einer feineren Kultur und entwickelter Gewerbstätigkeit sehr wichtig geworden, aber vollständig im Volkstum ihrer neuen Heimatländer aufgegangen.

4. Die Spanier.

Die Spanier bewohnen die iberische Halbinsel mit Ausnahme Portugals; eine sprachlich gesonderte, den Provenzalen nahestehende Gruppe bilden unter ihnen die Katalanen in Katalonien, Valencia und den Balearen. Spanier, allerdings meist stark mit der amerikanischen Rasse gemischt, finden sich ferner in Mittelamerika und dem größten Teile Westindiens und Südamerikas; auch Teile Algeriens sind stark von Spaniern besiedelt. Zu der bei allen Romanen vorhandenen Mischung von mittelländischer, alpiner und nordischer Rasse treten in Spanien noch semitische und berberische Elemente, die teils schon in karthagischer Zeit, teils während der Maurenherrschaft eingedrungen sind; allerdings haben die Spanier ihr möglichstes getan, diese Eindringlinge später wieder abzustoßen. Das eigentliche Herrschervolk Spaniens sind die Kastilier der rauhen Hochebene, die auch am deutlichsten die im allgemeinen den Spaniern zugeschriebenen Eigenschaften zeigen, die hochmütige Verschlossenheit, den fanatischen Kampfeseifer, aber auch Ritterlichkeit, Zuverlässigkeit und Sinn für Humor (Cervantes). Die Küstenbewohner, besonders die Andalusier und Valencianer, sind von weicherem und weniger edlem Charakter. Große geistige Begabung kann man den Spaniern nach dem, was sie in Kunst und Literatur geleistet haben, gewiß nicht absprechen; sie sind aber zweifellos unter den europäischen Völkern zugleich das orientalischste, selbstgenügsamste und trägste, so daß sie bedenklich hinter den andern zurückgeblieben sind. Nur die Katalanen haben von jeher Gewerbfleiß und Unternehmungslust gezeigt. Die Spanier sind stets besonders eifrige Vorkämpfer des Katholizismus gewesen, nachdem sie im Jahre 1474 zur politischen Einheit gelangt waren.

5. Die Portugiesen.

Die Portugiesen haben den Westrand der iberischen Halbinsel, das Königreich Portugal, in Besitz; auch die Bewohner des nordwestlichen spanischen Küstenlandes Galizien sprechen einen portugiesischen Dialekt. Außerhalb Europas haben sich die Portugiesen besonders in Brasilien angesiedelt, ferner in West- und Ostafrika, wo sie sich stark mit Negern gemischt haben und in Goa (Ostindien), wo ebenfalls ein Mischvolk entstanden ist. Anthropologisch ähnelt der Portugiese dem Spanier sehr; an Charakter ist er im allgemeinen trockener, weniger liebenswürdig und ritterlich, während er an Kultur und Bildung zweifellos von jeher voransteht. Die anscheinend so glänzende Zeit der Entdeckungen und Kolonisationen hat freilich die Kraft

Portugals ähnlich wie die Spaniens, so schwer erschüttert, daß bis heute kein rechtes Gedeihen mehr möglich gewesen ist.

6. Die romanischen Volksreste der Alpen.

In den Alpen haben sich zwei Reste romanisch sprechender Völker erhalten, nämlich die Rhätoromanen (Churwälschen), die den größten Teil Graubündens bewohnen, und die Ladiner in Tirol östlich und westlich von Bozen. Als „Völker“ kann man diese kleinen Gruppen, die keine nennenswerte Literatur besitzen und politisch ohne Bedeutung sind, allerdings kaum bezeichnen. Noch weniger gilt das von den Bewohnern des nordöstlichen Teiles Italiens, den Friaulern, die einen dem Ladinischen verwandten Dialekt sprechen.

7. Die Rumänen.

Während der Völkerwanderungszeit hatte sich in den Karpaten ein Mischvolk erhalten, das einen romanischen Dialekt sprach. Später haben sich die Rumänen, wie sie jetzt heißen, über die Walachei und die Moldau, das nördliche Bessarabien, die südliche Bukowina und einen großen Teil Siebenbürgens und Südostungarns ausgebreitet. Viel römisches Blut fließt schwerlich in den Adern dieses Volkes, das aus thrakischen, slavischen, wohl auch illyrischen Bestandteilen zusammengeflossen ist und in seinem Wesen und Charakter sich wenig von den übrigen osteuropäischen Völkern unterscheidet. Sprachlich verwandt mit den eigentlichen Rumänen, die den dakoromanischen Dialekt sprechen, sind kleine Völkersplitter weiter im Süden der Balkanhalbinsel, besonders im Grenzgebiet von Mazedonien und Epirus; es sind die Kutzowlachen oder Zinzaren.

3. Griechischer und thrako-illyrischer Zweig.

1. Allgemeines.

Der griechische und der thrako-illyrische Zweig der Indogermanen gehören im Grunde nicht eng zusammen, sind aber durch ihre geographische Lage und die Ähnlichkeit des Schicksals einander genähert. Von beiden kann man sagen, daß ihre Bedeutung für die Gegenwart nur ein schwacher Rest ihrer früheren Wichtigkeit ist. Natürlich ist hier immer nur vom sprachlich geeintem Volkstum die Rede: Die Nachkommen der Völker, die einst in Thrakien, Illyrien, den östlichen Alpen und Süddeutschland sowie in einem Teil Kleinasiens thrako-illyrische Dialekte redeten, sind meist noch vorhanden, aber für andere Sprachgruppen gewonnen. In gleicher Weise ist die griechische Sprache in den althellenischen Kolonisationsgebieten um das Mittelmeer meist wieder verschwunden. Wahrscheinlich hatten die Thrako-Illyrier bei ihrem Einrücken von Norden her schon andere Völker vorgefunden und ihnen ihre Sprache aufgezwungen; die Griechen, die später kamen und verwandtschaftlich wohl den Italikern am nächsten standen, haben dann wieder dieses thrako-illyrische Mischvolk (Pelasger) teilweise hellenisiert.

2. Die Griechen.

Die Griechen bewohnen gegenwärtig das Königreich Griechenland und die Inseln und Gestadeländer des Ägäischen Meeres, also Südmazedonien und Teile der Westküste Kleinasiens. Auch die kleinasiatische Küste des Schwarzen Meeres ist vielfach von ihnen besiedelt, so besonders in der Gegend von Trapezunt; die Insel Cypern hat ebenfalls eine griechische Bevölkerung. Bei den heutigen Griechen überwiegt der Typus der mittelländischen Rasse; der Volkscharakter weist noch immer im Guten und Bösen jene Züge auf, die Homer in dem Nationalhelden Odysseus so anschaulich geschildert hat, nur daß die lange Periode des Niederganges und der Knechtschaft, die eigentlich schon mit der Eroberung Griechenlands durch die Römer beginnt, und die Zumischung fremder Elemente, besonders slavischer Einwanderer, den glänzenden Seiten hellenischen Wesens sehr nachteilig gewesen ist. Immerhin war noch zur Zeit des byzantinischen Reiches der Einfluß der griechischen Kultur sehr beträchtlich. Die veränderten Machtverhältnisse der Gegenwart und die Armut des griechischen Bodens stehen einem Wiederaufschwung des griechischen Volkes, das an Zahl nicht sehr bedeutend ist, hindernd im Wege.

3. Die Albanesen.

Der einzige Rest der großen thrako-illyrischen Völkerfamilie, der seine Sprache bewahrt hat, sind die Albanesen (Arnauten, Schkipetaren), ein kräftiges, hochgewachsenes Gebirgsvolk, bei dem der alpine Rassentypus zu überwiegen scheint. Sie bewohnen den größten Teil Albaniens und sind als Kolonisten auch in großer Zahl nach Griechenland vorgedrungen, wo sie unter anderem fast ganz Attika besetzt haben. In ihrem wilden Berglande, wo sie lange Zeit unter der Führung Georg Castriotas (Skanderbegs) dem Andrange der Türken widerstanden haben, sind sie von höherer Kultur wenig berührt worden; die Zersplitterung in kleine Stämme und die Spaltung in Christen und Muhammedaner läßt es fraglich erscheinen, ob man im vollen Sinne des Wortes von einem albanesischen Volke sprechen kann.

4. Germanischer Zweig.

1. Allgemeines.

Unter den Völkern mit indogermanischen Sprachen verdienen die germanischen deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil sie verhältnismäßig am reinsten den Typus der nordischen Rasse bewahrt haben, und weil man neuerdings die Ursitze des Volkes, das die indogermanischen Sprachen bis Südeuropa, Iran und Indien verbreitet hat, meist im heutigen Wohngebiete der Germanen sucht (in Skandinavien und den andern Gestadeländern der Ostsee). Man darf also auch annehmen, daß die Germanen in ihren körperlichen und Charaktereigenschaften diesem Urvolk verhältnismäßig am ähnlichsten sind. Auch abgesehen von den ältesten Zeiten, die nie völlig aufgeklärt werden können, haben die Germanen in der Periode der Völker-

wanderung und selbst später noch den größten Teil der nichtgermanischen Völker Europas tief beeinflußt. Alle romanischen Völker sind von ihnen besiegt und längere oder kürzere Zeit beherrscht worden; der Adel Frankreichs, Spaniens und Italiens ist im wesentlichen germanischen Ursprungs. In gleicher Weise stammt der russische Adel großenteils von eingewanderten Nordgermanen (Warägern) ab. Im späteren Mittelalter haben dann namentlich die Deutschen den Osten Europas kolonisiert und teilweise germanisiert; ein großer Teil der polnischen und ungarischen Städte ist von Deutschen begründet. Noch gewaltiger hat sich der angelsächsische Zweig der Germanen ausgebreitet: Fast ganz Nordamerika, Australien und Südafrika, wo neben den Angelsachsen die ebenfalls germanischen Niederländer den Grundstock der Bevölkerung bilden, haben sie dem Germanentum gewonnen. Auch dieser merkwürdige Zug zur Wanderung und Begründung neuer Wohnsitze deutet darauf hin, daß die Germanen die echtesten Nachkommen der alten Eroberer- und Wanderrasse indogermanischen Stammes sind. — Gegenwärtig zerfällt der germanische Völkerzweig in die drei Hauptgruppen der Skandinavier (Schweden, Norweger, Dänen), der Deutschen (mit den Niederländern) und der Engländer oder Angelsachsen.

2. Die Skandinavier.

Die drei skandinavischen Völker, Schweden, Norweger und Dänen, stehen sich sprachlich sehr nahe; namentlich unterscheidet sich das Dänische vom Norwegischen nur unbedeutend. Die Skandinavier sind auch anthropologisch eng verbunden, da sie verhältnismäßig sehr reine Typen der nordischen Rasse darstellen. Ihre Wohnsitze sind folgende: Die Schweden bewohnen die größere östliche Hälfte Skandinaviens (das Königreich Schweden) sowie die Küstengebiete von Finnland, die Norweger das Königreich Norwegen, die Dänen das Königreich Dänemark, einen Teil Nordschleswigs, die Faröer und die Insel Island. Im Mittelalter sind Dänen und Norweger (Normannen, Wikinger) weit nach Frankreich (Normandie), England, Rußland und Südeuropa vorgedrungen, haben aber ihre Sprache und Nationalität nicht auf die Dauer behauptet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Kanada sind jetzt Skandinavier in ziemlich großer Zahl angesiedelt. Alle Skandinavier sind Protestanten. In ihrem Charakter sind sich die drei Völker sehr ähnlich, doch gilt der Norweger für verschlossener und ernster als der lebenslustigere Schwede und der weichere Däne. Die einst sehr hervortretende politische Bedeutung der skandinavischen Reiche hat abgenommen, seitdem die Wichtigkeit der Ostsee für den Welthandel stark geschwunden ist. Neuerdings hat sich dafür der geistige Einfluß der Skandinavier und besonders der Norweger in der Literatur sehr gehoben (Ibsen, Björnson).

3. Die Deutschen.

Das geschlossene Wohngebiet der Deutschen umfaßt das Deutsche Reich (abgesehen von Teilen der Reichslande, Nordschleswigs und der östlichen preußischen Provinzen), die deutschen Teile von Österreich und die

deutsche Schweiz. Zerstreute deutsche Kolonien finden sich in den russischen Ostseeprovinzen, Russisch-Polen, Ungarn und Siebenbürgen, Südrußland, Australien, Südbrasilien, vor allem aber in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Sprache nach teilt man das Volk in Ober-, Mittel- und Niederdeutsche; während ein mitteldeutscher Dialekt zur allgemeinen Umgangs- und Schriftsprache geworden ist, sind die andern Dialekte, besonders die nieder- und plattdeutschen, zur bloßen Volkssprache herabgesunken. Nur in den Niederlanden und in Nordbelgien hat sich das Niederdeutsche zur Schriftsprache entwickelt; da sich die niederdeutschen Bewohner dieser Gebiete, die Niederländer und die Vlamen, auch politisch von den übrigen Deutschen getrennt haben, so sind sie diesen nur mit Vorbehalt zuzurechnen. Auch die Buren Südafrikas sind in der Hauptsache niederländischen Stammes. Im eigentlichen Deutschland ist das Plattdeutsche auch als Volksdialekt im Zurückweichen begriffen; gegenwärtig wird die Südgrenze seiner Verbreitung etwa durch eine Linie dargestellt, die von Düsseldorf über Kassel und Wittenberg nach Thorn läuft. Einen besondern Zweig der Niederdeutschen bilden die Friesen an der Nordseeküste; ihr Sprachgebiet ist bereits auf geringfügige Reste zusammengeschmolzen. — Der Kern der Deutschen, namentlich im Norden, gehört der nordischen Rasse an, doch haben zahlreiche Mischungen stattgefunden; in Süddeutschland ist der alpine Rassentypus vorherrschend geworden, in Ostdeutschland sind viele slavische Elemente unter den Deutschen aufgegangen. Immerhin bewahren die Deutschen in ihrem Wesen den Charakter der nordischen Rasse noch ziemlich treu; kriegerische Tüchtigkeit, Wanderlust, Neigung zur Gründlichkeit und Ehrlichkeit, Fleiß und Ausdauer sind ihnen besonders eigen, daneben auch eine große Fähigkeit der Anpassung, die bald nützlich, bald verhängnisvoll wirkt. Infolge der starken Mischung sind übrigens die einzelnen Zweige des deutschen Volkes an Charakter und Begabung recht verschieden, was zwar die politische Zersplitterung begünstigt, anderseits aber dem Volksleben einen sehr frischen und mannigfaltigen Charakter verleiht und die Neigung zu Wetteifer und Fortschritt weckt. Der starken Rassenmischung entsprechend sind die Deutschen auch kirchlich nicht geeinigt; im Norden herrscht der Protestantismus vor, im Süden der Katholizismus. Bei den Niederländern zeigt sich dieselbe Erscheinung.

4. Die Engländer.

Den Kern des englischen Volkes bilden die aus Nordwestdeutschland stammenden Angelsachsen; als weitere germanische Bestandteile sind Skandinavier (besonders im nordöstlichen England) und romanisierte Normannen hinzugetreten. Mit den älteren keltischen Bewohnern haben sich die Engländer nur stellenweise stärker gemischt, so daß sie im allgemeinen als ziemlich reine Vertreter des nordisch-germanischen Volkstums gelten können, die auch manche altgermanische Einrichtung, wie die parlamentarische Volksvertretung, am treuesten bewahrt und weiter ausgebildet haben. Anderseits hat die insuläre Lage des Wohngebietes zur Entstehung mancher eigenartiger Züge geführt, die den Engländer allen Bewohnern des europäischen Fest-

landes in vieler Beziehung entfremdet haben. Im ganzen entspricht der englische Charakter dem der nordischen Rasse; Unternehmungslust, kaltblütige Unerschrockenheit und rücksichtslose Festigkeit sind ihm nachzurühmen; die häufige Übertreibung dieser Eigenschaften wirkt aber ebenso als Fehler wie die allen Handelsvölkern eigene Selbstsucht und politische Unzuverlässigkeit. Der Durchschnittsengländer hängt mit merkwürdiger Zähigkeit an hergebrachten Formen und besitzt starkes religiöses Gefühl, dagegen im allgemeinen wenig Sinn für heitern Lebensgenuß und die schönen Künste. Dank der gesicherten Lage ihres Landes haben die Engländer die Seeherrschaft errungen, infolgedessen sich weit über die Erde verbreitet und sich zugleich durch Handel und Industrie bereichert. Die geistige und materielle Kultur verdankt ihnen viel, namentlich ist ihre Reinlichkeits- und Gesundheitspflege vorbildlich geworden, ebenso ihr ausgeprägter Sinn für politische (nicht aber gesellschaftliche) Freiheit. — Die Heimat der Engländer ist England, der südliche Hauptteil der großbritannischen Insel; englisch sprechende Bewohner hat auch der größte Teil Schottlands und Irlands. Von den britannischen Inseln aus haben sich die Engländer über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Australien und Neuseeland, zum Teil auch Südafrika verbreitet; politisch haben sie sich außerdem Indien und zahlreiche andere Kolonien erobert. In ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl gehören die Engländer einem besonderen Zweige des Protestantismus, der englischen Hochkirche an, die in ihren Formen dem Katholizismus noch recht ähnlich ist, ganz entsprechend dem konservativen englischen Charakter.

5. Slavisch-lettischer Zweig.

1. Allgemeines.

Der Osten und teilweise auch der Südosten Europas ist von den slavischen Völkern erfüllt, denen die Letten und Littauer verwandtschaftlich nahe stehen. Auch von den Slaven gilt die Regel, daß ihre nördlichen Vertreter mehr der nordischen, die südlichen mehr der alpinen und mittelländischen Rasse angehören. Zweifellos hat aber auch bei vielen von ihnen ein mehr oder weniger starker Zuschuß mongolisch-finnischen Blutes stattgefunden, da die Steppen Osteuropas noch in geschichtlicher Zeit zum guten Teil von Angehörigen dieser asiatischen Rasse besetzt waren, die meist unter den Slaven aufgegangen sind. Stumpfnasige, breite Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen sind denn auch unter den nördlichen Slaven recht häufig. Im Süden sind die meisten ehemaligen Thrako-Illyrier slavisiert worden. Die Slaven sind in ihren Grundeigenschaften den übrigen europäischen Indogermanen ähnlich, doch zeigt sich ein gewisses Überwiegen des Gefühlslebens, Neigung zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, aber geringe Ausdauer und Beständigkeit, wohl auch ein Schwanken zwischen Anmaßung und Demut. An Kultur, geistiger Entwicklung und politischer Freiheit steht die Masse der Slaven immer noch den übrigen Europäern bedeutend nach. Man unterscheidet die drei Hauptgruppen der West-, Ost- und Südslaven.

2. Die Westslaven.

Zur Zeit der Völkerwanderung hatten sich zahlreiche Slaven aus Osteuropa nach Westen gewendet, indem sie teils verlassene Gebiete besetzten, teils sich friedlich zwischen die Deutschen eindrängten. Bis zum südlichen Schleswig-Holstein, der Lüneburger Heide, Thüringen und Ostfranken gab es geschlossene slavische Siedelungen. Im späteren Mittelalter haben die Deutschen ihr altes Gebiet größtenteils wieder besetzt und die Slaven teils ausgerottet, teils germanisiert. Der letzte Rest dieser westlichsten Slaven sind die Wenden in der Lausitz. — Besser haben sich die Polen im Weichselgebiet behauptet, doch ist ihre politische Macht, die einst bedeutend war, zertrümmert worden und ihr Gebiet ist ganz von deutschen Siedelungen durchsetzt. — Zu den Westslaven rechnet man auch die Tschechen in Böhmen und Mähren und die ihnen nahe verwandten Slovaken im nördlichen Ungarn. Die Tschechen haben sich verhältnismäßig früh der westlichen Kultur zugeneigt (Universität Prag) und eine bemerkenswerte nationale Widerstandskraft bewiesen (Hussitenkriege). — Alle Westslaven sind katholisch, obwohl namentlich die Tschechen wiederholt Neigung zum Protestantismus gezeigt haben. Für die Polen ist der Katholizismus sogar eine wertvolle Waffe gegen die Germanisierung und Russifizierung geworden.

3. Die Ostslaven.

Den Kern der slavischen Welt bilden die Ostslaven oder die Russen, die das große Tiefland Osteuropas bewohnen. Man unterscheidet die Großrussen im Norden und Nordosten, die Weißrussen im Westen und die Kleinrussen oder Ruthenen im Süden Rußlands sowie im östlichen Galizien und der nördlichen Bukowina. In den Russen tritt die Zumischung asiatischer Elemente, die zuletzt noch während der langdauernden Mongolenherrschaft stattgefunden hat, am deutlichsten hervor; besonders der Typus der paläasiatischen Rasse ist stark vertreten. Gerade diesen Kreuzungen verdanken es die Russen, daß sie sich mit asiatischen Völkern leicht verständigen und mischen. Bei der Eroberung Sibiriens und Turkestans, die jetzt zum guten Teil von Russen besiedelt sind, machte sich ein eigentümlicher Zweig des russischen Volkes, die Kosaken, sehr nützlich; ursprünglich aus Flüchtlingen und gesetzlosen Elementen im Süden und Südosten Rußlands entstanden, sind die Kosaken eine besonders bewegliche und kriegerische Gruppe geblieben. Politisch und kirchlich sind die Russen zu einer großen Einheit verbunden und bilden die einzige slavische Großmacht. Nur die Ruthenen in Galizien stehen unter polnischem Druck, während wieder der größte Teil der Polen von den Russen beherrscht wird.

4. Die Südslaven.

Zu den Südslaven gehören die Slovenen in Krain und Nachbarschaft, die Serben und Kroaten in Dalmatien, Bosnien, Serbien und Kroatien und die Bulgaren in Bulgarien und im nördlichen Mazedonien. Der Herkunft nach sind sie in der Hauptsache wohl alle slavisierte Thrako-Illyrier, mit

recht geringer Zumischung nordischer Rassenelemente. Der serbisch-kroatische Zweig ist durch den Unterschied des Glaubens gespalten; die römisch-katholischen Kroaten stehen den griechisch-katholischen Serben, die sich überdies der russischen Schrift bedienen, mit geringer Sympathie gegenüber. Einen eigentümlichen Zweig der Serben bilden die Montenegriner, die man am besten als einen slavisierten Albanesenstamm bezeichnen kann. Die Bulgaren sind auf eigentümliche Weise entstanden: Der Name rührt von einem finnisch-ugrischen Volke her, das zur Zeit der Völkerwanderung die östliche Balkanhalbinsel besetzte und endlich von den Byzantinern besiegt wurde; diese Bulgaren haben sich dann mit den schon vorher vorhandenen Slaven gemischt und deren Sprache angenommen.

5. Letten und Littauer.

Die **Letten** und **Littauer** bilden mit den jetzt verschwundenen alten **Preußen** eine besondere Gruppe, die aber den echten Slawen sprachlich sehr nahe steht. Anthropologisch überwiegt bei ihnen wie bei allen Anwohnern der Ostsee die nordische blonde Rasse. Die Letten bewohnen Kurland, das südliche Livland und angrenzende Gebiete, die Littauer das Gouvernement Kowno, teilweise auch Wilna und Suwalki und die benachbarten Teile Ostpreußens. Politisch haben die Letten nie, die Littauer nur vorübergehend eine politische Einheit gebildet. Auch in religiöser Beziehung sind sie nicht eng verbunden: die Letten und die westlichen Littauer sind Protestanten, die übrigen meist Katholiken. Eine nennenswerte Literatur besitzen beide Völker nicht.

B. Asiatische Hauptgruppe. (Arier im engeren Sinne.)

1. Allgemeines.

Nomadenvölker mit indogermanischer Sprache scheinen sich schon früh in Osteuropa entwickelt zu haben. Von hier aus sind sie dann weiter nach dem iranischen Hochland und endlich nach Indien vorgedrungen (etwa im 3. Jahrtausend v. Chr.). Ein Teil der Nomaden mit iranischer Sprache blieb in Osteuropa zurück und war den Griechen unter dem Namen der **Skythen** bekannt. Die asiatischen Indogermanen müssen wenigstens zum großen Teil der nordischen Rasse angehört haben, sind aber durch Mischungen aller Art stark beeinflußt worden, besonders in Indien. Auch die Charakterzüge der nordischen Rasse, die kriegerische Tüchtigkeit vor allem, haben sie teilweise verloren, während hohe geistige Begabung und Sinn für Kunst und Dichtung den Iraniern und Indern auch heute noch nicht abzusprechen sind. Beide Völker haben auch aus dem alten einfachen Lichtkult der Arier großartige Religionssysteme geschaffen, die Iranier die Lehre Zarathustras (Zoroasters), die Inder den Brahmaismus und den Buddhismus. Später sind die Iranier mit Ausnahme der christlich gewordenen Armenier und der Parsen dem Islam gewonnen worden, ebenso der größte Teil der Bewohner Nordwestindiens (s. die Abb. 28).

2. Die Iranier.

Der wichtigste Zweig der Iranier sind die Perser, die den größten Teil des Königreichs Persien bewohnen. Wiederholt, zur Zeit des Kyros und seiner Nachfolger und dann wieder während der Parther- und Sasanidenherrschaft haben die Perser große politische Macht besessen. Als die Araber das Sasanidenreich niedergeworfen hatten, schien das persische Volkstum ganz unterdrückt zu sein, bis die mit Firdusi beginnende glänzende Zeit der iranischen Dichtkunst die persische Sprache wieder zu Ehren brachte. Die Perser haben besonders schwer unter den Angriffen der hochasiatischen Nomaden zu leiden gehabt und sind auch jetzt wieder einem Herrschergeschlecht türkischer Rasse unterworfen. Diese traurigen Schicksale haben ebenso wie die fortwährenden Rassenmischungen das einst tapfere und



Abb. 28. Muhammedanischer Indier aus Delhi.
(Nach Lampert, Die Völker der Erde.)

ehrliche Volk ungünstig beeinflußt; der Perser der Gegenwart ist geistig begabt und körperlich wohlgebildet (s. die Abb. 29), aber unkriegerisch und zur Lüge und Verstellung geneigt. Als Schiiten sind sie von der Mehrzahl der Muhammedaner, den Sunniten, scharf getrennt. Ein Zweig der Perser, der noch am zarathustrischen Lichtkult festhält, sind die hauptsächlich in Indien verbreiteten Parsen, die besonders bekannt sind durch die „Türme des Schweigens“, in denen sie ihre Toten den Raubvögeln preisgeben. — Kriegerischer, aber auch roher als die Perser sind die östlichen Iranier, die Afghanen und die Belutschen; dasselbe gilt von dem Gebirgsvolk der Kurden im Grenzland zwischen Persien und der Türkei. Iranier sitzen im Osten bis zur Pamir hin, darunter die Siaposch oder Kafir, die Darden und andere kulturarme Gebirgsstämme. Als Ackerbauer und Städtebewohner finden sich Iranier auch im Turkestan, doch stark mit Türken gemischt (Sarten); endlich dürften auch die Osseten im Kaukasus iranischen Stammes

sein. — Einen besonderen Zweig bilden die Armenier, ein in seiner Hauptmasse seit uralter Zeit im armenischen Gebirgsland seßhaftes Volk, das erst zur Zeit der arischen Wanderzüge von Ariern unterworfen worden ist und deren Sprache bewahrt. Noch im Mittelalter wegen ihrer Tapferkeit berühmt, sind die Armenier jetzt zu einem unkriegerischen Volk von Bauern und Händlern geworden, das sich weithin über die Türkei und deren Grenzländer verbreitet hat.



Abb. 29. Persisches Mädchen.
(Nach Stratz, Rassenschönheit des Weibes.)

3. Die Inder (Hindu).

Als kriegerisches Hirtenvolk, das wohl zum größten Teil aus Angehörigen der nordischen Rasse bestand, sind die Inder der Vorzeit nach den heißen indischen Tiefebenen hinabgestiegen, wo sie bereits zahlreiche Urbewohner, meist mit dunkler Hautfarbe, antrafen. Trotz aller Versuche die Rasse rein zu halten, wozu namentlich die Einteilung des Volkes in Kasten

benutzt wurde, hat doch mit der Zeit eine starke Mischung stattgefunden. Der Einfluß des Klimas auf die Einwanderer ist ebenfalls unverkennbar: Aus den kriegerischen Hirten mit ihrem Kultus der Licht- und Gewittergötter wurde ein Volk von geringer Tapferkeit, aber einem außerordentlichen Hange zu religiöser und philosophischer Vertiefung. Nach diesen Seiten hin hat sich der indische Geist wahrhaft glänzend entwickelt, während die Geschichtsschreibung und die exakten Wissenschaften von ihnen wenig gefördert worden sind. Politisch haben sich die Inder viel weniger einig gezeigt wie die Iranier; häufige Fremdherrschaft und sprachliche Zersplitterung sind die Folge gewesen. Nachdem in den ersten Jahrhunderten vor Christi Geburt der Buddhismus die herrschende Religionsform in Indien geworden zu sein schien, hat sich allmählich der Brahmaismus wieder der Geister bemächtigt, während im Nordwesten der Islam siegreich geblieben ist. — Die heutigen Inder bewohnen vorwiegend den Norden des Landes, also das Stromgebiet des Indus und des Ganges und die Westküste bis über Goa hinab. Im Himalaya und teilweise im Hindukusch sitzen indisch-mongolische Mischstämme. Sprachlich gehören zu den arischen Indern auch die Singhalesen auf Ceylon. Nur sprachlich, aber nicht anthropologisch sind den Indern endlich auch die Zigeuner zuzurechnen, ein unstetes Pariavolk Nordwestindiens, das einen arischen Dialekt angenommen hat; auf seinen Wanderungen ist es bis Westeuropa und Nordafrika gelangt, echte Zigeuner sind aber noch heute im Pendschab zahlreich zu finden.

II. Mongolische Völkergruppe.

A. Ostasiatische Hauptgruppe.

1. Die Chinesen.

Die ostasiatischen Völker der mongolischen Gruppe, die Chinesen, Koreaner und Japaner, besitzen sämtlich eine höher entwickelte Kultur, deren älteste Träger die Chinesen sind. (Über den Zusammenhang dieser Kultur mit der westasiatischen vgl. S. 72). Anthropologisch sind alle drei Völker nicht als rassenrein zu bezeichnen. Die Chinesen insbesondere, deren Stammsitze wahrscheinlich im Tarymbecken (Hohe Tartarei) liegen, und die Jahrtausende lang nur die nördlichen Teile des heutigen China bewohnten, haben zahlreiche fremde Elemente in sich aufgenommen, die allerdings teilweise anthropologisch mit ihnen verwandt waren: Hochasiaten (Mongolen, Tibeter, Türken) und Nordasiaten (Tungusen, Mandschu), die als Eroberer ins Land kamen, Verwandte der Hinterindier und Malaien, die bei der Eroberung Südchinas unter den Chinesen aufgingen, wahrscheinlich auch Zwergvölker. Das chinesische Kulturvolk hat aber immer die Fähigkeit besessen, diese fremden Bestandteile aufzusaugen und in echte Chinesen umzuwandeln. So ist auch der körperliche Typus der Chinesen ziemlich gleichartig in den verschiedenen Provinzen: der mittelgroße, zur Fettleibigkeit neigende Körper, das straffe schwarze Haar, das breite Gesicht mit schwach entwickelter

Nase und Schlitzaugen, die gelblichweiße Hautfarbe finden sich überall wieder. Merkwürdig ist die chinesische Sprache mit ihren einsilbigen Wurzeln und ihrer äußerst einfachen Grammatik; sie ist in ihrem Bau mehr den hinterindischen als den mongolischen Sprachen verwandt. Gegenwärtig zer-



Abb. 30. Chinesin.
(Nach Stratz, Rassenschönheit des Weibes.)

fällt sie in zahlreiche Dialekte, die so sehr von einander abweichen, daß oft die chinesische Wortschrift, eine alte und überaus wichtige Kulturerrungenschaft des Volkes, zum Verständnis aushelfen muß. Die Geschichte des chinesischen Volkes ist nicht so weit zurückzuverfolgen, wie die des

babylonischen; die chinesische Geschichtsschreibung reicht in unsicheren Berichten etwa bis 3000 v. Chr., zuverlässiger sind sie erst seit etwa 1200 v. Chr.; von einer archäologischen Durchforschung Chinas, die sicherlich große Ergebnisse haben würde, konnte bis jetzt leider nicht die Rede sein. Jedenfalls hat sich die chinesische Kultur lange Zeit sehr selbständig entwickelt, obwohl sie infolge des Seidenhandels immer in einer gewissen Verbindung mit der westasiatisch-europäischen Kulturwelt gestanden hat. In religiöser Beziehung huldigen die Chinesen einem uralten Himmels- und Ahnenkultus, dem Kong-tse (Konfucius) eine nüchterne Morallehre hinzugefügt hat. Daneben ist der Buddhismus allgemein verbreitet, ebenso die von Lao-tse begründete mystische, aber völlig entartete Lehre des Taoismus. Im Westen hat der Islam zahlreiche Anhänger, die man als Dunganen bezeichnet. Dank seiner Kultur, seiner Genügsamkeit und seinem Fleiße ist das chinesische Volk das zahlreichste der Erde. Es bewohnt das eigentliche China, in größeren und kleineren Kolonien auch die Mandschurei und Hochasien, zeigt aber auch die Neigung, sich auf andere Gebiete auszudehnen. Im indischen Archipel finden sich seit Jahrhunderten Chinesen, die sich stellenweise (Nordborneo, Philippinen) mit den Eingeborenen vermischt haben, in Südsibirien wächst ihre Zahl beständig, und manche europäischen Kolonialländer, wie Kalifornien und Australien, müssen sich durch besondere Gesetze gegen die chinesische Masseneinwanderung wahren.

2. Die Koreaner.

Die Bewohner der Halbinsel Korea stehen den Chinesen sehr nahe nur dürfte der Zuschuß nordsibirischen (paläasiatischen) Blutes bei ihnen stärker sein. In Kultur, Schrift und Religion sind die Koreaner ein Tochtervolk der Chinesen; in politischer Beziehung suchte sich Korea immer gegen die Außenwelt abzuschließen, ist aber lange Zeit ein Zankapfel zwischen China und Japan gewesen.

3. Die Japaner.

Die Japaner sind als ein Mischvolk zu betrachten, dessen mongolischer Teil über Korea auf die japanischen Inseln gewandert zu sein scheint. Hier fanden sich Ureinwohner, die in der Hauptsache der alten paläasiatischen Rasse angehörten und deren unvermischte Reste als Aino noch heute auf Yeso und Sachalin vorhanden sind. Ein dritter Bestandteil der Mischung waren malaiische Völker, die über Formosa nach den südlichen Inseln kamen und hier wohl auch den Grund zu einem nationalen Staatsleben legten. Dank dieser eigenartigen Mischung unterscheidet sich der Japaner in mancher Hinsicht vom Chinesen, dessen Kultur er in der Hauptsache übernommen hat: Er ist geistig beweglicher, tapferer, aber auch unzuverlässiger als der Chinese. Dazu kommt, daß die ostasiatische Kultur in Japan noch nicht so lange wirkt, wie in China, so daß der Japaner noch fähig ist, mit Leichtigkeit auch fremde Kulturanregungen anzunehmen. Die alte Landesreligion ist der Shintoismus, eine Art Natur- und Geisterdienst; an Bedeutung über-

ragt ihn jedoch der Buddhismus, in dessen Gefolge manche indische Kulturgüter nach Japan gelangt sind. Neuerdings hat sich das japanische Volk mit merkwürdiger Schnelligkeit und gutem Erfolge die Ergebnisse der europäischen Kultur anzueignen gewußt.

B. Hochasiatische Hauptgruppe.

1. Ältere mongolische Völker.

Seitdem sich die Bewohner des hochasiatischen Steppen- und Wüstenlandes zu leichtbeweglichen Viehzüchtern entwickelt haben, sind sie nicht mehr zu ruhiger ethnischer Entwicklung gelangt: Unaufhörlich haben sie sich durcheinandergeschoben, zersetzt und zersprengt, worauf sich aus den Trümmern neue Völker gebildet haben: ganze Völkerwogen haben sich aus Hochasien auf die benachbarten Kulturländer ergossen, um dort früher oder später unter der Überzahl der seßhaften Bewohner zu verschwinden. Das älteste kriegerische Nomadenvolk Hochasiens sind die Hunnen (Hiung-nu), die seit dem XII. Jahrhundert n. Chr. die Chinesen beunruhigten, um endlich in viel späterer Zeit mit einem Teil ihrer Volkskraft nach Westen vorzustoßen und in die europäische Völkerwanderung einzugreifen. An ihrer Stelle rissen in Hochasien tungusische Stämme die Herrschaft an sich, dann die Yen-yen, die Uiguren und endlich die Türken (s. unten). Es bedurfte nur eines kräftigen Führers, um aus dem wirren Durcheinander der Nomadenstämme neue kriegerische Völker zu bilden. Ein solcher Führer war Dschengis-Khan, der Begründer der mongolischen Herrschaft.

2. Die Mongolen.

Die Mongolen nennen sich nach einem unbedeutenden Nomadenstamm, der im Norden der Wüste Gobi umherzog, bis sich Dschengis-Chan (seit 1175 n. Chr.) an seine Spitze stellte und nach und nach fast alle Nomaden Hochasiens zu einem großen Erobervolke zusammenhämmerte. Unter ihm und seinen Nachfolgern entstand das mongolische Weltreich, das bald wieder zerfiel, dann durch Timur im XIV. Jahrhundert teilweise wieder erneuert wurde, um endlich ganz zu verschwinden. Der Name der Mongolen aber ist seitdem dem Kernvolke der hochasiatischen Nomaden geblieben, die in ihrer körperlichen Beschaffenheit als der reinste Zweig der sogenannten mongolischen Rasse gelten dürfen (vgl. S. 18). Die alte kriegerische Kraft ist jedoch fast ganz erloschen, was teils dem Einfluß der chinesischen Politik und Kultur, teils der Einführung des friedlichen Buddhismus zuzuschreiben ist. An die Stelle der Kriegszüge sind Pilgerreisen nach Tibet getreten, und ein großer Teil der männlichen Bevölkerung weilt als Lamas in den zahlreichen Klöstern. — Die Mongolen zerfallen in die Ostmongolen oder Mongolen schlechthin, die die nach ihnen benannte Mongolei bewohnen und aus verschiedenen Zweigen bestehen, und in die Westmongolen oder Kalmüken, deren wichtigster Zweig die Dsungaren in Ostturkestan und den Nachbargebieten sind. Reste mongolischer Stämme wohnen auch noch in Afghanistan.

3. Die Türken.

Vor dem Entstehen des Mongolenreiches blühte und zerfiel in Hochasien das Reich der Türken oder Tataren. Es war ähnlich wie das mongolische dadurch entstanden, daß sich um ein kleines Kernvolk, die mit den alten Hunnen nahe verwandten Türken, nach und nach der größte Teil der hochasiatischen Nomaden sammelte. Im eigentlichen Hochasien sind die Türken dann durch die mongolische Flut weggespült worden, haben sich aber anderwärts vielfach als eigenartige Völkerschaften erhalten. Nordwärts in das Gebiet der sibirischen Tungusen bis zur Lenamündung sind die Jakuten gewandert; Tataren sitzen teils im südlichen Sibirien, teils im südöstlichen Rußland und in der Krim, teils endlich im südöstlichen Transkaukasien. Türkischen Stammes sind ferner die Usbeken in Turkestan



Abb. 31. Kara-Kirgise.
(Nach Lampert, Die Völker der Erde.)

und die Turkmenen, die im Steppenlande des persisch-turkestanischen Grenzgebietes südöstlich vom Kaspisee wohnen; Turkmenen finden sich auch zahlreich im östlichen Kleinasien. Zu den Türken rechnet man in der Regel auch die Kirgisen (Kasaken) im südwestlichen Sibirien, obwohl sich dieses Volk seit älterer Zeit ziemlich selbständig entwickelt und vorübergehend die Vorherrschaft im westlichen Hochasien angestrebt hat. Die Kirgisen zerfallen in die große, mittlere und kleine Horde. Der politisch wichtigste Zweig der Türken sind die Osmanen. Nachdem bereits die türkischen Seldschuken ein großes Reich in Westasien errichtet hatten, gelang es den Osmanen, das byzantinische Reich niederzuwerfen und allmählich den größten Teil Westasiens, Südwesteuropas und Nordafrikas zu erwerben. Hierbei haben sie sich stark mit den unterworfenen Völkern gemischt, so daß sie jetzt wenig echt mongolische Rassenmerkmale zeigen. Herrscherkraft, aber geringer Sinn für höhere Kultur und Neigung zur Trägheit sind ihre charakteristischen Eigenschaften. — Fast alle türkischen Stämme haben den Islam

angenommen und unterscheiden sich dadurch scharf von den buddhistischen Mongolen.

4. Die Tibeter.

Die Bewohner von Tibet bilden einen eigenartigen Zweig der mongolischen Völkergruppe. Früher reichten die Wohnsitze tibetischer Völker bis in das Tarymbecken und in das südöstliche China, wo noch jetzt einige unkultivierte Bergstämme als Verwandte der Tibeter gelten. Auch einige Stämme in Assam und im nördlichen Hinterindien dürften hierher gehören (vgl. S. 160). Tibet, das jetzt einen Hauptsitz der buddhistischen Lehre bildet, ist in seiner Kultur teils von Indien, teils von China her beeinflußt. In der Hauptsache treiben die Tibeter nomadische Viehwirtschaft, die sich besonders auf die Zucht des Yak stützt. Verwandt mit den Tibetern sind die Tanguten (Sifan) in der Gegend des Kuku-Nor und am obern Hoangho, ein räuberisches Hirtenvolk, und die Leptscha in Sikkim. Arisch-tibetische Mischstämme finden sich mehrfach im Gebiet des Himalaya und des Hindukusch.

5. Die Tungusen.

Im nordöstlichen Sibirien finden wir noch heute die tungusische Völkerfamilie, die in ihren alten Wohnsitzen noch immer gedeiht, nachdem sie im Laufe der Geschichte zahlreiche Eroberervölker nach China und Hochasien ausgesandt hat. Die eigentlichen Tungusen, die zwischen dem Jenissei und dem Eismeer hausen und ostwärts in einigen Zweigen den Stillen Ozean erreichen, sind meist Jäger und Renntiernomaden, zum kleineren Teile auch Ackerbauer. Man rühmt ihnen Ehrlichkeit und ritterlichen Sinn nach. Ihnen verwandt sind die Mandschu in der Mandschurei, das letzte Eroberervolk tungusischen Stammes, das ganz China unterworfen hat und noch heute beherrscht. Ein großer Teil der Mandschu ist nach China gewandert und vermischt sich dort allmählich mit den Chinesen; dafür sind chinesische Einwanderer in großer Menge nach der Mandschurei vorgedrungen, wo nunmehr die Mandschu längst in der Minderzahl sind.

C. Ural-altaische Hauptgruppe.

1. Die Samojeden.

Wie die übrigen Ural-Altaier, die sprachlich eine engverbundene Gruppe bilden, sind wohl auch die Samojeden aus einer Mischung mongolischer und paläasiatischer Elemente hervorgegangen. Sie bewohnen das nordwestliche Sibirien und die nördlichsten Teile des europäischen Rußlands, soweit sie nicht in beiden Gebieten durch russische Ansiedler verdrängt sind. Das Volk lebt teils von Renntierzucht, teils von Jagd und Fischfang. Stämme, die den Samojeden nahe verwandt sind, leben in Sibirien weiter südlich bis zum Altai hin, so die Karagassen und die Sojoten.

2. Die Finnen.

Die finnische Gruppe ist weit bedeutender als die samojedische und zerfällt in zahlreiche einzelne Völker. Als Ugrier faßt man die Ostjaken im mittleren Sibirien und die Wogulen im Ural zusammen, die in ihrer Lebensweise und Kultur den Samojeden sehr ähnlich sind; als drittes Volk rechnet man ihnen die Magyaren zu, die aus Westsibirien stammen und im Laufe der Völkerwanderungen nach Ungarn gelangt sind, wo sie unter dem Einfluß der europäischen Kultur und starker Zumischung europäischer Rassen sich der westlichen Gesittung angepaßt haben. Im östlichen Rußland sitzen zahlreiche finnische Stämme, die man als Wolgavölker (Mordwinen, Tscheremissen) und Permier (Syrjänen, Wotjaken u. s. w.) zu bezeichnen pflegt. Eine andere Gruppe bilden die eigentlichen Finnen in Finnland, die stark mit der nordischen Rasse gemischt sind und in ihrer Kultur denn auch den westeuropäischen Völkern sehr nahe stehen. Ihnen in Sprache und Gesittung nahe verwandt sind die Esthen und Liven in den russischen Ostseeprovinzen; ebenfalls mit ihnen verwandt, aber noch fast ganz auf der Stufe der Renntiernomaden stehen geblieben sind die Lappen im nördlichen Finnland und Skandinavien. Der finnischen Gruppe im weiteren Sinne muß man auch die Bulgaren zurechnen, die im frühen Mittelalter nach der Balkanhalbinsel einwanderten; sprachlich gehören ihre Reste nicht mehr zu den Finnen, da sie im Laufe der Zeit die Sprache der unterworfenen Slaven angenommen und sich ausgiebig mit diesen Unterworfenen gemischt haben.

D. Hinterindische Hauptgruppe.

1. Birmanen.

Wie alle Hinterindier bilden die Birmanen ein Übergangsglied zwischen der mongolischen und malaiischen Völkerfamilie. Die Hautfarbe ist dunkler als die der Mongolen, ein gelbliches Braun; an Körpergröße übertreffen die Birmanen die übrigen Hinterindier, die von niedrigerem Wuchse sind. Die Birmanen bewohnen das alte Reich Birma, dessen Kernland das Tal des Irawaddi bildet. Sie sind Buddhisten und haben unter dem Einfluß der vorderindischen, teilweise auch der chinesischen Kultur eine nicht unbeträchtliche Höhe der Gesittung erreicht. Viel tiefer stehen die mit ihnen verwandten Gebirgsstämme der birmanischen Grenzgebiete, besonders des Berglandes von Assam. Allerdings rechnet man meist aus sprachlichen Gründen manche assamesischen Stämme, wie die Naga, lieber zur tibetischen Gruppe.

2. Siamer.

Die Siamer, die verhältnismäßig kultivierten Bewohner des Mehnamtales und seiner Umgebung bilden mit zahlreichen, zum Teil hinterindischen und auf tiefer Kulturstufe stehenden Stämmen des mittleren Hinterindiens sprachlich eine Gruppe. Die eigentlichen Siamer zeigen in ihrem Körperbau besonders deutliche Spuren der Verwandtschaft mit den Malaien. Auch im

Kulturbesitz tritt deutlich der indonesische Einfluß hervor. Weniger gilt das alles von den nördlichen und nordöstlichen Nachbarn der Siamer, den Laosvölkern, zu denen auch die Schan im nordöstlichen Birma und in Nordsiam gehören. Politisch haben die kleinen Laosstaaten lange Zeit einen Zankapfel zwischen Birma, Siam und China gebildet. Siam selbst ist gegenwärtig der einzige hinterindische Staat, der seine politische Selbständigkeit bewahrt hat.

3. Annamer.

Die Annamer, die im weiteren Sinne die Bewohner Tongkins, Annams und teilweise Kambodjas umfassen, haben zwar ebenfalls von Ostindien aus die buddhistische Religion und einen Teil ihrer Gesittung erhalten, stehen aber im übrigen ganz unter dem Einfluß der Kultur Chinas, das ja zeitweise auch die politische Oberherrschaft über sie ausgeübt hat. Auch das Staatsleben Annams war, bevor die Franzosen das Land unterwarfen, ganz nach chinesischem Muster eingerichtet. Im Körperbau der Annamer läßt sich vielfach chinesische Blutmischung erkennen. — Der Kern der Bewohner Kambodjas nimmt eine besondere Stellung ein und ist keiner der größeren Völkergruppen Hinterindiens bestimmt zuzurechnen.

III. Semitische Völkergruppe.

A. Ältere semitische Völker.

1. Die Babylonier und Assyrer.

Die babylonische Kultur ist nicht semitischen Ursprungs, sondern von einem Volke begründet, das anscheinend der mongolischen Rasse nahestand. Schon sehr früh sind indessen semitische Nomaden von Arabien her, das wohl als das Stammland aller Semiten gelten darf, in Babylonien eingedrungen und haben hier allmählich die Führung an sich gerissen; eine zweite semitische Einwanderung fand später von Syrien her statt. Dann errangen die ebenfalls semitischen Assyrer die Vorherrschaft in Nordasien. Alle diese Völker sind aber im Laufe der Geschichte verschwunden oder unter andern Völkern aufgegangen.

2. Die Phönizier.

Von den Phöniziern, den Bewohnern des syrischen Küstenlandes, ist ebenfalls wenig erhalten geblieben. Da die Phönizier zeitweise die babylonische Kultur nach Westen hin vermittelten und da sie ferner gerade im Anfange der geschichtlich bekannten Zeit eine besondere Rührigkeit entfalteten, hat man ihre Bedeutung früher sehr überschätzt. Sie sind wohl weder die Erfinder der Buchstabenschrift noch des Glases. Dagegen ist es nicht zweifelhaft, daß phönizische Kolonisten viele Küstengebiete des Mittelmeeres und selbst Teile der afrikanischen Nordwestküste besiedelt haben. Das Mischvolk der Karthager ist aus einer solchen Kolonie hervorgegangen.

3. Die Aramäer.

Als Aramäer bezeichnete man ursprünglich die semitischen Gebirgsvölker Syriens und Palästinas, deren Sprache allmählich in ganz Syrien allgemein wurde. Bei diesem Vorgange sind zweifellos zahlreiche nichtsemitische Volkselemente semitisiert worden, so u. a. die der nordischen Rasse angehörenden blonden Amoriter, ferner Hamiten u. s. w. Gegenwärtig werden Abkömmlinge der aramäischen Sprache, die noch zur Zeit Christi vorherrschte, nur noch von wenigen unbedeutenden Volksresten gesprochen.

4. Die Lyder.

Auch in Kleinasien saßen im Beginn der geschichtlichen Zeit semitische Völker, die wohl als Eroberer eingedrungen waren. Namentlich in Lydien war die herrschende Rasse, der auch das Königshaus angehörte, semitischen Ursprungs. Mit der Zeit gewannen jedoch die Unterworfenen, die wie zahlreiche andere Völker im westlichen Kleinasien indogermanischen Stammes waren, wieder die Oberhand, was sich äußerlich durch den Sturz des Herrscherhauses und die Thronbesteigung einer von Gyges begründeten indogermanischen Dynastie kund gab. Die semitische Sprache ist in diesen Gebieten schon früh erloschen.

B. Völker der Gegenwart.

1. Die Araber.

Arabien scheint das Ursprungsland der semitischen Sprachen und der semitischen Volkseigenart zu sein, die sich besonders durch starken, bis zum Fanatismus gesteigerten Willen und Armut an Phantasie und Gemüt auszeichnet. In älterer Zeit unterschied man zwischen den mehr seßhaften Südarabern, die als Himyariten, Sabäer, Joktaniden, Jemeniten in der Geschichte erscheinen, und den nomadischen Nordarabern, den Ismaeliten oder Mahaditen. Die ersteren haben in Jemen früh eine bedeutende Kulturhöhe erreicht, während die letzteren sich nach Syrien und Mesopotamien ausgebreitet und dadurch den großen Sieg des Islams und des Arabertums zur Zeit Muhammeds ermöglicht haben. Die arabischen Eroberungen haben dann das Volk und seine Sprache weithin verbreitet: Ägypten und das übrige Nordafrika sind ganz oder teilweise arabisiert worden, ebenso der größte Teil von Syrien und Mesopotamien sowie Teile des südwestlichen Persiens. Schon früh waren Semiten und Araber über die Meerenge von Bab-el-Mandeb nach Afrika vorgedrungen, wodurch es sich erklärt, daß noch heute die echt hamitischen Abessinier einen semitischen Dialekt sprechen; zur islamischen Zeit haben sich solche Wanderungen wiederholt und den Sudan bis Wadaï hinüber beeinflußt. — Die Araber sind im allgemeinen mittelgroße Menschen mit gelblich-weißer Gesichtsfarbe, dunklem Haar und scharfgeschnittenen Gesichtszügen. Es ist übrigens zu erwähnen, daß das bekannte jüdische Profil mit der eigenartig gebogenen Nase nicht echt semitisch zu sein scheint, sondern der Zumischung kanaanitischer Elemente zuzuschreiben ist. Diese alten Kanaaniter standen sprachlich den Semiten anscheinend ganz

fern, wenn sie auch wie diese im weiteren Sinne zur mittelländischen Rasse gehört haben dürften. — Ihre größte Bedeutung haben die Araber als Träger des Islam erlangt, dessen eigentliche Förderer allerdings nur die arabischen Städtebewohner, die Mekkaner und Mediner, gewesen sind. Der arabische Nomade, der Beduine, ist religiös gleichgültig und ohne Sinn für höhere Gesittung. Die Blüte der arabischen Kultur zur Kalifenzeit erklärt sich durch die Mischung westeuropäischer, byzantinischer, ägyptischer, persischer und selbst indischer Einflüsse, die unter dem Antrieb des jugendfrischen Islam zu einer neuen Kultur zusammenwuchsen.

2. Die Juden.

Das Volk der Juden oder Israeliten ist in vieler Beziehung merkwürdig. Es hat längst seine alte semitische Sprache eingebüßt oder bewahrt sie nur als eine Art Gelehrtensprache, wie die Westeuropäer lange Zeit das Lateinische oder die Inder das Sanskrit; aber die verbindende Macht der Sprache ist hier völlig durch den religiösen Zusammenhalt und ein überaus starkes Rassenbewußtsein ersetzt, so daß die Juden trotz aller Zerstreuung noch heute nicht in anderen Völkern aufgegangen sind und ihre ursprüngliche Eigenart ganz bewahrt haben. So darf man sie denn auch heute noch der semitischen Völkergruppe zuzählen. — Reine Semiten sind die Juden allerdings nicht; aus semitischen, kanaanitischen, vielleicht selbst nordischen Rasseelementen zusammengeflossen, haben sie sich erst unter dem Einfluß der Religion zu einem abgesonderten, eigenartigen Volke entwickelt. Aus ihrer ursprünglichen Heimat teils ausgewandert, teils vertrieben, haben sie sich dann weithin verbreitet, ohne den inneren Zusammenhang zu verlieren. Da sie nicht unter den Völkern, deren Länder sie mit bewohnen, aufgegangen sind, haben sie sich einseitig fortgebildet: den politischen, kriegerischen und gesellschaftlichen Entwicklungen sind sie meist fern geblieben, dagegen haben sie sich mit echt semitischer Zähigkeit der wirtschaftlichen Tätigkeit gewidmet, und zwar mehr der vermittelnden als der produktiven. Auch ihre Beteiligung an der rein geistigen Kulturarbeit ist oft nicht gering gewesen. Ihre hochmütige Absonderung und ihre wirtschaftlichen Erfolge haben sie vielfach in ein gespanntes Verhältnis zu den Wirtsvölkern gebracht, was zuweilen ihre Vertreibung aus ganzen Ländern zur Folge gehabt hat, worauf sie in anderen Zuflucht fanden. Die Spuren solcher erzwungenen Wanderungen zeigen sich noch in der Sprache: die orientalischen Juden, die aus Spanien stammen, sprechen noch heute spanisch, die aus Deutschland im Mittelalter verdrängten polnischen Juden halten an einem verdorbenen Deutsch fest. Diese Umstände erklären es auch, warum die Juden in manchen Gebieten, wie im ehemaligen Königreich Polen, in Hessen, in Rumänien, in Tunesien und in manchen Küstenstädten (Livorno, Salonik) überaus zahlreich sind, anderswo dagegen so gut wie ganz fehlen.

3. Syrische Semiten.

In Syrien haben sich dank der gebirgigen Beschaffenheit des Bodens kleine semitische Völker erhalten, die zum Teil auch in religiöser Hinsicht

eigenartige Gruppen bilden. Besonders zu nennen sind die christlichen Maroniten im Libanon, deren Charakter wenig gerühmt wird, und die Drusen, die sich erst im Mittelalter aus Flüchtlingen verschiedenen Ursprungs gebildet haben, ein tapferes Gebirgsvolk mit einer eigentümlichen Religion, die aus einer Vermischung des Islams mit christlichen und zarathustrischen Glaubenszügen hervorgegangen ist. Aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen im südlichen Libanon sind die Drusen jetzt größtenteils nach dem Hauran ausgewandert.

IV. Dravidische Völkergruppe.

1. Die Dravidavölker.

In die dravidische Völkergruppe werden alle dunkelfarbigen Völker Vorderindiens eingereiht, obwohl zwischen den einzelnen Stämmen große Gegensätze im Körperbau, Sprache u. s. w. bestehen. Wir haben es hier offenbar mit den Ergebnissen älterer und neuerer Mischungen zu tun. Wie es scheint, ist der dunkelfarbige Bestandteil der Mischung selbst erst aus einem schmalnasigen, feineren Typus hervorgegangen, der unter den eigentlichen Dravidas überwiegt, und einem breitnasigen, der bei den Mundastämmen stärker vertreten ist; dazu treten zweifellos noch Kreuzungen mit hellfarbigen Völkern, wahrscheinlich auch eine Zwergrasse u. s. w. Die Dravida im engeren Sinne bilden sprachlich eine geschlossene Gruppe. Körperlich sind sie durch dunkle Hautfarbe, schwarzes, aber nicht wolliges Haar und Dolichocephalie charakterisiert. In religiöser Hinsicht stehen sie unter dem Einfluß der indogermanischen Hindu, haben aber ihrerseits vermocht, der hinduistischen Religion Züge ihrer eigenen, meist düster gefärbten Götter- und Weltanschauung hinzuzufügen (Kultus des Siwa, der Kali). Die Dravidavölker und -Sprachen sind in älterer Zeit bis Nordindien und Iran verbreitet gewesen; noch heute spricht der Stamm der Brahu im südlichen Belutschistan einen dravidischen Dialekt. Gegenwärtig ist das südliche Vorderindien der Hauptsitz der Dravidavölker. Das wichtigste und kultivierteste dieser Völker, die Tamulen, bewohnen die Ostküste zwischen Madras und Kap Komorin sowie das nördliche Ceylon. Zahlreicher noch sind die Telugu (Telinga) im Küstenland zwischen Madras und Orissa. Im inneren Dekhan wohnen die Kanaresier, an der Malabarküste die Malabaren. Kleine Gebirgsstämme, wie die Todas, die Chond u. a. sind sprachlich ebenfalls der dravidischen Gruppe zuzurechnen.

2. Die Mundavölker.

Während zu der eigentlichen Dravidagruppe mehrere zahlreiche und gesittete Völker gehören, besteht die Gruppe der Mundavölker nur aus einer Anzahl kleiner, kulturarmer Gebirgsstämme, in denen wir wohl die Reste der primitivsten Schicht indischer Ureinwohner zu erkennen haben. Eine Anzahl solcher Stämme im Bergland südwestlich von Kalkutta faßt man als Kolh zusammen; andere sind in den Zentralprovinzen Indiens zerstreut.

V. Malaiische Völkergruppe.

1. Geographische Verbreitung und Vorgeschichte.

Das Gebiet, über das sich im Laufe der Zeit die malaiische Völkergruppe verbreitet hat, ist außerordentlich groß und in seiner ganzen Ausdehnung auch heute noch nicht sichergestellt. Nur soweit sich die malaiischen Sprachen erhalten haben, läßt sich das Wandergebiet der Gruppe genauer bestimmen. Alle malaiischen Sprachen besitzen mehrsilbige Wurzeln und verwenden Präfixe und Suffixe nebeneinander. Die Urheimat der malaiischen Gruppe ist zweifellos Indonesien, wo sich mindestens zwei Rassen in älterer Zeit zu einer neuen verschmolzen haben. Von hier aus sind Wanderzüge dieser neuen seekundigen Rasse westlich bis Madagaskar und vielleicht bis zum afrikanischen Festland, nördlich über Formosa bis ins südliche Japan (vgl. S. 20), östlich über ganz Polynesien bis wahrscheinlich zur Küste Nordwestamerikas, südöstlich bis Neuseeland vorgedrungen. Diese Wanderungen haben sicher nicht gleichzeitig stattgefunden, aber keine von ihnen läßt sich einstweilen zeitlich genau bestimmen. Nur soviel ist sicher, daß sie in der Hauptsache schon zu Ende waren, als im Anfang unserer Zeitrechnung die vorderindische Kultur auf Indonesien einzuwirken begann. An kleineren Wanderungen, wie der Ausbreitung der Malaien im engeren Sinne über die Sundainseln, hat es allerdings auch später nicht gefehlt. Indische, arabische, chinesische und europäische Einflüsse kreuzen sich in Indonesien und haben zu mannigfachen Mischungen der Völker und Kulturen Anlaß gegeben.

2. Die Bewohner der Sundainseln.

Die größeren Sundainseln sind kleine Welten für sich, wo sich, besonders im Innern, eigenartige Zweige der großen malaiischen Völkergruppe bilden konnten; an den Küsten sind dagegen meist Mischvölker entstanden. Ein solcher eigenartiger Zweig sind die Battak im Hochlande von Sumatra. Sie besitzen eine nicht unbedeutende Kultur, kennen z. B. den Pflug und haben eine eigene Schrift; daneben fehlt es nicht an barbarischen Zügen (Kannibalismus). Noch tiefer stehen die meisten Stämme der Dayak, der Bewohner des inneren Borneos. Dagegen sind die Einwohner Javas, des alten Kulturzentrums der indischen Inselwelt, durch die Einflüsse der verschiedenen Handelsvölker auf eine verhältnismäßig hohe Stufe der Gesittung gehoben worden. Sie waren früher teils der brahmaistischen Lehre gewonnen, sind aber jetzt durchweg Muhammedaner; nur auf der Nachbarinsel Bali hat sich der Brahmaismus gehalten. Die Bewohner des Innern auf den östlichen Sundainseln, besonders auf Celebes und den Molukken, pflegt man Alfuren zu nennen. — Zu diesen mehr seßhaften Stämmen gesellen sich bewegliche Wandervölker, im Westen die Malaien im engeren Sinne, die sich von Sumatra und Malakka aus weithin über die Küste der Inseln verbreitet haben, im Osten die von Celebes stammenden Bugi.

3. Die Bewohner der Philippinen.

Die Philippinen, deren Inneres zum Teil noch von Resten der Negritos bewohnt ist, sind in der Hauptsache von malaiischen Völkern besetzt, die sich auf Luzon stellenweise mit Chinesen und Spaniern gemischt und das Christentum angenommen haben. Im Süden der Inselgruppe ist der Islam vorherrschend. Der wichtigste Stamm sind die Tagalen auf Luzon; die Igorroten auf derselben Insel scheinen stark mit Negritos gemischt zu sein. Zu nennen sind noch die Bisayos auf Mindanao, der zweitgrößten Insel. — Die Bewohner Formosas, so weit sie malaiischen Stammes sind, scheinen den Tagalen nächstverwandt zu sein.

4. Die Bewohner Madagaskars.

Madagaskar, die größte Insel Afrikas, ist teils von negerartigen, teils von malaiischen Stämmen bewohnt; sprachlich gehören sämtliche Bewohner, auch die negerhaften Sakalaven der Westküste, zur malaiischen Gruppe. Wahrscheinlich haben im Laufe der Zeit mehrere Wanderungen malaiischer Stämme nach Madagaskar stattgefunden; der Ausgangspunkt der Wanderzüge dürfte Sumatra gewesen sein. Der wichtigste rein malaiische Stamm sind die Howa im Hochlande von Imerina, die in neuerer Zeit den größten Teil Madagaskars ihrer Herrschaft unterworfen und das Christentum angenommen hatten, bis das Eingreifen der Franzosen ihrer Macht ein Ziel setzte.

5. Die Polynesier und Mikronesier.

Die ostwärts gerichteten Wanderungen haben Menschen malaiischen Stammes über die ganze Inselflur des Stillen Ozeans verbreitet; nur auf den melanesischen Inseln und auf Fidschi haben sich negerähnliche Stämme gehalten, aber auch sie sind mit Malaien gemischt und durch die malaiische Kultur aufs tiefste beeinflußt. Die Polynesier und Mikronesier haben sich auf den verschiedenen Inselgruppen in sehr eigenartiger Weise entwickelt, so daß beträchtliche Unterschiede entstanden sind; zum Teil gehen diese Unterschiede auch darauf zurück, daß sich die eingewanderten Malaien mit bereits vorhandenen dunkelfarbigen Bewohnern gekreuzt haben. Fast jede kleine Insel hat ihre Besonderheiten. Die im Durchschnitt hellbraune Hautfarbe schwankt zwischen fast europäischem Weiß bis zu dunkelbraunen Tönen. Die Polynesier haben auf ihren einsamen Koralleninseln manchen ursprünglichen Kulturbesitz eingebüßt, dafür aber die Schiffahrt und auch manche Züge des geistigen Lebens (Mythologie) hoch entwickelt. Die wichtigsten Völkerschaften Polynesiens sind naturgemäß die Bewohner der größeren Inselgruppen, also Hawaiis, Samoas, Tongas und der Gesellschaftsinseln. Einen scharfen Unterschied zwischen Polynesiern und Mikronesiern gibt es nicht. Polynesischen Stammes waren auch die Neuseeländer oder Maori, die sich durch ihre Kriegslust und ihre Neigung zum Kannibalismus einen Namen gemacht haben.

VI. Reste älterer Völkergruppen.

1. Die Basken.

Im Gebiete der westlichen Pyrenäen hat sich das Volk der Basken (Euscaldunac) mit eigenartiger Sprache erhalten. Anthropologisch unterscheidet sich das kleine Volk von seinen Nachbarn kaum; die Sprache dagegen, die gegenwärtig ganz isoliert dasteht, ist wohl der Rest einer einst weitverbreiteten südeuropäischen Sprachgruppe, die später von den indogermanischen Dialekten verdrängt wurde und sich nur in den Tälern der westlichen Pyrenäen gehalten hat. Es ist den Römern nie ganz gelungen, die baskischen Gebirgsstämme zu unterwerfen, und auch späterhin haben sie meist ein politisches Sonderdasein geführt. In neuerer Zeit war das Baskenland der Ausgangspunkt der karlistischen Aufstände.

2. Die Kaukasusvölker.

Das Gebirgsland des Kaukasus ist ein Gebiet, in dem sich zahlreiche Völker- und Sprachenreste erhalten haben, deren Beziehungen und Verwandtschaften noch wenig aufgeklärt sind. Im rein anthropologischen Sinne ist die Kurzköpfigkeit fast aller Kaukasier bemerkenswert; auch in ihrer Kultur, die zum Teil durch die Beschaffenheit des Landes bedingt ist, ähneln sie einander sehr. Der Sprache nach kann man sie in mehrere Gruppen teilen; die Lesghier, die in zahlreiche kleinere Stämme zerfallen, in Daghestan, die Tschetschenzen im Osten von Wladikawkas, die Abchasen und Tscherkessen im westlichen Kaukasus. Die beiden letztgenannten Völker sind größtenteils nach der Türkei ausgewandert. Als Karthwelgruppe faßt man eine Anzahl südlich vom Kaukasus wohnender Völker zusammen, die Georgier (Grusiner), die Imerier, die Mingrelier und die Lasen, ferner einige kleine Gebirgsstämme, unter denen die Swanen bekannter geworden sind.

3. Sibirier und Aino.

Der größte Teil Sibiriens ist von Völkern der mongolischen Gruppe erfüllt, soweit nicht in neuerer Zeit russische Einwanderer der Sprache ihres Volkes zur Vorherrschaft verholfen haben. Immerhin sind noch, namentlich im Nordosten, Völker mit eigenartiger Sprache vorhanden: Im Westen sind nur die Jenissei-Ostjaken zu nennen. Das bedeutendste Volk des Nordostens sind die Tschuktschen; ihnen verwandt sind die Korjäken, die im südlichen Teil der im Ostkap endigenden nordöstlichen Halbinsel Asiens wohnen, während die Tschuktschen den nördlichen in Besitz haben. Westlich von den Tschuktschen am nördlichen Eismeer hausen die Yukagiren. Die einst zahlreichen Itelmen auf Kamtschatka sind bis auf geringe Reste ausgestorben. Eine Art Bindeglied zwischen den Sibiriern und den Aino bilden die Giljaken an der Amurmündung und im nördlichen Sachalin. Die Aino, die anthropologisch sehr interessant sind (vgl. S. 13), wohnen gegenwärtig noch auf Yeso, im südlichen Sachalin und auf den Kurilen.

B. Die Völker Afrikas.

I. Hamitische Völkergruppe.

1. Die Berber.

Die wichtigste und seit alter Zeit ansässige Völkergruppe Nordafrikas sind die Berber. In Wirklichkeit haben wir es hier mit einem Rassengemisch zu tun, das erst im Laufe der Jahrhunderte verschmolzen und sprachlich geeinigt worden ist. Im Altertum finden wir Angehörige der nordischen Rasse (die blonden Libyer), Äthiopier und Verwandte der mittelländischen Rasse zum Teil noch unvermischt an der Küste. Erst das Entstehen einheimischer Reiche, vor allem Numidiens und Mauritaniens, begünstigte den Zusammenschluß dieser verschiedenen Elemente zu einem neuen Volkstum, als dessen reinste Vertreter wir jetzt die Kabylen (Gebirgsbewohner) Marokkos und Algeriens und die berberischen Wüstenvölker zu betrachten haben; selbst bei ihnen aber zeigt sich noch die Rassenmischung darin, daß hellfarbige und bräunliche, blonde und dunkelhaarige Individuen nebeneinander vorkommen. Von Charakter sind die Berber im allgemeinen gutmütig, auch ihr Fleiß und ihre Genügsamkeit sind rühmenswert, dagegen mangelt ihnen der Sinn für politischen Zusammenschluß ebenso wie der für reine religiöse Wahrheiten und die großen Aufgaben des geistigen Kulturlebens. Infolgedessen sind sie durch die Araber stark zurückgedrängt worden, viele Stämme haben sich auch mit Arabern gemischt und deren Sprache angenommen. Am zahlreichsten sind sie noch im Gebirgsland Marokkos. In der Wüste bis gegen den Niger hin wohnen ebenfalls berberische Stämme, deren wichtigster die Tuareg (Imoschagh) sind. — Neben den echten Berbern und den Arabern lebt in Nordafrika, besonders in den Städten, eine Bevölkerung, in der sich das Blut aller Kolonisatoren Nordafrikas (Phönizier, Römer, Vandalen, spanischer Mauren, Türken u. s. w.) mit den der Araber und Berber gemischt hat.

2. Die Äthiopier.

Die Heimat der Äthiopier, die eben als ein Mischungsbestandteil der Berber genannt wurden, scheint das mittlere und obere Nilgebiet zu sein; von hier aus haben sie sich weithin ausgebreitet und sich mit anderen Rassen in der mannigfaltigsten Weise gemischt: die Ägypter, die Abessinier, die nilotischen Völker sind Ergebnisse solcher Kreuzungen. Die echten Äthiopier, deren reinste Vertreter heute als Nubier das mittlere Niltal und dessen Umgebung bewohnen, sind langköpfig, mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen, krausem schwarzen oder dunkelbraunem Haar, hell- bis dunkelbrauner Hautfarbe und mittlerer Körperhöhe.

3. Die Hamiten Ostafrikas.

Der hamitischen Völkergruppe gehört ein großer Teil der Bewohner des nördlichen und mittleren Ostafrika an. Körperlich sind diese Stämme den Äthiopiern am meisten verwandt, doch haben Mischungen mit semitischen Arabern einerseits, Negern anderseits viele Verschiedenheiten des Typus hervorgebracht. Semitische Zumischung zeigen namentlich die Abessinier im äthiopischen Alpengebiet, die auch eine semitische Sprache angenommen haben, ferner die Afar oder Danakil im Steppenland zwischen Abessinien und der Meerenge von Bab-el-Mandeb und endlich die Somali, die das afrikanische Osthorn erfüllen und südwärts bis über den Tana vorgedrungen sind. Die Abessinier sind Christen, die Afar und Danakil Muhammedaner. Starke Zumischung von Negerblut zeigen die Galla (Oama), die ein weites Gebiet von Abessinien südwärts bis zum oberen Tana bewohnen. Weiter südlich haben sich andere hamitische Völker auf Kosten der Neger ausgebreitet, so die Turkana am Rudolfsee, die Massai, deren Sitze bis zur Mitte Deutschostafrikas reichen und die Wahuma, die in älterer Zeit im Gebiete der großen afrikanischen Seen als Gründer der sogenannten Wahumastaaten (Uganda, Unyoro u. s. w.) aufgetreten sind.

4. Die Hamiten Mittel- und Westafrikas.

Die Gründung der Wahumastaaten hat weiter westlich am Südrande der Sahara vielfach ihre Parallelen: die meisten sudanischen Staaten sind durch die Einwanderung hamitischer Nomaden, die die einheimische Negerbevölkerung ihrer Herrschaft unterworfen haben, geschaffen worden, wenn auch später nicht selten wieder die Neger oder Mischlinge aus Negern und Hamiten die Leitung der Staaten an sich rissen. Im westlichen Sudan ist dergleichen in älterer Zeit vielfach vorgekommen; neuerdings hat das hamitische Hirtenvolk der Fulbe, das ursprünglich in der Gegend von Senegambien hauste, einen großen Teil des mittleren Sudan (die sogenannten Haussastaaten) unter seine Botmäßigkeit gebracht. Auch in Bornu sind die Hauptstämme des Landes, die Kanuri und Kanembu, mit einem Nomadenvolk der Sahara, den Tibbu oder Teda, die zwischen Tripolis und Bornu wohnen, nahe verwandt. Hamitischen Ursprungs ist der Kern des Volkes ebenfalls in Wadai. Mischstämme von Äthiopiern und Negern sind besonders am oberen Nil und weit südwärts bis ins Quellgebiet des Ubangi vorgedrungen, so die Niam-Niam und die Monbuttu.

II. Nigritische Völkergruppe.

1. Die Sudanneger.

Die große, anthropologisch ziemlich einheitliche Masse der Negervölker zerfällt sprachlich in zwei Hauptgruppen, in die Sudanneger und die Bantu. Während aber die Bantu eine große Sprachengemeinschaft bilden, gilt das von den nördlicher wohnenden Sudannegern nicht. Auch an Kultur

und geschichtlicher Bedeutung sind die letzteren sehr ungleich. Kulturarm trotz starker Anregungen von außen sind die Neger des oberen Niltales geblieben, unter denen die Dinka als bedeutendster Stamm zu nennen sind. Äußerst zurückgeblieben sind auch zahlreiche kleine Heidenstämme, die teils im Süden der islamischen Staaten Darfur, Wadai, Bagirmi und Bornu, teils innerhalb des weiten Gebietes der Haussastaaten wohnen. Wo dagegen die islamische Kultur eingedrungen ist, haben die Völker beträchtliche Fortschritte gemacht, die übrigens auch zum guten Teil auf der Zumischung hamitischen Blutes beruhen. In den eben genannten islamischen Staaten haben meist hamitisch-nigritische Völker die Vorherrschaft. Ziemlich reine Neger, aber doch als Kulturträger bedeutsam, sind die Haussa im mittleren Nigergebiet, deren Sprache zum allgemeinen Verkehrsdialekt geworden, während sie politisch in neuerer Zeit den Fulbe (s. oben) unterlegen sind. Eine ähnliche Bedeutung für das obere Nigergebiet haben schon in älterer Zeit die Mandingo gewonnen. Dürftiger ist wieder die Kultur an der Küste des Atlantischen Ozeans; zu nennen sind hier die Wolof (Joloff) in Senegambien und die Bewohner der einst mächtigen Reiche Aschanti, Dahomeh, Yoruba und Benin. Der Islam ist auf seinem Siegeswege stellenweise schon bis zur Westküste vorgedrungen, an der christliche Missionare mit weit geringeren Erfolgen tätig sind.

2. Die Bantu.

Ganz Afrika südwärts von einer Linie, die etwa vom Kamerungebirge östlich zum Viktoria-Nyanza und von dort zur Mündung des Tana läuft, ist mit geringen Ausnahmen (s. unten Hottentotten und Zwergvölker) von Negerstämmen erfüllt, die sprachlich eine zusammengehörige Gruppe bilden, die Gruppe der Bantu. Die Bantusprachen sind Präfixsprachen[1]) und sind bei aller Abweichung im Einzelnen in Wortschatz und Grammatik engverwandt. Ihre eigenartige Verbreitung deutet darauf hin, daß in älterer Zeit mancherlei Wanderungen und Mischungen der mittel- und südafrikanischen Negerstämme stattgefunden haben. Genaueres über diese Vorgänge läßt sich vorläufig nicht sagen. Die Kulturhöhe der einzelnen Bantuvölker ist sehr verschieden, was sich zum Teil durch äußere Einflüsse erklärt. Eine verhältnismäßig hochstehende Gruppe bilden die Völker an den Großen Seen, die Waganda, Wanyoro etc., deren Kultur zum Teil auf die Mischung mit den hamitischen Wahuma (s. S. 165) zurückgeht; Uganda, Unyoro und Karagwe sind ziemlich gut organisierte Staaten. Im inneren Kongobecken herrscht eine große Zersplitterung in kleine Stämme, an seinem Rande finden sich dagegen Staaten, so zur Entdeckungszeit in Loango und Angola; im Süden besteht das Reich des Muata Yamwo, dessen Herrschaft in den Händen des Lundavolkes ist. Eine große und wichtige Gruppe der Bantu bilden die Kaffernstämme, deren Dasein neben etwas Ackerbau vorwiegend auf die Viehzucht gegründet ist und die schon deshalb

[1]) Die Präfixe, die vor den Stamm treten, erscheinen besonders in den geographisch-ethnographischen Beziehungen in charakteristischer Weise. U bezeichnet in der Regel das Land (Uganda, Unyoro), M, Plural Wa die Volkszugehörigkeit (Mganda, Plural Maganda = Bewohner von Uganda), Ki die Sprache (Kisuaheli, die Sprache der Wasuaheli).

zu Wanderungen und kriegerischen Eroberungszügen neigen. Schon in älterer Zeit scheinen sie Ost- und Südafrika kriegerisch erschüttert zu haben. Neuerdings sind sie wieder von Südafrika aus nordwärts vorgedrungen (Sulu, Matabele u. s. w.) und haben dank ihrer kriegerischen Organisation zahlreiche seßhafte Stämme über den Haufen geworfen. Das Sulureich im Süden ist durch die Engländer niedergeworfen worden (vgl. Abb. S. 20).

3. Neger außerhalb Afrikas.

Durch den Sklavenhandel sind zahlreiche Neger des Sudan wie der Bantugruppe aus Afrika nach anderen Weltteilen gebracht worden, wo sie sich in Sprache und Kultur den dortigen Bewohnern mehr oder weniger angepaßt haben. Größere Bedeutung haben diese Zwangsansiedlungen nur in Amerika erlangt: Im Süden der Vereinigten Staaten befindet sich eine zahlreiche englischsprechende Negerbevölkerung, in Mittelamerika und den nördlichen Staaten Südamerikas sind Neger mit spanischer Sprache in sehr ungleichmäßiger Verteilung vorhanden, in Brasilien solche mit portugiesischer Sprache. Am meisten herrschen die Neger auf vielen Inseln der Antillen vor, wo sie teils französisch (auf Haïti, Guadeloupe, Martinique), teils spanisch (auf Kuba und Puertorico), teils englisch (auf Jamaika, Trinidad, Barbados etc.) sprechen; auf Haiti haben sie einen selbständigen Staat begründet und hierauf einen sehr merkwürdigen Rückfall in primitive Kulturzustände gezeigt. Natürlich fehlt es nicht an Mischlingen zwischen Negern und Weißen (Mulatten) und zwischen Negern und Indianern (Zambos).

III. Gruppe der Hottentotten und Zwergvölker.

1. Hottentotten.

Das Volk der Hottentotten, das möglicherweise als besondere kleine Rasse zu gelten hat, wenn es auch mit den Buschmännern und anderen Zwergvölkern manche körperliche und sprachliche Verwandtschaft zeigt, bewohnt ursprünglich die Südspitze Afrikas. Die Hottentotten sind Viehzüchter und zu Wanderungen geneigt: Während sie im Osten von den Kaffern zurückgedrängt worden sind, haben sie sich im Westen ihres Gebietes nordwärts bewegt und sind bis zum Damaraland vorgedrungen. Durch das Eingreifen der Europäer sind sie zum großen Teil vernichtet worden, der Rest hat sich stark mit Europäern gemischt und meist die holländische oder englische Sprache angenommen.

2. Zwergvölker.

Kleinwüchsige Stämme mit gelblichbrauner Hautfarbe finden sich in Afrika vielfach unter anderen Völkern zerstreut. Sie durchschweifen teils, wie die Buschmänner Südafrikas, als Jäger die Steppe, teils haben sie sich dem Leben in den dichten Urwäldern des Kongobeckens und des Hinterlandes von Kamerun und Loango angepaßt. Ackerbau und Viehzucht sind



Abb. 32. Hottentotte.
(Nach v. Luschan, Beiträge zur Völkerkunde.)

ihnen unbekannt, ihre Kultur steht auf sehr tiefer Stufe. Stellenweise sind Mischstämme zwischen Negern und Zwergvölkern entstanden.

C. Die Völker Amerikas.

1. Die Indianer Nordamerikas.

Einen klaren Überblick über die älteren Bewohner des riesigen Doppelerdteiles Amerika zu geben, ist aus verschiedenen Gründen schwer. Zunächst sind diese älteren Einwohner in großen Gebieten so gut wie ganz vernichtet oder verdrängt, in andern stark von der Kultur beeinflußt und zugleich durch Mischung in ihrem Wesen verändert. Man muß also auf die Zustände zur Entdeckungszeit zurückgehen, wenn man ein leidlich richtiges Bild der früheren Völkerverteilung gewinnen will. Da man nun einmal den geschichtlichen Standpunkt einnehmen muß, wäre es erwünscht, auch noch ältere Perioden der amerikanischen Geschichte vergleichend heranzuziehen; aber das ist höchstens bei einigen höher kultivierten Völkern und auch da nur in beschränktem Maße möglich. Die rührige prähistorische Forschung kann diese Lücke der Erkenntnis einstweilen nur sehr unvollkommen ausfüllen. Eine zweite Schwierigkeit, bei einem Versuche die Amerikaner übersichtlich in Gruppen zu ordnen, ist der Mangel großer Rassenunterschiede: Mit Ausnahme der Eskimo gehören alle Amerikaner als Indianer der amerikanischen Rasse an (s. S. 22), die freilich zahlreiche Besonderheiten und Spielarten in sich entwickelt hat, aber nicht entfernt so große anthropologische Unterschiede, wie sie zwischen den Rassen der alten Welt bestehen.

Mischungen mit anderen Rassen (Paläasiaten, vielleicht auch Polynesiern) haben nur an der Nordwestküste Nordamerikas nachweislich stattgefunden. So bleiben als Hilfsmittel der Einteilung nur die Kulturhöhe und die Sprache.

Die Kulturunterschiede der nordamerikanischen Indianer sind zum Teil durch die Natur des Landes bedingt. Ärmliche Jägervölker wohnen in den kalten Strichen des Nordens und teilweise in den westlichen Felsengebirgen; auch die Steppen (Prärien) waren, da Viehzucht so gut wie unbekannt, vorwiegend von Jägerstämmen bewohnt. Im Osten der heutigen Vereinigten Staaten gab es dagegen seßhafte Völker, deren Dasein vorwiegend auf dem Anbau des Maises beruhte; in Mittelamerika endlich befand sich in Mexiko ein Mittelpunkt höherer Kultur, die auch auf die benachbarten nordamerikanischen Stämme ihren Einfluß äußerte.

Mit diesen Kulturzonen fallen die Sprachgebiete, nach denen allein eine genauere Einteilung möglich ist, nicht immer zusammen. Eine durch Kulturbesitz und Sprachverwandtschaft geschlossene Gruppe bilden zunächst die Küstenstämme Nordwestamerikas, deren wichtigster die Tlinkit im südlichen Alaska sind. Eigenartige Kunst, stark entwickelter Totemismus und Geheimbünde zeichnen diese Stämme aus, die zwar nur aneignende Wirtschaft treiben, aber infolge des Fischreichtums der Küste in verhältnismäßig günstiger Lage sind. Viel ärmlicher sind die Jägervölkchen des innern Nordwestens, die sprachlich die Gruppe der Tinnehstämme bilden; einige Tinnehstämme sind weit nach Süden gewandert, so besonders die Apatschen, die heute in Arizona hausen. Vorwiegend Jäger waren auch die im Osten weitverbreiteten Algonkinstämme, zu denen unter anderen die Mohikaner am unteren Hudson, die Odschibwäh (Tschippewäer) am Oberen See und als westlichster Stamm die Schwarzfüße am oberen Missouri gehörten. Zur Entdeckungszeit waren die Algonkin teilweise heftig bedrängt durch den Bund der Irokesen, die im heutigen Staate New York und weiter nordwärts bis über den Lorenzstrom hinaus saßen. Es waren 5, später 6 Stämme, unter denen die Mohawks und Senecas am bekanntesten geworden sind. Die Huronen waren ebenfalls irokesischen Stammes, aber Gegner des Bundes, der sie und zahlreiche andere Stämme bis zur Vernichtung bedrängte. Im Südosten der Vereinigten Staaten gab es keine so einheitliche Stammesgruppen wie im Norden. Im Präriegebiete des Westens wohnten im Gebiete des oberen Missouri und Mississippi die Sioux oder Dakotah, die in eine Anzahl von Unterstämmen zerfielen, weiter im Süden die Gruppe der Panis. In Oregon und Kalifornien wohnten kleine zersplitterte Stämme. Eine besondere Gruppe bilden die sogenannten Pueblovölker in Neumexiko, Arizona und Nordmexiko; sie sind nach den zum Teil in Ruinen liegenden stadtartigen Siedlungen (Pueblos) und Klippenburgen benannt, die sich zahlreich als Zeugnisse einer eigenartigen Kultur in ihrem Gebiete finden. Als Uto-Aztekische Gruppe endlich faßt man eine Reihe von Völkern zusammen, deren Urheimat wohl die Felsengebirge in den westlichen Vereinigten Staaten sind, von wo sie dann teilweise als Eroberer Wanderungen nach Süden unternommen haben. Von den Stämmen, die in den Felsengebirgen zurückgeblieben sind, mögen die Schoschonen (Schlangenindianer) genannt sein; auch die Komanchen in Neumexiko und Texas gehören zu der Gruppe.

Die südlich vorgedrungenen Völker (Azteken) werden besser unter den Indianern Mittelamerikas aufgeführt.

2. Die Indianer Mittelamerikas.

Mittelamerika ist ein Gebiet, wo zur Entdeckungszeit alte eigenartige Kulturländer neben ganz kulturarmen Gebieten lagen; gegenwärtig sind die Kulturen meist zerstört, ihre Träger ausgerottet oder tief gesunken, während die Wildstämme zum guten Teil noch heute in ihren zur Besiedlung wenig verlockenden Wohnsitzen erhalten geblieben sind. Die mittelamerikanischen Kulturen in Mexiko und Yukatan hatten, als sie in den Lichtkreis der europäischen Geschichte eintraten, schon eine lange Entwicklung hinter sich, über deren Einzelheiten sich noch wenig Sicheres sagen läßt; daß sie mit den südamerikanischen Kulturen ziemlich nahe verwandt waren, ist allerdings zweifellos. Über die ältesten Kulturträger Mexikos herrscht noch keine Klarheit; die verbreitetste Ansicht geht dahin, daß die Chichimeken das älteste Volk Mexikos sind, daß dann die Tolteken erobernd eindrangen und daß zuletzt die von Norden kommenden kriegerischen Azteken eine Art Militärherrschaft gründeten, die beim Eingreifen der Spanier noch bestand. Noch weniger Zuverlässiges wissen wir über das Kulturvolk Yukatans, die Maya. Neben diesen Kulturvölkern gab und gibt es zahlreiche kleine Stämme von geringer Kulturhöhe, deren Namen aufzuführen kaum lohnt; ein Teil von ihnen ist sprachlich den Maya verwandt, andere stehen mehr oder weniger isoliert. Auch die schon früh ausgerotteten Antillenindianer sind in diesem Zusammenhang zu nennen.

3. Die Indianer Südamerikas.

Fast noch schwerer als über die Indianer Nord- und Mittelamerikas ist ein Überblick über die Südamerikaner zu geben. Zunächst ist hervorzuheben, daß hier im Westen und Nordwesten ein altes, aber wenig einheitliches Kulturgebiet bestand, über dessen ältere Geschichte wenig Sicheres bekannt ist. Im heutigen Kolumbien saß das Kulturvolk der Chibchas; die andern Stämme dieses Gebietes hatten eine weniger hohe Stufe der Gesittung erreicht. In Peru bestand namentlich an der Küste eine nicht unbeträchtliche Kultur; ein Volk der Hochebene, die Aymaras, wurde von den Inkas politisch geeinigt und unterwarf sich ein ansehnliches Reich, das neben gesitteten Völkern auch sehr tiefstehende Stämme umfaßte nnd bis zum Eroberungskrieg Pizzaros bestand. Im übrigen Südamerika ist von höheren Kulturformen keine Rede, wenn auch der Anbau von Nutzpflanzen vielen Stämmen bekannt war. Größere, sprachlich zusammengehörende Stammesgruppen sind die Arowaken in Guyana, ferner die Kariben, deren kriegerischste und zahlreichste Stämme kurz vor der Entdeckungszeit von Guyana aus einen Teil der Antillen erobert hatten; andere Stämme leben im Innern Brasiliens. Die Tupi sind die alten Bewohner des brasilischen Küstenlandes vom Amazonas bis zur Laplatamündung; allmählich sind sie von den aus dem Innern kommenden Gesvölkern (Tapuya), zu denen die bekannten Botokuden gehören, stark zurückgedrängt worden. In den südlichen Steppenländern



Abb. 33. Australier.
(Nach Sokolowsky, Menschenkunde.)

wohnen eigenartige Völkergruppen, die sich seit Einführung des Pferdes zum Teil zu kriegerischen Reiterstämmen umgebildet haben, so die Araukaner in Chile und die Patagonier. Ein höchst kulturarmes Völkchen mit Sammelwirtschaft sind die Feuerländer im äußersten Süden des Erdteils.

4. Die Eskimo.

Die einzige amerikanische Völkergruppe, die nicht gleichzeitig der amerikanischen Rasse angehört, sondern in der Hauptsache, von gewissen Zumischungen abgesehen, zur paläasiatischen Rasse zu rechnen ist, sind die Eskimo, die den Nordrand Nordamerikas und den größten Teil der vorgelagerten Inseln einschließlich Grönlands bewohnen. Die Eskimo sind wirtschaftlich zu den unsteten Polarvölkern zu rechnen; Nutzpflanzen bauen sie nicht an, von Tieren züchten sie nur den Hund, ihr auf der Jagd, namentlich der Jagd warmblütiger Wassertiere, beruhendes Dasein zwingt sie zu häufigem Ortswechsel. Die östlichen Eskimo in Grönland, Labrador

u. s. w. unterscheiden sich in manchen Eigenheiten von den westlichen in Alaska; die Grenze zwischen beiden Gruppen liegt etwa an der Mündung des Mackenzie.

D. Die Völker Australiens.

1. Australier und Tasmanier.

Die Urbewohner Australiens gehören in der Hauptsache der östlichen nigritischen Rasse an, haben sich aber anscheinend in beträchtlichem Maße



Abb. 34. Mann aus Finschhafen, Deutsch-Neuguinea.
(Nach Sokolowsky, Menschenkunde.)

mit Angehörigen der malaiischen Rasse gemischt, die von Norden her eingewandert sind und auch mancherlei Kulturanregungen mitgebracht haben. In der Gesittung am tiefsten standen die Tasmanier. Alle Australier sind unstete Jäger und Sammler mit geringem Kulturbesitz; einseitig hoch entwickelt sind nur einige Züge des Gesellschaftslebens, insbesondere die Verwandtschafts- und Ehegesetze und die Knabenweihen. Sprachlich zerfallen die Australier in mehrere Gruppen, politisch haben sie niemals größere Verbände gebildet.

2. Papua und Melanesier.

Der Kern der Bevölkerung auf den melanesischen Inseln einschließlich Fidschis besteht aus Angehörigen der nigritischen Rasse, die vielfach mit

Malaio-Polynesiern, im Innern der großen Inseln anscheinend auch mit einer Zwergrasse gemischt sind. Der Name Melanesier wird auf die ganze Gruppe angewendet. Als Papuas bezeichnet man in der Regel nur die Bewohner der Hauptinsel Neuguinea (s. Abb. 34). Das Dasein der meisten Melanesier beruht auf dem Anbau von Nutzpflanzen und der Schweinezucht; an den Küsten treibt man Fischfang, auch Stammesindustrien, besonders die Töpferei, sind stellenweise entwickelt. Der Kannibalismus ist weit verbreitet, doch nicht allgemein, dasselbe gilt von der Kopfjägerei. In gesellschaftlicher Beziehung sind die Melanesier durch die hohe Wichtigkeit der Männerhäuser, Klubs und Geheimbünde ausgezeichnet. Die Gruppierung der Melanesier ergibt sich aus den natürlichen Verhältnissen, da Neuguinea sowohl wie jeder größere Archipel seine eigenartigen ethnischen Züge besitzt. Ein großer Gegensatz besteht allerdings oft zwischen den Küstenbewohnern, die regsamer und kultivierter sind, und den ärmlicheren Stämmen des Innern. Die Sprachen- und Stammeszersplitterung ist ungemein groß, politische Verbände höherer Art haben sich nirgends gebildet.

Anleitung zu selbständiger Arbeit auf dem Gebiet der Völkerkunde.

Von einer Anleitung für Forschungsreisende kann hier natürlich nicht die Rede sein, sondern nur von einigen Hinweisen auf die Möglichkeit, auch innerhalb des europäischen Kulturgebietes völkerkundliche Arbeit zu leisten. Auf den ersten Blick sollte man diese Möglichkeit freilich ganz bezweifeln; indes werden die folgenden Bemerkungen wohl erkennen lassen, daß mit einigem Scharfsinn und Fleiß auch von Dilettanten noch manches getan werden kann, was von den berufenen Vertretern des Faches mit Dank als schätzenswerter Beitrag zum Aufbau der Wissenschaft begrüßt werden würde.

Direkte Beobachtung.

Zunächst läßt sich auch im Innern Europas Ethnographie im engeren Sinne des Wortes treiben. Es fehlt nirgends ganz an Resten primitiver Zustände, ja selbst an kulturarmen Bestandteilen des Volkes (Zigeunern u. dgl.), deren Untersuchung ohne weiteres als Beitrag zur Völkerkunde gelten kann. Allerdings hat sich auf diesem Gebiete die Volkskunde mit ihren besonderen Forschungsweisen und einer reichen Literatur entwickelt, so daß es hier genügen mag, auf diesen Teil der Wissenschaft einfach hinzuweisen.

Museumsarbeit.

Eine andere Gelegenheit zu unmittelbarer ethnographischer Arbeit bieten die Museen für Völkerkunde, die in den meisten Großstädten vorhanden sind. Es fehlt sehr an Forschern, die sich zunächst einmal der Systematik der massenhaft aufgespeicherten Gegenstände widmen und auf beschränktem Gebiete eine entschiedene Autorität gewinnen. Dazu gehören weniger große Talente, als Fleiß und ein scharfer Blick für ethnographische Besonderheiten, der sich im Laufe der Zeit wohl erwerben läßt. Es ist denkbar, daß sich jemand ganz der Erforschung der materiellen Kultur eines einzigen Volksstammes widmet, wobei er natürlich nicht versäumen darf, alle irgend erreichbare Literatur über den Stamm zu Rate zu

ziehen; es ist aber auch denkbar, daß er sich mit der Systematik irgend einer Waffe, eines Gerätes u. dgl. befaßt, z. B. die Bogen- und Pfeilformen, die Beile, die Tabakspfeifen, das Eisengeld zusammenfassend studiert. Kann er selbst eine kleine Sammlung anlegen, so wird dadurch der Eifer für die Sache besonders wach gehalten; nur hüte man sich in die öde, unfruchtbare Sammelleidenschaft zu verfallen, die ihre Schätze mit drachenartiger Eifersucht bewacht: Jede Sammlung soll nur Mittel zum Zweck sein, sie soll die Erkenntnis fördern und der Wissenschaft dadurch nützen, daß sie als Grundlage tüchtiger systematischer Arbeiten dient. An guten Systematikern fehlt es der Völkerkunde noch sehr, während sie z. B. auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik massenhaft vorhanden sind. Was die Bearbeitung und Veröffentlichung des Stoffes betrifft, so hält man sich am besten an gute Vorbilder, wie sie z. B. im „Internationalen Archiv für Ethnographie", im „Globus" und anderen völkerkundlichen Zeitschriften zahlreich zu finden sind.

Prähistorie.

Wenn somit schon Mitarbeit an der Völkerkunde im engeren Sinne möglich ist, so gilt das in noch stärkerem Maße von den Hilfswissenschaften der völkerkundlichen Forschung. Da ist zunächst die Prähistorie: Mag die Kulturwelt der Gegenwart auch zur eigentlichen ethnologischen Untersuchung nicht taugen, so ist doch Europa in älterer Zeit von Völkern bewohnt gewesen, die auf mehr oder weniger tiefer Kulturstufe standen, und Reste und Spuren dieser älteren Völker werden täglich aufs neue wieder zu Tage gefördert. Freilich sind nicht alle Gegenden in diesem Sinne gleich begünstigt; es gibt Landschaften, wie z. B. die meisten deutschen Mittelgebirge, die ungemein arm an vorgeschichtlichen Resten sind, während andere deren eine Überfülle besitzen. Es ist schon eine dankenswerte Aufgabe, auf zufällige Funde zu achten, mutwillige oder leichtsinnige Zerstörung vorgeschichtlicher Reste zu verhüten und das Verständnis für diese Dinge in weiteren Volkskreisen zu beleben. Selbständige Untersuchungen, besonders Ausgrabungen sollte man nicht unternehmen, ohne sich vorher nach Möglichkeit über die wissenschaftlichen Methoden und Forderungen unterrichtet zu haben, was am besten immer durch persönlichen Verkehr mit einem Fachmann geschieht, im Notfalle auch durch fleißiges Studium der einschlägigen Literatur. Hier mag nur erwähnt sein, daß es nie und niemals genügt, einfach das Gefundene zusammenzuraffen: Ein genaues Protokoll, das den Ort, die Lage der Gegenstände, die durchgrabenen Erdschichten u. s. w. eingehend, womöglich mit Beihilfe von Kartenskizzen und Zeichnungen schildert, ist für die wissenschaftliche Verwertung der Funde unerläßlich. Bei allen Ausgrabungen ist große Vorsicht geboten, da z. B. Tongefäße oft in höchst zerbrechlichem Zustande zu Tage kommen und erst beim Stehen an der Luft langsam erhärten. — Der Prähistoriker im Nebenberuf wird stets wohl tun, nach möglichst genauer Kenntnis der Funde seines Wohngebietes zu streben, da er auf diesem Wege am ersten zu brauchbaren Ergebnissen gelangt. Für den allgemeinen Überblick, den er natürlich nicht ganz vernachlässigen darf, ist Hoernes, „Urgeschichte der Menschen" (Wien, 1892)

zu empfehlen, auch der 2. Band des Werkes „Der Mensch“ von J. Ranke (2. Aufl., Leipzig 1894). Die prähistorische Kleinarbeit und die Art ihrer wissenschaftlichen Verwertung lernt man am besten durch ein Studium der „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ kennen, die in zahlreichen Jahrgängen vorliegen.

Historische Landschaft.

Die Forschungen dieser Art beschränken sich übrigens nicht auf die Untersuchung von Knochen, Steinwaffen, Tongefäßen u. dgl. Auch die Landschaft ist oft durch prähistorische und historische Tätigkeit beeinflußt. Alte Völkergrenzen sind vielfach noch an Grenzgräben und -wällen zu erkennen, alte Siedelungen an künstlichen Hügeln, Rundwällen, Pfahlresten u. dgl. Von verkehrsgeschichtlicher Bedeutung sind Straßenzüge, Paßübergänge, Hohlwege und Spuren von Brücken. Ehemalige Gold- und Erzwäscherei ist an aufgeworfenen Sandhügeln kenntlich, prähistorischer Bergbau an Schutthalden und Gruben. Da es oft schwer ist, über das Alter solcher Spuren zu entscheiden, ist es zuweilen angebracht, durch systematische Grabungen nach sonstigen Resten, besonders Topfscherben, Stein- und Metallwaffen u. dgl. zu suchen, um mit deren Hilfe die Frage zu lösen. Das Studium aller erreichbaren geschichtlichen Dokumente und Chroniken darf dabei ebensowenig außer acht gelassen werden, wie ein Befragen der Landbewohner nach alten Überlieferungen und Sagen.

Rassenkunde.

Anthropologische Untersuchungen, namentlich solche der Rassenverhältnisse, sind unter günstigen Umständen innerhalb der Kulturvölker wohl möglich. Besonders begünstigt sind hiebei die Berufe, denen ein großes sich immer erneuerndes Menschenmaterial zur Verfügung steht, also die Lehrer und die Offiziere. Eingehende körperliche Untersuchungen und Messungen sind allerdings im allgemeinen nicht anzuraten; die wichtigsten Rassenmerkmale sind ja auch bei oberflächlicher Betrachtung kenntlich genug. Um so wichtiger sind die Fragen der Rassenverbreitung und der Rassenpsychologie, die namentlich dem Lehrer sich wie von selbst aufdrängen. Beispielsweise mögen einige solcher Fragen hier aneinander gereiht sein.

Wie viel reine Vertreter der nordischen, der alpinen u. s. w. Rasse sind in einer bestimmten Klasse der Schule vorhanden? Wie viel ausgesprochene Mischtypen? Wie verhält sich (in gemischtsprachigen Gebieten) die Muttersprache zur Rasse? Ist mit den Rassenmerkmalen eine besondere Begabung für bestimmte Fächer verbunden? Ist die Entwicklung des Geistes schnell, langsam oder sprungweise? Bevorzugen die Rassen bestimmte Berufe? Treten bestimmte Charakterzüge bei den einzelnen Rassen immer wieder hervor?

Schon durch bloße systematische Prüfung etwa der Zensurlisten lassen sich recht wertvolle Ergebnisse gewinnen; wer eine besondere Gabe für psychologische Forschung in sich fühlt, kann aber die Untersuchung dieser

Art noch außerordentlich verfeinern und mannigfaltiger gestalten. Vielleicht noch aussichtsvoller sind die Versuche, von der Basis der Schule aus ganze kleine Gemeinden anthropologisch zu erforschen. Die Rassenmerkmale der Eltern und Großeltern können hier vergleichend herangezogen werden, die Erblichkeit des Charakters und der Begabung ist zu untersuchen, ferner die Verteilung der Rassen auf die Berufe, der Einfluß der Ein- und Auswanderung u. s. w. Auch mehrere Gemeinden können in ihrer Eigenart mit einander verglichen werden. Überhaupt lassen sich, wenn man die Rassenmerkmale zu Grunde legt, eine unendliche Menge von Fragen stellen und beantworten und für feinsinnige Beobachter öffnet sich hier ein unendliches Feld.

Anthropogeographie.

Die anthropogeographische Forschung verdient ebenfalls Aufmerksamkeit. Die Lage, die Bauart und die innere Einrichtung der Siedelungen ist zu untersuchen, nicht minder die natürlichen Bedingungen, denen sie ihr Entstehen verdanken. Die Straßen und Pässe in ihrem Verhältnis zu den Ortschaften und den Ansprüchen des Verkehrs können monographisch behandelt werden. Besonders anziehend sind alle Grenzländer mit ihrem weiten geschichtlichen Horizont und ihrer eigenartigen Bevölkerung, mit den Beziehungen zum Nachbarlande, mit ihren alten Festungen und Handelsplätzen. Auch die Verhältnisse an anderen Grenzen (Sprach-, Religions-, Wirtschaftsgrenzen) sind der Untersuchung sehr wert. Vielfach liegen solchen Grenzen natürliche Unterschiede des Bodens, der Bewaldung u. dgl. oder lange geschichtliche Entwicklungen zu Grunde.

Wirtschaftskunde.

Die Untersuchung der Siedelungen führt ungezwungen zu einer solchen der wirtschaftlichen Verhältnisse. Gewisse Wirtschaftsformen und -gewohnheiten halten sich oft mit großer Zähigkeit und sind nicht selten wichtige ethnische Merkmale. In diesem Sinne ist eine Prüfung der Ackerbaugeräte, der Ackereinteilung, der Gemeindeländereien, der Viehhaltung, der Aufbewahrung der Vorräte erwünscht. Sehr lohnend ist die Untersuchung der wirtschaftlichen Grundlage ganzer Gemeinden: Wie viele Familien und Bewohner leben von Ackerbau und Viehzucht, wie viele nebenbei oder hauptsächlich von gewerblicher Beschäftigung oder vom Handel? Wie viele Taglöhner gibt es? u. s. w. Auf alte Gewohnheiten und Sitten ist hierbei immer besonders zu achten. Selbst über die Ernährung, über Nationalgerichte und -getränke läßt sich manches Brauchbare ermitteln.

Gesellschaftslehre.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind in manchen Teilen Europas noch eigenartig genug, um eine genauere Untersuchung zu verdienen. Der innere Bau und Zusammenhang der Familien ist zu beachten, die Gewohnheiten bei der Gattenwahl (Heirat möglichst innerhalb der Gemeinde, wirtschaftliche Einflüsse), das sittliche Verhalten der jüngeren Leute (Fensterln

u. dgl.), die soziale Bedeutung der Kirche einerseits, des Wirtshauses anderseits. Oft bestehen besondere Körperschaften (Vereinigungen der jungen Burschen, religiöse Verbände u. dgl.), die in ihren Einzelheiten und ihrem Verhältnis zur Gemeinde studiert zu werden verdienen. Auch der gesellschaftliche Einfluß der Besitzunterschiede, die Verwendung Fremder als Knechte und Arbeiter, die regelmäßigen Wanderungen, um auswärts Arbeit zu suchen, sind bisher nur ausnahmsweise genügend untersucht worden.

Das Sammeln von Märchen und Sagen, von Sitten und Bräuchen gehört zum eigentlichen Gebiet der Volkskunde. Auch die Untersuchung dialektischer Besonderheiten ist wohl der Völkerkunde von Nutzen, gehört aber in ihren Methoden doch einem andern Wissenszweige an.

Beobachtung der Kinder.

Zum Schluß mag hervorgehoben sein, daß schon das Beobachten der Kinder an sich, ganz abgesehen von der Rasse, ethnologische Bedeutung gewinnen kann. Die Entwicklung des Kindes ist eine merkwürdige Parallele zur Entwicklung der Menschheit: die Anschauungen, die Spiele und die Gedanken primitiver Völker ähneln oft ganz auffallend denen unserer Kinder; man vergleiche z. B. die Zeichnungen der Naturvölker mit solchen, die von europäischen Kindern Tag für Tag in derselben naiven Weise angefertigt werden! So ist denn jeder gute Beitrag zur Psychologie des Kindes für die Völkerkunde bedeutungsvoll; namentlich die Spiele der Kinder sind beachtenswert, da das Spiel als Vorstufe ernster Tätigkeit auch im Leben der Völker außerordentlich hervortritt.

